

BIBLIOTHECA
IBERO-AMERICANA

VERVUERT

Wolfgang Bader / Ignacio Olmos (Hrsg.)

***Die deutsch-spanischen
Kulturbeziehungen
im europäischen Kontext***



***Bestandsaufnahme,
Probleme, Perspektiven***

Wolfgang Bader / Ignacio Olmos (Hrsg.)
**Die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen
im europäischen Kontext**
Bestandsaufnahme, Probleme, Perspektiven



BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Veröffentlichungen des Ibero-Amerikanischen Instituts
Preußischer Kulturbesitz

Band 97

BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Wolfgang Bader/Ignacio Olmos (Hrsg.)

**Die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen
im europäischen Kontext**

Bestandsaufnahme, Probleme, Perspektiven

VERVUERT · FRANKFURT/MAIN · 2004

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des
Goethe-Instituts Madrid und des
Instituto Cervantes Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Vervuert Verlag, Frankfurt am Main 2004

ISSN 0067-8015

ISBN 3-86527-103-0

Alle Rechte vorbehalten

Redaktionelle Bearbeitung: Isabel Rith-Magni und Juliane Dücker

Umschlaggestaltung: Michael Ackermann

Gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier

gemäß ISO-Norm 9706

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Wolfgang Bader und Ignacio Olmos 9

Eröffnung und Begrüßung 11

Pilar del Castillo, Spanische Ministerin für Bildung, Kultur und Sport

Joachim Bitterlich, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland

Jon Juaristi, Direktor des Instituto Cervantes

Joachim-Felix Leonhard, Generalsekretär des Goethe-Instituts

Einführung zu den deutsch-spanischen Kulturbeziehungen in Europa

Hans-Jörg Neuschäfer

Eine Inventur aus deutscher Sicht 23

Presse und Medien

Paul Ingendaay

Das Deutschlandbild in der spanischen Presse 35

Ciro Krauthausen

Das Spanienbild in der deutschen Presse 41

Literatur und Sprache

Michi Strausfeld

Einige alte und neue Kommentare zur Rezeption

der spanischen Literatur in Deutschland 49

Cecilia Dreymüller

Anmerkungen zur Präsenz der deutschsprachigen Literatur

in Spanien 61

Rafael López-Campos Bodineau

Zur Stellung der deutschen Sprache in Spanien 67

Ingeborg Christ

Zur Stellung der spanischen Sprache in Deutschland 73

Musik, Theater, bildende Künste und Film

Reinhard Brembeck

Beziehungen zwischen deutscher und spanischer Musik 91

José Monleón

Das deutsche Theater im zeitgenössischen Spanien 97

Simón Marchán Fiz

Zeitgenössische deutsche Kunst in Spanien (1949–1989) 115

Michael Scholz-Hänsel

Die Präsenz spanischer Kunst in Deutschland 133

Klaus Eder

Anmerkungen zu den deutsch-spanischen Film-Beziehungen 149

Hispanistik und Germanistik

Jordi Jané

Profil der spanischen Germanistik 155

Dieter Ingenschay

Hispanistik in Deutschland – Profil und Perspektiven 163

Philosophie und Gegenwartsdenken

Félix Duque

Das eigene und das andere Denken 179

Félix Duque

Umfrage über den Einfluss der deutschen Philosophie in Spanien 189

Ernesto Garzón Valdés

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Hispanoamerika
im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie 199

Geschichtswissenschaft

Walther L. Bernecker

Deutschland und Spanien: Historiografische Aspekte zur
Geschichte des 20. Jahrhunderts 231

Wirtschaft und Kultur

Santiago García Echevarría

Wirtschaft und Kultur – Unternehmenskultur 263

Carsten Moser

Unternehmenskultur und Kooperation in den deutsch-spanischen
Wirtschaftsbeziehungen 267

Mariano Riestra

Unternehmenskulturen im Wandel 275

Tourismus und Arbeitsemigration

Klaus Dirscherl

Auf der Suche nach Alterität? Residenztouristen in Spanien und
Arbeitsmigranten in Deutschland 285

Politik und Geschichte

Günther Maihold

Spanien–Deutschland–Lateinamerika als kulturelles Dreieck 307

Walter Haubrich

Besonderheiten der politischen Kultur in Deutschland und Spanien
und ihre Auswirkungen auf die bilateralen Beziehungen 337

Ignacio Sotelo

Die politische Kultur Deutschlands und Spaniens und
ihre geschichtliche Entwicklung 345

Bilanz

Joachim-Felix Leonhard

Versuch einer Bilanz 359

Schlussdeklaration 365

Verzeichnis der Autoren und Symposiumsteilnehmer 367

Vorwort

Deutschland und Spanien sind zwei befreundete Länder, die sich gemeinsam auf den Weg in eine europäische Zukunft begeben haben. Diese gemeinsame Zukunft wird nicht nur politisch oder wirtschaftlich sein, sie hängt in hohem Maße davon ab, wie wir uns kulturell verstehen, d. h. wie wir uns in unseren verschiedenen kulturellen Kontexten wahrnehmen und das Geflecht unserer kulturellen Beziehungen gemeinsam organisieren. Hier sind alle Akteure auf dem Feld der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen gefragt.

Für den gegenwärtigen Zustand der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen ist dreierlei festzustellen: Erstens, ihre Intensität ließe sich in wesentlichen Bereichen verstärken; zweitens, in bestimmten Sparten wie z. B. der Literatur und der Sprache herrscht ein Ungleichgewicht; drittens, eine Vielzahl von Einzelinitiativen könnte besser miteinander vernetzt werden.

Hier setzt die Initiative der Goethe-Institute in Spanien und der Institutos Cervantes in Deutschland an, um im deutsch-spanischen Dialog wichtige Akteure der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen aus beiden Ländern zusammenzubringen, mit dem Ziel, eben diese Kulturbeziehungen in den nächsten Jahren weiterzuentwickeln.

Der vorliegende Band gibt die Beiträge des ersten Symposiums über deutsch-spanische Kulturbeziehungen wieder, das vom 27. bis 28. Juni 2002 im Goethe-Institut Madrid stattfand. Die Referenten sollten eine Bestandsaufnahme relevanter Felder der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen vornehmen, die dabei auftretenden Probleme artikulieren und weiterführende Perspektiven erarbeiten. Der Rahmen war umfassend gesetzt: Wissenschaftler trafen sich mit den eigentlichen Protagonisten der kulturellen Beziehungen, Spartenvertreter, die sonst unter sich sind, tauschten sich im interdisziplinären Dialog mit den Experten aus anderen Fächern aus, wobei persönliche Erfahrungen und fachliche Analyse zählten, – alle geeint in ihrem Engagement für die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen sowie in ihrer Ungeduld, die aufgezeigten Probleme und Ungleichgewichte möglichst bald einer Lösung zugeführt zu sehen. Die Schlussdeklaration enthält einige ganz konkrete Vorschläge, die es verdienen aufgegriffen zu werden.

Das Symposium ist der Auftakt einer kontinuierlichen Zusammenarbeit zwischen den Goethe-Instituten in Spanien und den Institutos Cervantes in Deutschland. Sie haben sich vorgenommen, weiter an diesen Themen zu arbeiten und alle zwei Jahre in einer gemeinsamen Veranstaltung, zwischen beiden Ländern abwechselnd, ihren Beitrag zur Weiterentwicklung der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen zu leisten. Beide Institutionen waren mit den Ergebnissen dieser ersten größeren Kooperation so zufrieden, dass sie im März 2003 anlässlich der Eröffnung des neuen Instituto Cervantes in Berlin einen weiterführenden Kooperationsvertrag abschlossen, um die Zusammenarbeit auf andere Felder auszudehnen.

Unser Dank gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Goethe-Instituts Madrid für die kompetente Vorbereitung und Betreuung des Symposiums. Besonders danken möchten wir Martina Stemann für ihre redaktionelle Arbeit. Sie koordinierte und redigierte die Manuskripte, übersetzte die auf spanisch verfassten Beiträge ins Deutsche und trug damit wesentlich zur Vorbereitung der Druckvorlage bei.

Ein ganz spezieller Dank richtet sich an die Fundación Goethe España, die das gesamte Symposium finanzierte und damit einen wichtigen Beitrag zur Intensivierung der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen leistete.

Wolfgang Bader

Ignacio Olmos

Eröffnung und Begrüßung

Pilar del Castillo

Spanische Ministerin für Bildung, Kultur und Sport

Das Symposium „Deutsch-spanische Kulturbeziehungen im europäischen Kontext“ mit den Aspekten Bestandsaufnahme, Probleme und Perspektiven beinhaltet ein wohl durchdachtes und ausgewogenes Programm. Die Themenbereiche Medien, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik beider Länder werden untersucht, immer in Bezug und mit Blick auf das jeweils andere Land.

Von der Initiative über die Planung bis zur Durchführung war die Zusammenarbeit vorbildlich. Die konzeptuelle Denkweise der Deutschen übertrug sich auf die spanischen Mitorganisatoren. Ich glaube daher, dass die aktuelle Situation der deutsch-spanischen Beziehungen keinen Anlass für Kulturpessimismus, sondern *Kulturoptimismus* gibt, und das gilt für beide Länder.

Mein Eindruck von Deutschland, den ich durch Lesen und Reisen gewonnen habe, bestätigte sich mir im Alltag des Landes, in der Kultur, der Arbeit und im Sozialen. Nirgendwo wird so viel organisiert und strukturiert wie in Deutschland. Die *Corporate Identity* Deutschlands ist die Vernunft. Spanien kann durch seine Beziehungen mit Deutschland nur gewinnen.

Umgekehrt weiß ich, dass auch in Deutschland großes Interesse für Spanien besteht. Vielleicht ist die starke Anziehungskraft, die unser Land auf viele deutsche Touristen ausübt, nur die Spitze einer viel tiefer gehenden Verbundenheit zwischen beiden Ländern. Seit jeher hatten die Deutschen große Sehnsucht nach dem Licht und der Sonne des Südens: Hölderlin und andere Romantiker waren in gewisser Weise die Vorhut der Touristenströme des 20. Jahrhunderts.

Und wie sich die Deutschen gen Süden wandten, so blickten auch unsere Dichter und Denker, Künstler und Wissenschaftler nach Deutschland. Angefangen bei den deutschen Klassikern bis zu Zeitgenossen wie Jürgen Habermas oder dem kürzlich verstorbenen Hans-Georg Gadamer finden diese wahre Anhänger in Spaniern.

Als Beispiel für die Vorbildfunktion und Inspirationsquelle Deutschlands für Spanien soll hier lediglich Ortega y Gasset und seine fruchtbare Zeit in Marburg genannt werden.

Unsere gemeinsame Geschichte hatte ebenso schwierige Momente. Heute jedoch haben es beide Länder verstanden, zu Nachbarn zu werden, ohne es geographisch zu sein. Austausch und gegenseitiges kennen Lernen erweitern den Horizont, Phänomene, auf die sich der europäische Humanismus gründet.

Eingangs wurden die positiven Zukunftsaussichten erwähnt und die Chancen von Initiativen wie dieser. Was mich optimistisch macht, sind die Möglichkeiten, die Europa in sich birgt. Im Rahmen meiner Funktion als Ministerin konnte ich feststellen, dass sich alle Mitgliedsländer darum bemühen, Europa mehr als nur ein rechtliches, politisches oder wirtschaftliches Gerüst zu geben. Vielmehr wird ein kultureller Leitfadens gesucht, der im Sinne der europäischen Idee für alle verbindlich ist. Das bedeutet, dass Europa eine lebendige Wirklichkeit werden soll, die jeder Einzelne wie selbstverständlich als etwas Eigenes empfinden kann.

Um auf die konkrete Situation zwischen Spanien und Deutschland zurückzukommen: auch hier kann Optimismus verbreitet werden. Initiativen zur Sprachförderung und Kulturarbeit erfreuen sich in beiden Ländern großer Beliebtheit und werden in Zukunft noch ausgebaut: In Berlin wird demnächst das dritte Instituto Cervantes eingeweiht, dem ich wünsche, dass es den Ruf, den die beiden anderen Institute in München und Bremen erlangt haben, gerecht wird.

Nicht zuletzt dieses Symposium macht die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien deutlich. Dass es sich hierbei um mehr als einen bloßen Austausch von Visitenkarten handelt, stellen unsere Perspektiven unter Beweis.

Was noch zu tun bleibt, ist gewaltig, aber die Anstrengung wert. Hegel sagte, „Nichts großes entstand ohne Leidenschaft“.

In diesem Sinne wünsche ich allen Mut, um solche Initiativen mit Leidenschaft und Ausdauer fortzusetzen.

Joachim Bitterlich

Botschafter der Bundesrepublik Deutschland

Sehr geehrte Frau Ministerin, meine Damen und Herren,

ich freue mich, dass das Goethe-Institut Madrid und das Instituto Cervantes die Initiative zu diesem ersten umfassenden Kultur-Symposium ergriffen haben.

Diese Initiative ist meines Erachtens überfällig. Was wir heute brauchen, ist zunächst eine nüchterne Bestandsaufnahme, die Analyse der bestehenden Schwachstellen und Probleme sowie der möglichen Potentiale und Perspektiven. Nur auf dieser Grundlage ist es möglich, die entsprechenden Schlussfolgerungen zu ziehen und vor allem auf die Zukunft ausgerichtete Initiativen zu entwickeln. Denn darum muss es uns als Akteuren der Auswärtigen Kulturpolitik ja eigentlich gehen: eine an fundierter Analyse orientierte und gezielte Fortentwicklung der kulturellen Beziehungen zu gewährleisten.

Dieses Thema war im Übrigen auch Gegenstand einer Regionalkonferenz der deutschen Botschafter in den EU-Mitgliedsstaaten, die im Februar dieses Jahres in Berlin stattfand und schwerpunktmäßig der Kulturarbeit in den EU-Mitgliedsstaaten gewidmet war.

Aus meiner Sicht durchaus beachtlich, denn nur selten steht die Kultur im Mittelpunkt solcher Veranstaltungen, die dem Nachdenken über die strategische Positionierung unserer Botschaftsarbeit dienen. Dieses Faktum zeigt zugleich, dass das Thema Kultur für uns nicht schmückendes Beiwerk der Außenpolitik ist, sondern einer der wichtigen Pfeiler, auf die sich unser politisches Wirken stützt.

Die uns allen vertrauten Sparschwänge, die auch die Kulturarbeit im Ausland nicht verschonen, machen es auf den ersten Blick nicht leicht, diesen Anspruch glaubwürdig einzulösen. Beim zweiten Hinsehen erweist sich Anpassungsdruck von Außen aber zugleich als Gestaltungschance, um Strukturen und Inhalte auf ihre Beständigkeit zu überprüfen und mit neuen – auch politischen – Gegebenheiten abzugleichen. Das Goethe-Institut, als unsere maßgebliche Organisation auf dem Feld der Auswärtigen Kulturpolitik, befindet sich – ähnlich wie das Auswärtige Amt selbst – augenblicklich in eben diesem Prozess der Selbst-

prüfung, und das Goethe-Institut löst seine Aufgabe, soweit ich es beurteilen kann, durchaus mit großem Geschick.

Doch lassen Sie mich mit einigen Bemerkungen zum europäischen Gesamtkontext unseres heutigen Themas beginnen: Der Prozess der Integration entfaltet sich mit einer Dynamik, die immer weitere Dimensionen einbezieht. In Wirtschaft und Politik ist dies ganz offenbar, wie die Einführung unserer gemeinsamen Währung, die bevorstehende Erweiterung der Europäischen Union und die Vorbereitungen auf die Regierungskonferenz im Jahr 2004 durch den Konvent zeigen, womit der Weg hin zu einer europäischen Verfassung – oder ich spreche lieber von „Verfasstheit“ – beschritten wird.

Gleichzeitig sieht sich die Europäische Union mit der Osterweiterung und der Strukturdebatte vor eine der größten Herausforderungen ihrer Geschichte gestellt. Es wird ihr an Integrationsleistungen und Reformfähigkeit mehr abverlangt werden als je zuvor. Sie muss überzeugende Antworten finden, wenn sie handlungsfähig bleiben und von allen, den alten wie den neuen Mitgliedsstaaten, als Fundament unseres politischen Handelns akzeptiert werden soll. Dabei wird es nicht zuletzt um die grundsätzliche Frage gehen, als was sich Europa in Zukunft überhaupt verstehen will. „Gemeinsamer Lebens- und Kulturraum“, „wirtschaftliche Zweckgemeinschaft“, „Träger einer bestimmten Werteordnung“ und „Politische Union“ bezeichnen dabei Konzepte, die sich zwar nicht gegenseitig ausschließen müssen, aber doch – je nach Gewichtung – zu unterschiedlichen Modellen führen. Die Frage nach den „Grenzen Europas“ – in des Wortes unterschiedlichen Bedeutungen – hat damit nicht nur politische und geographische Aspekte, sondern auch solche der Kultur. Was deren spezifische Rolle für die zukünftige Entwicklung betrifft, so wird sich herauszustellen haben, welchen Beitrag sie leisten kann, um uns ein Stück gemeinsamer Identität zu stiften.

Ich möchte hierbei an den Ausspruch erinnern, der Jean Monnet, einem der Gründerväter der Europäischen Union zugeschrieben wird: „Wenn wir unser Werk noch einmal von vorne beginnen könnten, sollten wir es mit der Kultur versuchen.“ Die Frage, wie weit wir damit kommen könnten, werden wir im Augenblick offen lassen müssen.

Fest steht für mich, dass die „kulturelle Dimension“ Europas als Ganzem uns heute zumindest als reale Perspektive erscheint und dass das hiermit eng zusammenhängende Paradigma einer „europäischen

Identität“ für das Zusammenwachsen unseres Kontinents eine wichtige Größe darstellt. Zugleich aber auch, dass die Richtigkeit dieses Postulats, das wir gegen das Faktum der politischen Teilung unseres Kontinents stets aufrechterhalten haben, jetzt erst eigentlich zu beweisen sein wird.

Wo haben wir vor diesem Hintergrund die Kulturbeziehungen zwischen Spanien und Deutschland einzuordnen, ein Viertel Jahrhundert nach der *transición* und sechzehn Jahre nach dem Beitritt Spaniens zur Europäischen Union? Ohne Zweifel hat der Dialog mit Deutschland, gerade auch auf kulturellem Gebiet, für Spanien am Anfang seines Weges nach Europa eine eminent wichtige Rolle gespielt. Das Goethe-Institut in Madrid entwickelte sich damals zu einem der herausragenden Foren dieses unverzichtbaren Dialogs.

Wo stehen wir heute? Hat das Bemühen um den Austausch zwischen zwei – wie man meinen sollte – vertrauten Partnern angesichts der viel größeren Herausforderung, die vor uns liegt, an Bedeutung verloren? Die Frage ist schwieriger zu beantworten, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Fraglich ist nämlich schon, wie tief diese Vertrautheit eigentlich geht.

Aus deutscher Sicht wird in diesem Zusammenhang häufig auf die Reiselust von uns Deutschen verwiesen, die Jahr für Jahr mehr als zehn Millionen unserer Landsleute nach Spanien führt. Doch viele Deutsche bevorzugen es, sich an den Küsten und auf den Inseln Spaniens unter ihresgleichen einzurichten, touristisch vollversorgt, am besten noch mit deutschen Läden, deutschen Restaurants und deutschem Fernsehen, das dank Satellitentechnik auch in Spanien landesweit zu empfangen ist. Diese Art von Begegnung führt sicherlich nicht zu einem ernsthaften Sich-Einlassen auf das Gastland, sondern beruht alleine auf dessen Anpassungsleistung. Unter solchen Bedingungen muss die Empfindung von Nähe und Vertrautheit eine Illusion bleiben.

Es gibt, zum Glück, aber auch das wirkliche Interesse an Spanien, seiner Kultur und seiner Sprache, wie uns etwa der Run auf Spanischsprachkurse und die Erfolge von Buchpublikationen spanischer Autoren in Deutschland zeigen. Spanisch ist *in*, und zwar in einem Maße, dass das Angebot mit der Nachfrage kaum noch Schritt halten kann. Doch wie tief geht diese Befassung mit unserem Partnerland wirklich? Herrschen am Ende trotz allen guten Willens nicht doch noch immer die alten Stereotype vor, die uns den Blick auf das aktuelle Bild des an-

deren verstellen? Und wie sieht es umgekehrt mit dem kulturellen Einfluss Deutschlands in Spanien aus?

Im spanischen Schulunterricht spielt die deutsche Fremdsprache eine marginale Rolle. Die Zahlen sprechen von einem Anteil, der unter 1 Prozent liegt, eine Situation, die weder dem hoch entwickelten Stand unserer Beziehungen in Politik und Wirtschaft, noch dem Gewicht Deutschlands in der Europäischen Union insgesamt entspricht.

Und auch unsere deutschen Universitäten scheinen nicht in der Lage zu sein, in größerem Umfang spanische Studenten nach Deutschland zu locken, trotz „Erasmus“ und anderer Programme zur Mobilitätsförderung, die offenbar helfen, ein noch größeres Defizit zu vermeiden. Auch der Jugend- und Schüleraustausch, um ein weiteres Beispiel zu nennen, scheint an Elan verloren zu haben.

Andererseits machen sich in einigen Bereichen Initiativen bemerkbar, die in der langfristigen Perspektive dazu beitragen können, das etwas „eingeschlafene“ Interesse an Deutschland wieder zu beleben. Ich denke zum Beispiel an die Neuansätze in der Spracharbeit des Goethe-Instituts, das die Wichtigkeit unmittelbarer Kontakte mit den Autonomen und einzelnen Universitäten erkannt hat und offensiv für die Idee der Mehrsprachigkeit in Europa und die Einbeziehung der deutschen Sprache in solche Überlegungen wirbt.

Wenn ich die Anwesenheit der Ministerin für Bildung, Kultur und Sport bei diesem Anlass hierzu nutzen darf, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass ich das Konzept der Mehrsprachigkeit, und das heißt die Einführung von zwei Fremdsprachen als Pflichtschulfächern, im Hinblick auf unsere europäische Zukunft für eine nicht länger aufschiebende Notwendigkeit halte. Dass die deutsche Sprache dabei eine zu berücksichtigende Option sein muss, ist für mich selbstverständlich.

Aber zurück zu unserem Thema, den deutsch-spanischen Kulturbeziehungen und der Frage, wo wir da heute stehen: Mein persönlicher Eindruck nach gut zweieinhalb Jahren als Botschafter Deutschlands in Spanien und einer sehr vielen längeren Zeit intensiver persönlicher Kontakte zu diesem Land ist ein Eindruck von Licht und Schatten, von Chancen, die nur unzureichend genutzt werden, zugleich aber von einer gewissen Aufbruchstimmung, bestehende Defizite zu korrigieren.

Zugleich bleibt aber festzuhalten, dass uns ein systematischer Überblick über die Grundlagen und die Lage – davon konnten wir uns bereits bei der Vorbereitung dieser Veranstaltung überzeugen – fehlt.

Höchste Zeit also für dieses gemeinschaftliche Unternehmen von Goethe-Institut und Instituto Cervantes, auf dessen Ergebnisse ich mit Spannung warte.

Doch ganz gleich wie diese Ergebnisse ausfallen: Ich denke, dass die Rolle der Kultur und unserer Anstrengungen auf diesem Gebiet für ein Zusammenwachsen Europas nicht ernsthaft angezweifelt werden kann und dass es auch für das Verhältnis unter uns „Alt-Mitgliedern“ des Europäischen Clubs noch keinen Grund gibt, im Bemühen um ein tieferes Verständnis des jeweils anderen nachzulassen.

Ganz im Gegenteil: Die möglichen Friktionen und Missverständnisse, die dem Prozess zunehmender europäischer Integration als potentielle Gefahren durchaus innewohnen, verlangen mehr denn je nach einer Vertiefung des Dialogs unserer Gesellschaften, eines Dialogs, der – es sei noch einmal erwähnt – am besten funktioniert, wenn wir auf beiden Seiten auch die Sprache des jeweils anderen beherrschen.

Soweit es um die Aufgaben unserer Auswärtigen Kulturpolitik geht, also um dasjenige, was wir als politisch Verantwortliche unmittelbar beeinflussen können, denke ich, dass es gerade angesichts der vor uns liegenden Herausforderungen einer erweiterten Union wichtig sein wird, sich auch für neue Formen und Inhalte zu öffnen.

In inhaltlicher Hinsicht müsste das Denken in traditionellen Kategorien mehr und mehr durch die Schaffung neuer Zusammenhänge und Beziehungsgeflechte ersetzt werden, z.B. im Verhältnis von Kultur und Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft, Kultur und Neuen Medien. Nur mit solch einem integralen Ansatz wird es möglich sein, den kulturpolitischen Diskurs mit aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen zu verknüpfen und die Dynamik paralleler Entwicklungen zu nutzen. Um reine Selbstpräsentation im Sinne einer kulturellen Differenzierung nach außen, wie sie früher einmal im Vordergrund gestanden haben mag, kann es gleichfalls nicht mehr gehen. Ein Kulturdialog, der Gemeinsamkeit stiften soll, muss das Verbindende betonen, ohne die Vielfalt zu leugnen, muss den kreativen und sensiblen Umgang mit dem Andersartigen fördern und muss nicht zuletzt zum Aufbau tragfähiger Netzwerke zwischen den Kulturschaffenden unserer Länder beitragen.

In diesem Sinne würde ich mich freuen, wenn die heute eröffnete Veranstaltung des Goethe-Instituts und des Instituto Cervantes sich nicht ausschließlich als Instrument zur Wiederbelebung eines deutsch-

spanischen Kulturbilateralismus verstehen wollte. So wichtig dieses Ziel für sich genommen ist: Als mindestens genauso nützlich würde es sich erweisen, wenn die Veranstaltung den Ausgangspunkt für weitere zukünftige Gemeinschafts-Aktivitäten bilden würde, die schließlich nach und nach auch andere Länder, gerade auch solche aus dem Kreis der Beitrittsländer, in gemeinsame Projekte mit einbeziehen würden.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche dem ersten „Symposium über deutsch-spanische Kulturbeziehungen im europäischen Kontext“ einen erfolgreichen Verlauf.

Jon Juaristi

Direktor des Instituto Cervantes

Sehr geehrte Frau Ministerin für Bildung, Kultur und Sport,
sehr geehrter Herr Botschafter der Bundesrepublik Deutschland,
sehr geehrter Herr Generalsekretär des Goethe-Instituts,
sehr geehrte Damen und Herren,

zuerst möchte ich dem Goethe-Institut Madrid meinen Dank aussprechen für die Schirmherrschaft dieses ersten Symposiums über die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen; dem Generalsekretär des Goethe-Instituts für sein Kommen aus Deutschland; Wolfgang Bader, Leiter des Goethe-Instituts Madrid, und Ignacio Olmos, Leiter des Instituto Cervantes Berlin, sowie ihren jeweiligen Mitarbeitern für ihren Einsatz bei der Organisation des Symposiums.

Die beiden Institutionen, die das Symposium vorbereitet haben, teilen ähnliche Arbeitsweisen und Ziele. Beide fördern international zwei der großen europäischen Sprachen und Kulturen. Das Goethe-Institut hat bereits eine lange und fruchtbare Laufbahn hinter sich. Das Instituto Cervantes wurde 1991 ins Leben gerufen. Dies ist nicht die erste Gelegenheit für beide Institutionen zusammenzuarbeiten und wird auch nicht die letzte sein. Besonders jetzt, da das neue Instituto Cervantes in Berlin seine Arbeit aufnehmen und sich zu den schon existierenden Institutos Cervantes in München und Bremen gesellen wird.

Die kulturellen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland greifen, wie es zwei alten europäischen Kulturen entspricht, auf eine lange Geschichte zurück, die im Allgemeinen intensiv und manchmal ungleich war. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es ist bekannt, dass Deutschland eines der Länder ist, in denen die Hispanistik die größten Erfolge erzielt hat. Die Humboldt-Universität Berlin verfügte seit ihrer Gründung im Jahre 1810 über einen Lektor für Spanisch. Im 19. Jahrhundert legten Friedrich Diez, Graf Adolf von Scheck und Johannes Fastenrath den Grundstein für die wissenschaftliche Erforschung der spanischen Literatur. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts waren Gelehrte wie Karl Vossler und Ludwig Pfandl Lehrer der bekanntesten spanischen Philologen.

Aber was uns an diesem Symposium interessiert, ist nicht so sehr die Geschichte, als vielmehr die Gegenwart und Zukunft der Beziehungen zwischen beiden Kulturen; der einen, die sich im Herzen Europas befindet, und der anderen, der es gelungen ist, von der geographischen Peripherie des Kontinents aus, ihre Sprache durch ihre Präsenz auf dem ganzen amerikanischen Kontinent zu einem Medium internationaler Kommunikation werden zu lassen. Dies sind zwei Perspektiven und zwei unerlässliche und komplementäre Vorteile für den Aufbau Europas.

Wir wünschen außerdem, dass das Symposium Ausgangspunkt einer erweiterten Zusammenarbeit zwischen den beiden Institutionen wird, und dass diese die verschiedensten Gebiete und Projekte einschließen wird. Daher scheint es uns angebracht, mit der Untersuchung der jetzigen Situation der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen, ihren Problemen und Perspektiven, zu beginnen, sowie herauszufinden, auf welche Gebiete sich das wachsende Interesse der Deutschen für die spanische Kultur und umgekehrt, der Spanier für die deutsche, richtet.

Außerdem fänden wir es wünschenswert, dass diese Betrachtungen von einigen Soziologen, Historikern, Philologen, Journalisten, Politologen, Verlegern, Philosophen und Kritikern der Literatur, Musik und Kunst, die beide Kulturen bestens kennen, durchgeführt würden. Damit entstünde ein vielfältiges, unabhängiges und wenn nötig kritisches Bild. Also genau das, was die Arbeit einer kulturellen Institution ausmachen sollte.

Ortega beschrieb Anfang der 30er Jahre in seinem *Prólogo para alemanes* seine akademische Ausbildung in Deutschland und sagte: „Das Maul, mit dem man eine Kultur verschlingt, nennt man Begeisterung. Wenn ich bei der Begegnung mit Deutschland nicht aufrichtige, tiefe Begeisterung empfunden hätte, über das deutsche Schicksal – seine Ängste, sein Zittern, seine Ideen – erbittert, dann hätte ich nicht tun können, was sich rückblickend als mein Lebenswerk erwies.“ Die Erfahrungen und der Enthusiasmus Ortegas sind immer noch gültig – heute wie gestern.

Joachim-Felix Leonhard

Generalsekretär des Goethe-Instituts

Frau Ministerin, Herr Botschafter, Herr Bader, Herr Olmos,

im März dieses Jahres hat ein aus Spanien stammender Schriftsteller im Goethe-Institut Prag aus seinen Werken, abwechselnd auf Französisch und auf Deutsch gelesen. Jorge Semprún, der den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten hat, weil er sich mit den Fragen der Vergangenheitspolitik auf nachdrückliche Weise beschäftigte, hat bei dieser Gemeinschaftsveranstaltung des Institut Français und des Goethe-Instituts Prag eindrucksvoll das Trennende unserer Vergangenheit beschrieben und dabei das Einigende der Gegenwart als Postulat der Zukunft Europas hervorgehoben. Hätte eine solche Veranstaltung wie die Prager Lesung vor zehn Jahren stattfinden können, und wenn ja, wie? Vor dreizehn Jahren wäre eine solche Veranstaltung – im Prag des Jahres 1989 – kaum vorstellbar gewesen. Zäune im buchstäblichen Sinne behinderten die Begegnung der Menschen untereinander, Mauern verdeckten in jeder Hinsicht die Sicht.

Vielleicht ist dieser Gedanke geeignet zum Entrée für diese Tagung, zu der ich Sie alle sehr herzlich begrüße. Wir sprechen vom europäischen Kontext und haben zu denken an einen weiter gefassten und das mittlere Osteuropa oder das östliche Mitteleuropa einbeziehenden Kontext, an ein Netz von Vielfalt, das nicht nur zwischen zwei Ländern, sondern auch zwischen Regionen und Kommunen Menschen und Bürger zusammenführt. Kultur und Kommunikation bilden ein Junktim, ein reizvolles Thema – sechs Monate nach der Einführung des Euro, einem Symbol von Einheit, aber nicht von Vereinheitlichung. Je mehr Einheit uns in Europa im politischen Kontext zusammenführen wird und soll, um so mehr werden wir die Vielfalt kultureller Identität, Traditionen und Ausprägungen im Blick halten, wie dies die UNESCO schon lang mit dem Prinzip kultureller Diversität tut: Das Einigende zu betonen ist daher das Gebot unserer Zeit, damit aus Europa im globalen Umfeld mehr wird als nur ein Euroland.

Für die Beziehungen unserer beiden Länder sind die Voraussetzungen gut, aber sie können besser werden: Das Instituto Cervantes wird nach den Instituten in München und Bremen in Berlin eine weitere

Netzwerkstation eröffnen, direkt in der Nachbarschaft von British Council und Goethe-Institut: Mit anderen Kulturinstituten, auch aus Mitteleuropa, wollen wir eine Art Kulturquartier bilden in einer Stadt, die zugleich eine Art ostwestliches Labor ist. Vielleicht ist das Denken in institutionellen Dimensionen bisher für uns bestimmend. Aber ist das im Sinne der Netzwerkbildung in Europa und für die europäische Kulturpolitik noch so entscheidend? Ist es nicht besser in Funktionen und Inhalten zu denken und zusammenzuarbeiten in einem institutionellen Rahmen? Wichtiger sind Anlaufstellen, Treffpunkte für Menschen, kurz, das Denken im europäischen Netzwerk bei gleichzeitiger Betonung der Gleichwertigkeit von Sprach-, Programm- und Informationsarbeit. Immerhin haben unsere beiden Institute gegenüber den anderen europäischen Mittlerorganisationen etwas Gemeinsames: Sie definieren sich nicht über Adjektive, die die nationale Herkunft beschreiben, sondern über Autoren der Weltkultur, Cervantes und Goethe. Und „Goethe“ und „Cervantes“ haben gute Grundlagen gelegt für ihre Arbeit und ihren Auftrag in Gestalt eines im Jahre 1954 geschlossenen Kulturabkommens, das es immer wieder neu zu beleben und mit Inhalt und Form zu füllen gilt. So war die Zeit gewissermaßen reif für ein gemeinsames Symposium, das erste seiner Art. Die Zusammengehörigkeit hat in der graphischen Gestaltung des Programmheftes Ausdruck gefunden, wie im Programm selbst: Die nationalen Farben schwarz-rot-gelb und rot-gelb-rot gehen spielerisch ineinander über und werden gesäumt von einem europäisch-blauen Band. Eine Graphik mit symbolischem Wert.

Instituto Cervantes und Goethe-Institut, Ignacio Olmos und Wolfgang Bader, haben diese Tagung vorbereitet, denen ich stellvertretend für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter herzlich danke. Ebenso herzlich Danke sage ich aber auch der engagierten Fundación Goethe, die als zivilgesellschaftliches und nicht staatliches Element Projekte und Kulturarbeit in Spanien im Sinne „Goethes“ fördert und Vorbildcharakter anstrebt. Themen der Zukunft stehen auf dem Programm im Sinne ihrer Stifter, Erfahrungen aus der Vergangenheit bringen wir, jede und jeder von uns, mit in die Gegenwart der Vorträge und Diskussionen.

Ich wünsche uns allen viele neue Informationen, Impressionen, vor allem Zeit für Gespräche in den nächsten beiden Tagen.

Einführung zu den deutsch-spanischen Kulturbeziehungen in Europa

Hans-Jörg Neuschäfer

Eine Inventur aus deutscher Sicht

Meine (ganz persönliche) Inventur der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen beginnt (I) mit einem Rückblick auf Victor Klemperer und das Jahr 1926. Sie geht anschließend (II) auf das Jahr 1955 ein, in dem meine eigenen Erfahrungen begannen. Und sie endet (III) mit einem Blick auf die Gegenwart.

I

Zunächst zu Victor Klemperer, dem Autor des viel gelesenen und viel diskutierten Tagebuchs aus der Hitlerzeit. Klemperer lehrte als Romanist an der TH Dresden. Weil er Jude war, verlor er 1933 seinen Lehrstuhl, und nur dem Mut seiner „arischen“ Frau ist es zu danken, dass er dem Vernichtungslager entkam. Eva Klemperer blieb die ganze Zeit bei ihm; zum Schluss in einem der Judenhäuser, wo man auf engstem Raum mit anderen Familien auskommen musste. Alles was Klemperer in den Jahren der Verfolgung erlebte, erlitt, beobachtete und hörte, hat er, mit bewundernswerter geistiger Disziplin und mit präzisen Formulierungen, einem geheimen Tagebuch anvertraut, wohl wissend, dass es bei Entdeckung zu seinem Todesurteil werden konnte. Erst 1995, 35 Jahre nach dem Tod des Verfassers, wurde es veröffentlicht und errang sofort einen beispiellosen Verlagserfolg, was Klemperer schließlich auch zu Ruhm in Westdeutschland verhalf, wo er bis dahin so gut wie unbekannt war. Dagegen konnte er in der DDR immerhin wieder auf seinen Lehrstuhl zurück; es wurden ihm zahlreiche Ehrungen zuteil, und vor allem genoss er dort die Zuneigung seiner Studenten, für die das aus dem Tagebuch hervorgegangene und in der DDR verlegte *LTI*

(Abkürzung für „Lingua tertii imperii“) ein Kultbuch war. Einer dieser Ex-Studenten, Walter Nowojski, seinerzeit Direktor des Aufbau-Verlags in Ostberlin, war es auch, der sich zur Veröffentlichung jenes (Teil)-Tagebuchs entschloss, das die Jahre 1933 bis 1945 umfasst und das in Kürze auch in Spanien, bei Galaxia Gutenberg, erscheinen wird. Nach dem großen Erfolg von *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten* erschienen in Deutschland nach und nach *alle* Klemperer-Tagebücher, die (zusammen mit anderen autobiographischen Schriften) den Zeitraum vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis zu seinem Tod im Jahr 1960 umfassen. Damit verfügen wir über ein in Deutschland einzigartiges Dokument, mit dessen Hilfe man das gesamte Leben eines jüdischen Intellektuellen über einen langen Zeitraum aus der Innensicht verfolgen kann.¹

In Bezug auf Spanien stehen wir allerdings vor einem bemerkenswerten Beispiel des Unverständnisses, ja des Widerwillens. Klemperer konnte nicht nur kein Spanisch sprechen oder lesen; er betrachtete die Beschäftigung mit Hispanistik, sobald sie über den engen Bereich der anerkannten literarischen Meisterwerke hinausreichte, überhaupt als etwas, das in der Universität nichts zu suchen hat.

Diese Aussage findet sich im Tagebuch von 1926, in dem Klemperer auf achtzig Seiten die einzige Reise beschreibt, die er, zusammen mit seiner Frau, nach Spanien unternommen hat, eine Reise, die von dem vergeblichen Versuch bestimmt war, sich der iberischen Kultur anzunähern. Das Unternehmen war über ein Stipendium der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, dem Vorläufer der DFG, finanziert und sollte drei Monate dauern, doch Klemperer ließ es schon nach zwei Monaten genug sein. Die Fahrt wurde schon mit Unlust begonnen, denn nach Spanien gehen hieß für Klemperer die Arbeit an seiner Geschichte der französischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert unterbrechen, die ihm viel mehr am Herzen lag. Bei der Ankunft im Hafen von Málaga zögert er das Verlassen des Schiffes so lang wie möglich hinaus. Als seine Frau und er sich am nächsten Tag endlich ausbooten

¹ Näheres bei Neuschäfer, Hans-Jörg (1997): „Klemperers Tagebücher. Eine Nachbetrachtung“. In: *Zeitschrift für Germanistik der Humboldt-Universität*; und ders. (2000): „Klemperers Spanienreise. Zum Tagebuch von 1926“. In: Rodiek, Chistoph (Hrsg.): *Dresden und Spanien*. Frankfurt: Vervuert.

lassen, sucht man unverzüglich Zuflucht in einer deutschen Pension, wo man sich drei Wochen lang förmlich abkapselt. Und obwohl Klemperer später das Land von Süden bis Norden durchmisst und von Málaga bis Barcelona die wichtigsten spanischen Städte besucht, beschränkt er sich hauptsächlich auf die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und vermeidet tunlichst den Kontakt mit Kollegen, Autoren oder sonstigen Einheimischen. Jedes Mal wenn eine neue Reiseetappe beginnt, registriert er das Ausreißen von Gutscheinen aus seinem RENFE-Abonnement mit der gleichen Befriedigung, mit der der Gefängnisinsasse die Strichliste jener Tage führt, die ihn noch von der Entlassung trennen. Die ganze seelische Pein, die ihm der Spanienaufenthalt bereitet, schlägt sich am Ende in einem körperlichen Symptom nieder: dem Ekel vor dem Olivenöl – ein Umstand, der heutzutage eher erheitert wirkt, angesichts des gesamteuropäischen Hedonismus, der nicht müde wird, die Vorteile der *dieta mediterranea* zu preisen. Als die Klemperers schließlich, wieder per Schiff, Spanien verlassen und von Barcelona nach Genua gelangen, wo 1926 schon der Faschismus herrschte, jubelt Klemperer im Tagebuch, als sei er einer Via crucis entgangen. Tatsächlich redet er wörtlich von unserem spanischen „Leidensweg“. Man bedenke, dass die folgenden Zeilen vom gleichen Autor stammen, der nur wenige Jahre später den *wirklichen* Faschismus kennen lernen und der dann in seinem Tagebuch so tapfer einen ganz anderen Leidensweg beschreiben und beschwören sollte, im Vergleich zu dem sich der spanische wie eine Quisquillie ausnimmt.

„Einer solchen konzentrierten Würde, einer solch klaren großen Kultur bin ich in Spanien nirgends begegnet. Hier [in Italien] lebt die Renaissance, hier ist sie rein, ohne afrikanische Beimischung [...]. Faschismus hin, Faschismus her – Italien ist Kulturland, es hat Europa erzeugt und lebt europäisches Leben; während Spanien wenig mit Europa [...] zu schaffen hat. [...] Und nirgends roch es nach Öl.“²

Nun war die Position Klemperers gewiss extrem negativ. Sie gibt aber dennoch einen Fingerzeig auf den allgemeinen Charakter der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen und auf das Selbstverständnis der deutschen Romanistik, und das nicht nur für die zwanziger Jahre,

² Klemperer, Victor (1996): *Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum*, Bd. II. Berlin: Aufbau-Verlag, S. 267.

sondern weit bis in die siebziger, also fast bis in die Gegenwart. Denn das Konzept der deutschen Romanistik war nur in der Theorie ein komparatistisches, das von der Gleichberechtigung der verschiedenen romanischen Kulturen ausging. In der Praxis wurde diese Gleichberechtigung aber nur in der historischen Sprachwissenschaft und in der Mediävistik respektiert; für die Moderne hingegen blieb die deutsche Romanistik lange sehr einseitig auf Frankreich fixiert. An zweiter Stelle, aber schon mit gehörigem Abstand, folgte Italien, und erst an dritter Stelle kam Spanien, das als einzigen Trumpf das *Siglo de Oro* ins Feld führen konnte. Dieses hatte ja bei den deutschen Romantikern großes Prestige genossen, wovon noch die Studien eines Karl Vossler oder Max Kommerell spätes Zeugnis ablegen. Vom 18. Jahrhundert an aber zählte Spanien überhaupt nicht mehr.

Die Lücke nun, welche die Universitäten mangels Interesse am modernen Spanien (und an Lateinamerika) offen gelassen hatten, füllten die Wirtschafts- und Dolmetscherschulen mit reiner Landeskunde aus, die, da sie auf eine vertiefte Betrachtung von Kultur und Geschichte verzichtete, ihrerseits ganz einseitig auf die kommerzielle Zweckmäßigkeit ausgerichtet blieb. Das wiederum machte die Abneigung der Kulturbeflissenen nur umso größer und brachte selbst jemanden wie Klemperer auf den Gedanken, die Hispanistik sei bloß eine Wissenschaft für „Ladenschwengel“. Man darf sich deshalb nicht wundern, dass just dieser Ladenschwengel-Verdacht (der nicht allein von Klemperer gehegt wurde) zusammen mit dem Desinteresse am nachbarocken Spanien die deutsche Hispanistik nach dem Zweiten Weltkrieg für längere Zeit ins Abseits geführt hat. Außerdem hatten ausgerechnet die Nazis jene Art von Landeskunde noch verstärkt, sodass auch von daher zu verstehen ist, dass es angeraten war, sich mit spanischer Literatur nicht allzu tief einzulassen, wenn man einen romanistischen Lehrstuhl anstrebte.

Man muss auch bedenken, dass noch während meines Studiums an der seinerzeit renommierten Universität zu Heidelberg (1954–1958) von den deutschen Dozenten kaum etwas Hispanistisches angeboten wurde. In vier Jahren gab es ein einziges Seminar über Cervantes (gehalten von einem bekannten Romanisten, der ebenfalls kein Spanisch konnte); keine Vorlesung und gleich gar nichts über Lateinamerika. Dabei hatten wir spanische Lektoren *de luxe*, die einer auf den anderen folgten: Gonzalo Sobejano, Fernando Díaz Plaja und Emilio Lledó. Es

war aber nur eine Handvoll Interessenten, die aus freien Stücken ihre Veranstaltungen besuchten. So hatten sie kaum etwas zu tun und stattdessen alle Zeit der Welt, in Ruhe ihre künftige Laufbahn vorzubereiten (was gewiss nichts Schlechtes war). Hingegen musste man die Veranstaltungen des französischen Lektors unbedingt besuchen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, im Examen zu scheitern (was gewiss ebenfalls nichts Schlechtes war). Dieses Ungleichgewicht zwischen Französisch und Spanisch hing natürlich auch mit der politischen Situation nach dem Krieg zusammen. Ganz abgesehen davon, dass Französisch zu jener Zeit noch in ganz Europa als *die* Kultur- und Diplomatsprache galt, stand Frankreich unter anderem auch deshalb hoch im Kurs, weil es den (inzwischen etwas verblassten) Mythos der *Résistance* geschickt ins Spiel zu bringen verstand, während Spanien mit seinem Franco-Regime nicht das geringste Prestige genoss, gerade weil Deutschland selbst erst vor kurzem – und höchst oberflächlich – vom Nazismus zur Demokratie „umerzogen“ worden war.

II

Damit sind wir bereits in die fünfziger Jahre eingetreten. Dreißig Jahre nach Klemperers Reise war auch ich keineswegs begeistert, als mir der DAAD 1955 eines seiner damals äußerst raren Auslandsstipendien zusprach. Aber nicht für Paris, wie ich gehofft hatte, sondern für Madrid. Auch ich konnte kaum Spanisch und brauchte es auch nicht. Für das Staatsexamen, ja sogar für eine romanistische Promotion genügte es, wenn man über einfache „Lesekenntnisse“ im Italienischen, Spanischen oder Portugiesischen verfügte. Wichtig war allein, dass man sich im Französischen auskannte. So konnte ich – genau wie Klemperer 1926 und wie meine drei deutschen Kommilitonen in Madrid – das Spanische in den ersten beiden Monaten nur radebrechen. Bei den Vorlesungen an der Universität verstand ich am Anfang kaum etwas (ich muss aber gestehen, dass es sich auch später, als ich gelernt hatte zu verstehen, nur selten lohnte). Es gab auch keine Tutorien für ausländische Studenten. Im Studentenheim, in dem wir – sehr komfortabel übrigens, für unsere Verhältnisse geradezu luxuriös – untergebracht waren, fühlten wir uns ein wenig deplaziert. Man hatte uns nämlich zu den zukünftigen spanischen Diplomaten gesteckt, die keine normalen Stu-

denten und älter waren als wir. Die konnten ihrerseits auch mit uns nicht viel anfangen, zumal unserem Outfit jeder Chic fehlte und man es uns ansah, dass wir aus bescheideneren Verhältnissen kamen als die meisten von ihnen. Zum Ausgleich hatten wir ziemlich viel Kontakt mit der Polizei, wo wir uns einmal im Monat melden mussten, um über unsere Beobachtungen in Studentenkreisen zu berichten (was wir nicht taten, zumal wir vom DAAD darauf vorbereitet worden waren). Gott sei Dank insistierte der Mann von der Polizei nicht; es war übrigens immer der gleiche. So beschränkten wir uns bald darauf, über unsere gemeinsame Fußball-Leidenschaft zu sprechen, und wenn ich mich seit jener Zeit als wirklichen Kenner der spanischen Profi-Ligen bezeichnen kann, so verdanke ich das nicht zuletzt der Unterweisung „meines“ Kriminalbeamten. Unangenehm war auch, dass das Außenministerium, das für die Auszahlung der Stipendienraten zuständig war, uns lange Zeit kein Geld gab, wohl aber eine lehrreiche Einführung in das Wesen der spanischen Bürokratie. Gott sei Dank brauchten wir in der *Residencia de Relaciones Culturales* (so hieß das Haus, das heute nicht mehr existiert) für das Essen nichts zu zahlen.

So also standen die Dinge nach zwei Monaten. Und als wir uns sagen mussten, dass es schlimmstenfalls auch in den restlichen so weitergehen könnte, beschlossen wir, die beiden Lektoren für Deutsch, die es damals an der *Complutense* (der einzigen Madrider Universität) gab, um Hilfe zu bitten. Es waren Wilhelm Muster und Walter Boehlich, die genauso wenig mit Arbeit überlastet waren wie die Spanisch-Lektoren in Deutschland und die, wie diese, die Zeit zur eigenen Weiterbildung nutzten. Beide wurden später wichtige Vermittler der spanischen Kultur im deutschen Sprachraum (so wie Lledó zum Vermittler der deutschen Philosophie in Spanien wurde). Der Österreicher Muster als renommierter Übersetzer und Boehlich als Cheflektor bei Suhrkamp. Kurzum: die beiden Herren schickten uns vier Germanistik-Studentinnen, die ihre Deutsch-Kenntnisse verbessern wollten und bereit waren, uns im Gegenzug zu anständigen Spanisch-Kenntnissen zu verhelfen. In der Tat hatten die Mädels genau so wenig Ahnung von deutscher Kultur und hochdeutscher Sprache (mussten dafür aber Althochdeutsch, Niederländisch und Indogermanisch „lernen“) wie wir von der spanischen. Während meine Kollegen bei dieser Studentinnen-Lotterie nicht vom Glück begünstigt waren, hatte ich – noch ohne es zu ahnen – das große Los gezogen. (Eine der ersten Taten meiner schon damals

kämpferisch veranlagten Tutorin war übrigens das Eintreiben der rückständigen Stipendien-Raten.) Kurzum: Wir kamen uns näher, wir wurden Freunde und wir verliebten uns und schließlich heirateten wir auch. Das ist heute zwar europäische Normalität geworden; damals war es aber noch etwas Außergewöhnliches: eine „echte Spanierin“ in dem überaus provinziellen Heidelberg, das so in Zucker eingemacht war wie das Oxford von Javier Marías, verbreitete durchaus einen Hauch von Exotik und wurde überall stark beachtet.

Also: nicht in der Universität (weder in der deutschen noch in der spanischen) begann meine spanische „Erziehung“, die kulturelle wie die sentimentale, sondern in der Verbindung mit Mercedes und später mit ihrer Familie. Und erst in dieser Verbindung erlangte ich mit der Zeit eine zweite Identität, meine spanische Identität, die genauso zu mir gehört, die ebenso bereichernd ist und die nicht weniger tief reicht als die deutsche.

Mit Mercedes entdeckte ich die spanische Literatur, und nicht nur die klassische, sondern auch die moderne. Mit ihr und mit unseren gemeinsamen Freunden lernte ich den Glanz von Madrid kennen, das schon damals eine Metropole war und einen jungen Mann, der aus Adenauer-Deutschland kam, richtig blenden konnte. Im Prado war damals noch viel Platz; das Nationalorchester erlebte unter Ataulfo Argenta einen Höhenflug; und das Kino trat mit Filmen von Bardem und Berlanga und von anderen kritischen Filmemachern aus dem langen Schatten der franquistischen Zensur heraus.

An diesem Punkt werden sich die jüngeren Zuhörer fragen, wieso unsere Verbindung so kulturzentriert war. Natürlich war sie nicht nur das. Aber „das andere“ lasse ich hier nicht nur aus Gründen der Discretion unerwähnt. Es gab in dieser Beziehung vielmehr so enge Grenzen, dass sie heute geradezu grotesk erscheinen. Wenn wir im Café Händchen hielten, kam der Kellner und sagte: „Die Herrschaften mögen verzeihen; mir macht das natürlich nichts aus, aber an der Bar steht jemand, der sich beschwert hat.“ Und wenn wir im Westpark einmal eine einsame Bank gefunden hatten und ungestört zu sein hofften, trat wie von Zauberhand hervorgeholt ein uniformierter Sittenpolizist hinter dem Gebüsch hervor und verlangte die Ausweise. Für den Wiederholungsfall wurde dem weiblichen Teil die Benachrichtigung der Eltern angedroht; dem männlichen der Teufel der Ausweisung an die Wand gemalt. So blieb uns gar nichts anderes übrig als, frei nach Sigmund

Freud, die libidinösen Impulse möglichst zu sublimieren und sie in kulturelle Arbeit zu verwandeln.

III

Wenn wir jetzt zur Gegenwart übergehen, muss zunächst festgehalten werden, dass die Dinge sich geändert und dass sie ohne Zweifel sich zum besseren gewandelt haben. Aber der Wandel ist noch relativ neu und es gilt dafür zu sorgen, dass er anhält.

Die Voraussetzung für diesen Wandel war in Deutschland die zunächst allmähliche, in den letzten zehn Jahren aber rasante Zunahme des Interesses an Spanien, und zwar auf allen Stufen des Erziehungswesens: von der Schule bis zur Universität. Dadurch wurde es überhaupt erst möglich, dass sich eine eigenständige deutsche Hispanistik entwickeln konnte, die nicht mehr von den Einschränkungen belastet ist, von denen vorher die Rede war. Zuerst wuchs das Interesse an Lateinamerika, aber seit ungefähr zwanzig Jahren ist auch das Prestige Spaniens ständig gewachsen. Anfangs dank der Konsolidierung der Demokratie nach dem gescheiterten Putsch vom Februar 1981, später und vor allem nach dem Eintritt Spaniens in die Europäische Union. Noch wichtiger für eine neue Etappe in den kulturellen Beziehungen beider Länder und für eine wirkliche Öffnung Spaniens für Europa wurde aber, seit Mitte der achtziger Jahre, der Beginn einer aktiven spanischen Kulturpolitik, auf die wir so lange hatten warten müssen.

Spürbar wurde dieser Wandel in der Kulturpolitik zuerst an der Arbeit der spanischen Botschaft, nicht nur dank verschiedener Exzellenzen, denen die Verbesserung der Kulturbeziehungen wirklich am Herzen lag, sondern auch dank einiger dynamischer Kulturattachés, die sich zudem auf exzellente Mitarbeiter stützen konnten. Nützlich war auch die Tätigkeit der „Sprachberater“, der *consejeros lingüísticos*, die von der spanischen Regierung zur Verfügung gestellt wurden und Basisarbeit vor allem an den Gymnasien verrichteten. Dank der finanziellen und logistischen Unterstützung durch die Botschaft konnten deutsche Universitäten jetzt auch herausragende spanische Autoren und Filmemacher einladen, die wegen ihres meist recht extrovertierten Charakters Studenten (die sonst so ungern zu Vortragsveranstaltungen gehen) magisch anzogen und viel dazu beitrugen, dass die Hispanistik anfang richtig zu boomen.

Später wurden die Institutos Cervantes in München und Bremen gegründet, denen sich ab Herbst 2002 noch eines in Berlin hinzugesellen wird. Welch großer Unterschied zwischen dem „Vorher“ und „Nachher“ bei der spanischen Kulturarbeit in Deutschland besteht, kann man gut an der Entwicklung des Münchner -Instituto Cervantes ablesen. Denn während Bremen eine Neugründung war, knüpfte das Institut in München im gleichen Gebäude an das alte Spanische Kulturinstitut an, das wir ironisch „Institut für Folklorismus“ nannten. Inzwischen hat es sich zu einem der aktivsten und attraktivsten ausländischen Kulturzentren in Deutschland entwickelt, von dem aus viele der dort vortragenden oder ausstellenden Autoren, Filmregisseure, Journalisten, Musiker, Fotografen und Maler in andere deutsche Städte ausschwärmen. Und wenn sich früher ein Dutzend Hörer im großen Saal verloren, herrscht heute oft qualvolle Enge; wie z.B. im letzten Jahr, als Carlos Saura sein Buch *¡Esa luz!* vorstellte und eine Ausstellung mit seinen Fotografien aus den fünfziger Jahren eröffnete, in denen die Jüngeren ein Spanien kennen lernen konnten, das sich noch kaum von dem unterschied, das Luis Buñuel in den dreißiger Jahren in seinem Film *Tierra sin pan* portraitiert hatte.

Und schließlich dürfen auch die Anstrengungen der hispanistischen deutschen Lehrer- und Hochschulverbände nicht vergessen werden, die es erreicht haben, dass das Spanische schon an vielen Gymnasien und Universitäten endlich den institutionellen Rang erreicht hat, der ihm zukommt. Es ist zu hoffen, dass dies bald überall so sein wird. Nicht nur der Schulunterricht hat sich in den letzten Jahren ungemein belebt, auch die hispanistische Forschung hat sich „emanzipiert“. Denn auch wenn in Deutschland schon *vorher* immer wieder wichtige Veröffentlichungen zur Hispanistik zu verzeichnen waren³ – aber auch das ändert

³ Ich denke z.B. an Hugo Friedrich oder Fritz Schalk, die zur Generation meiner Lehrer gehörten, deren Arbeiten aber nicht ins Spanische übersetzt wurden. Erst seit Mitte der sechziger Jahre wurden vereinzelt wichtige deutschsprachige Beiträge der Hispanistik übersetzt, z.B. Hinterhäusers *Estudios sobre los „Episodios nacionales“ de Galdós* (1963) oder Siebenmanns *Los estilos poéticos en España desde 1900* (1973). Übrigens ist gerade das sicher berühmteste Buch Hugo Friedrichs, *Die Struktur der modernen Lyrik*, das im Prinzip die ganze Romania und darüber hinaus Deutschland und England berücksichtigt, ein Schulbeispiel dafür, wie die Gewichte vor der Emanzipation der Hispanistik verteilt waren: Als Richt-

nichts am Grundsätzlichen, nämlich der Orientierung am Modell der französischen Kultur, selbst in der kindischen Enttäuschung –, so ist doch auch festzuhalten, dass ihre Zahl gering war, dass noch bis vor wenigen Jahren in den allermeisten Schulen das Spanische nicht zum Fächerkanon für das Abitur zählte und dass man, ebenfalls abgesehen von wenigen Ausnahmen, kein Universitätsexamen mit Spanisch als Hauptfach ablegen konnte. Und solange diese Situation andauerte, fehlte der deutschen Hispanistik die Basis, über die sie erst jetzt zu verfügen beginnt.

Zum Schluss möchte ich noch auf etwas zu sprechen kommen, das auf den ersten Blick wenig mit Kultur zu tun hat, wenigstens nicht mit der offiziellen. Und trotzdem handelt es sich *auch* um eine kulturelle Anstrengung, die, ganz im Stillen, entscheidend zur europäischen Integration Spaniens beigetragen hat. Ich rede von den spanischen Emigranten, nicht von den intellektuellen (das wäre ein anderes Thema), sondern von jenen, die Anfang der sechziger Jahre in großer Zahl ihre Heimat verlassen mussten, weil es dort keine Arbeit für sie gab. Für sie, die man euphemistisch „Gastarbeiter“ nannte, bedeutete der Kulturschock, die Unkenntnis der fremden Sprache und die zumindest vorübergehende Trennung von der Familie eine harte Prüfung. Dennoch kann man jetzt, vierzig Jahre später, davon reden, dass dieses Abenteuer, das auch schlecht hätte ausgehen können, in vielen Fällen einen zufrieden stellenden Abschluss fand. Und dies nicht, weil das entsendende oder das empfangende Land viel unternommen hätte, um die Folgen dieses massenhaften Umzugs zu mildern. Sondern dank der Beharrlichkeit und der Disziplin der Betroffenen selbst, die alles dafür taten um ihre Familien wirtschaftlich und kulturell voranzubringen. Ich werde nie vergessen, wie die Eltern ihre Kinder bis zu fünfzig Kilometer weit zum Nachmittagsunterricht meiner Frau brachten, wo sie auf die

schnur dient die französische Lyrik, vor allem die Baudelaires und Mallarmés, und die spanische wird nur insoweit herangezogen, wie sie diesem Vorbild entspricht. Man darf auch nicht vergessen, dass das deutsche Verhältnis zu Frankreich keineswegs nur von Bewunderung geprägt war. Kein geringerer als Karl Vossler – daran hat H.U. Gumbrecht in seinem unlängst (2002) erschienenen *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten* erinnert – hat 1919 als Reaktion auf den „Versailler Schandfrieden“ gefordert, das Französische als Pflichtfach an Gymnasien durch Spanisch zu ersetzen.

mittlere Reife in ihrer Muttersprache vorbereitet wurden, und wie nachhaltig die wachsende Vertrautheit mit der eigenen Sprache und Kultur auch den Lernerfolg in der deutschen Schule beflügelte. So erreichten die Kinder dank dem nie erlahmenden Interesse ihrer Eltern ein kulturelles und oft auch ein soziales Niveau, von dem ihre Eltern nicht einmal hatten träumen können. Heute ist ein Großteil der Emigranten nach Spanien zurückgekehrt; andere sind nur deshalb in Deutschland geblieben, weil ihre Kinder dort Fuß gefasst haben. Aber auch diejenigen, die zurückgekommen sind, haben im Allgemeinen keine schlechten Erinnerungen an Deutschland, und die Deutschen selbst sprechen mit Respekt von Menschen, die auch durch ihre Herzlichkeit und ihren Sinn für Solidarität das Ansehen Spaniens gemehrt haben, und zwar *bevor* es Politiker oder Schriftsteller taten. Diejenigen, die heute so gern von Spanien als von dem Preußen des Südens reden, sollten sich bewusst sein, dass die Legitimation für diesen schicken Werbeslogan auch jener Generation friedlicher und bescheidener Konquistadoren zu danken ist.

Presse und Medien

Paul Ingendaay

Das Deutschlandbild in der spanischen Presse

Zu den Fragen, die ebenso sinnvoll wie diffus sind, gehört zweifellos jene nach dem „Bild“ „Deutschlands“ in der „spanischen Presse“. Das sind sehr viele Generalisierungen auf einmal. Denn es gibt nicht nur zahlreiche Bilder (die sich aus Eindrücken erster oder zweiter Hand, aus Annahmen oder Vorurteilen speisen mögen), es gibt auch viele Deutschlands (das der Banken, der Mode, des Auto-Fetischismus, der Würstchen mit Senf) und kaum weniger Vertreter der spanischen Presse: In den Blättern aus Barcelona oder Madrid, seien sie anrühlich oder seriös, werden unablässig die verschiedensten Meinungen über Deutschland verbreitet. Womit man es mentalitätstypologisch zu tun hat, ist also ein überaus komplexer, vielschichtiger Prozess, der sich niemals als Ganzes überschauen, sondern bestenfalls am Beispiel illustrieren lässt. Vielleicht fallen dabei einige Erkenntnisse ab.

1. Stereotypen und Klischees

Lassen Sie mich mit einer kleinen Geschichte beginnen, um einen intrakulturellen Mechanismus vorzuführen, nämlich den natürlichen Wunsch, dem Fremden zu zeigen, dass man etwas von ihm weiß. Als ich in den achtziger Jahren in einer Bar der Stadt Salamanca stand, entspann sich zwischen dem spanischen Barmann und dem Besucher ein kleines Gespräch. Der Barmann gab zu, Deutschland nicht zu kennen, aber da er nicht verstummen wollte, sprach er laut und emphatisch die beiden Wörter, die ihm der Inbegriff des Deutschen und womöglich deutscher Wertarbeit zu sein schienen: „Hitler! Volkswagen!“ Dergleichen Missverständnisse mögen für deutsche Besucher peinlich sein, vor allem jedoch zeugen sie seitens der Spanier vom aufrichtigen

Willen zur Kommunikation, und als solche sollte man sie begreifen: Der hochherzige Wunsch zählt mehr als der dürftige Inhalt.

Wendet man sich nun dem Feld zu, auf dem sich nationale Stereotypen besonders ungehemmt austoben, der Sportberichterstattung, fällt auf, dass Kenntnisse und Reflexionsniveau oft keineswegs höher einzuschätzen sind als bei dem Barmann aus Salamanca. Gerade dort, wo Identifikation gestiftet wird – und wer würde dem Fußball diese Kraft absprechen? –, greifen Journalisten bedenkenlos in die Klischeekiste. Einen Deutschen dürfte es allenfalls verblüffen, dass in spanischen Augen, wenn es hart auf hart kommt, kaum ein Unterschied zwischen Deutschland und Südkorea besteht. Mit folgendem Satz kommentierte die katalanische Tageszeitung *La Vanguardia* am 26. Juni 2002 das WM-Spiel zwischen den Fußballmannschaften der beiden exotischen Länder: „Der Hyundai lief mehr Kilometer als der Volkswagen, aber dieser erreichte das Ziel auf dem kürzeren Weg.“

Die Verbindung zwischen Volkswirtschaft und Nationalcharakter liegt offenbar nahe; oft sind die Markenprodukte eines Landes die erste Spur, die das Fremde in unseren Gemütern hinterlässt. Mit dem Wiedererkennungswert ökonomischen Erfolgs können nur Militärgeschichte und Kriegsmythologie konkurrieren, wie der (historisch unscharfe) Satz einer anderen spanischen Zeitung über die Fußballer Südkoreas belegt: „Und man kann nicht behaupten“, schreibt *ABC*, „dass die heimischen Spieler nicht gerannt wären wie Kamikaze-Flieger und nicht um jeden Ball gekämpft hätten, als würden ihnen Hyundai-Aktien im Wert von Millionen winken.“

Nein, man kann vom Deutschlandbild in der spanischen Presse nicht sprechen, ohne die meinungsbildende Kraft des Sportteils einzubeziehen, schon gar nicht, wenn es sich dabei um die größte spanische Tageszeitung handelt. Nach eher dürftigen WM-Leistungen des deutschen Teams fragte *El País*, ob das, was die Deutschen spielen, noch mit Fußball zu tun habe, und gab zur Antwort: „Wahrscheinlich nicht“. In der folgenden Zeit wurden die deutschen Spieler regelmäßig und in abwertendem Ton mit Panzern verglichen. Wie aus dem Handbuch der Klischees, aus dem sich bekanntlich auch die britische Presse bedient, tauchten Gewicht und Körpergröße der deutschen Spieler auf. Oft deckten sich die durch Übertreibung und Verzerrung entstandenen Argumente nicht annähernd mit der Wirklichkeit. Der Sportchef von *El País* weiß offenbar nicht, dass zwei der bedeutendsten deutschen Mittelstürmer der letzten Jahrzehnte, Gerd Müller und Klaus Fischer,

ihre Tore gerade *nicht* einer teutonischen Physis verdanken (beide sind eher klein), sondern ihrem Torinstinkt, ihrer Technik und besonderer Raffinesse im Kampf mit gegnerischen Verteidigern. Die Schlussfolgerung lautet: Klischeegesteuertes Ressentiment behält gerade bei identifikationsstiftenden Themen wie dem Fußball über objektive Information die Oberhand.

Umgekehrt ließ sich in jenen Fußballtagen bei spanischen Deutschland-Kennern ein hoher Grad an Einfühlung wahrnehmen. Der langjährige Deutschland-Korrespondent von *La Vanguardia*, Eusebio Val, beschrieb aus Berlin die verhaltene Reaktion der deutschen Öffentlichkeit angesichts der wachsenden WM-Erfolge. Diese Darstellung erforderte allein deshalb eine gewisse Kenntnis der fremden Mentalität, weil Zurückhaltung im Erfolg – der Verzicht auf Ausgelassenheit, wo Ausgelassenheit gerechtfertigt wäre – dem spanischen Empfinden klar widerspricht. Bei zahlreichen Kommentaren war derselbe Befund zu stellen: Die besondere Färbung des sportlichen Urteils über Deutschland hatte weniger mit Fußball als mit der Nähe oder Ferne zur deutschen Mentalität zu tun. Schärfer formuliert: mit Kenntnis oder Ahnungslosigkeit.

Ich möchte daraus zumindest einen Schluss ziehen. Es wäre ein Windmühlenkampf, auf allen Feinheiten bestehen und dem europäischen Partner stets die eigene komplexe Identität enthüllen zu wollen. Man läuft Gefahr, rechthaberisch zu werden, und erreicht wohl eher das Gegenteil des Gewünschten. Man kann die spanische Presse also nicht durch Klagen oder Kopfschütteln reformieren. Und man sollte sich hüten, sich als Missionar in eigener Sache aufzuspielen. Ein konstruktiver Weg zum gegenseitigen Verständnis kann wohl nur darin bestehen, mit Stereotypen und Klischees entspannt umzugehen, also eher auf deren partielle Durchlässigkeit als auf ihre Abschaffung zu drängen. Denn nicht nur sind sie im Umgang miteinander unvermeidlich. Da sie oft als erste Orientierungsmarke dienen, sollte man sie sich zunutze machen und zumindest einen Vorteil darin erkennen, dass die Klischees, die Spanier und Deutsche von einander hegen, gewissermaßen friedlich koexistieren. Das heißt, die wechselseitig gehegten Stereotypen sind nahezu komplementär, ja profitieren voneinander. Sie schützen beide Seiten möglicherweise vor übermäßigem Fremdheitseffekt und können daher als Pufferzone angesehen werden, als Polsterung beim ungewohnten Umgang miteinander.

2. Zur spanischen Presse

Abgesehen vom individuellen Kenntnisstand eines jeden spanischen Journalisten, der über Deutschland schreibt, empfiehlt es sich, auch einige Besonderheiten der spanischen Presse einzukalkulieren, die zweifellos zur Prägung jedweden nationalen „Bildes“ beitragen. Die gesellschaftliche Funktion der Presse in Spanien war schon im neunzehnten Jahrhundert von besonderer Bedeutung, weil journalistische Produkte oft als Ersatz für Schulen und Bildungsinstitutionen herhalten mussten. Zeitungen wurden so nicht nur zum Forum für politische und intellektuelle Debatten, sie dienten Schriftstellern und Philosophen wie Clarín, Unamuno oder Ortega y Gasset auch als bevorzugtes Veröffentlichungsorgan, das die formalen Kriterien ihrer literarischen Werke mitbestimmte. Andererseits stieg der geschliffen-polemische Journalismus wie etwa bei Larra in den Rang literarischer Kunst auf. Zu den hervorstechenden Zügen des spanischen Journalismus gehörten stets die unverblümt geäußerte Meinung, der nichtelitäre Zugriff auf das Thema und der Appell an den allgemeinen Leser. Das Gefühl intellektueller Herablassung, das die akademische Welt in Deutschland gegenüber der Presse und speziell gegenüber dem „Feuilleton“ empfindet (nicht umsonst gilt das Attribut „feuilletonistisch“ als negativ), wäre in Spanien undenkbar, denn es liefe der intellektuellen Tradition des Landes zuwider.

Die unterschiedlichen Auffassungen über Wert, Funktion und Dignität der Presse in Deutschland und Spanien spiegeln sich in formalen Unterschieden wider. Essentiell sind in Spanien hohe Verständlichkeit und Sinn für die Wirkung. Die Tageszeitungen erscheinen durchgehend im Tabloid-Format. Am Kiosk herrscht scharfe Konkurrenz, weil die Leser seltener als bei uns auf Abonnements vertrauen und sich stattdessen täglich neu entscheiden. Neben aufwendigen Werbefeldzügen mit Buchserien, Sammelwerken und Bonusgaben ist daher ein hochmodernes Layout typisch. Es scheint sich ständig im Prozess der Renovierung bzw. Generalüberholung zu befinden, wobei Designmoden, die die Konkurrenz initiiert, hemmungslos kopiert werden.

Das Kompakt-Funktionale spanischer Medien drückt sich aber auch inhaltlich aus. Die spanische Presse arbeitet schnell und mit fein entwickeltem Sinn für graphische Aufbereitung; sie verzichtet dafür mitunter auf die Tiefe. Nicht die unkonventionelle Information, sondern

die rasche Informationsverwertung ist wesentlich. Daher beschäftigen selbst die großen Tageszeitungen eine beschränkte Zahl von Korrespondenten, deren Schreiben meist in das Korsett enger formaler Vorgaben gezwängt wird. Zur Entfaltung einer journalistischen Persönlichkeit mit einem individuellen Blick auf ein bestimmtes Land oder eine Region bleibt da wenig Zeit. Oder anders gesagt, die persönliche Meinung des Korrespondenten über das Land, aus dem er berichtet, ist selten gefragt. Das erklärt, warum kein spanischer Korrespondent in den vergangenen Jahrzehnten das Deutschlandbild so nachhaltig prägen konnte, wie es umgekehrt Walter Haubrich, dem Korrespondenten der *Fankfurter Allgemeinen Zeitung* in Madrid, durch kontinuierliche Berichterstattung im Falle Spaniens gelang.

3. Nähe und Ferne

Darüber hinaus wird das Deutschlandbild spanischer Journalisten von weiteren Faktoren bestimmt. Einmal politisch: Da das Rechts-Links-Schema in Spanien aus historischen Gründen ausgeprägter ist als in Deutschland, werden deutsche Phänomene gern durch eine starre Parteioptik wahrgenommen, obwohl die ideologische Zugehörigkeit in der modernen deutschen Politik seit 1989 eine geringere Rolle spielt als früher. In der spanischen Verehrung für Willy Brandt, Günter Grass und die Werte der deutschen Sozialdemokratie zum Beispiel ist ein affektives Verständnis von Politik zu spüren, das in Deutschland selbst kaum noch vorhanden, jedenfalls kräftig entzaubert ist. Insofern kann das fremde Verständnis auch als Museum und Erinnerungsspeicher fungieren: In Madrid lässt sich noch erfahren, was Brandts Ostpolitik gesellschaftspolitisch einmal bedeutet hat.

Die ehemals große Ferne der Spanier zu Europa äußert sich übrigens noch immer, besonders dann, wenn gesamtspanische Interessen auf dem Spiel stehen. Der Stolz auf die eigene (hispanische) Sprachgemeinschaft ist so groß, dass gern übersehen wird, dass die Bedeutung des Spanischen in *Europa* sich an der Zahl der Spanischsprechenden messen lassen muss. Die häufig in der Presse wiederholte Zahl von „fast 400 Millionen“ *hispanohablantes*, die sich überwiegend auf Lateinamerika bezieht, ist also im europäischen Kontext ein ideologisches Konstrukt, das auf die europäischen Partner Eindruck machen soll,

aber kein reales Kräfteverhältnis ausdrückt. Entsprechend wenig Verständnis bringen Spanier bei EU-Konferenzen für die Vorherrschaft des Englischen, Deutschen und Französischen auf.

Erweitert man diesen Befund auf kollektive Mentalität und kulturelle Selbstdarstellung, erkennt man, dass nationale „Aneignung“ eine wichtige Triebfeder in der spanischen Beurteilung des Fremden ist. Die Presse bildet da keine Ausnahme. Besonders deutlich wurde dieser Mechanismus am Fall des deutschen Eisschnellläufers Johann Mühlegg, der nach Schwierigkeiten mit seinem Verband beschloss, bei den olympischen Winterspielen für Spanien an den Start zu gehen. Solange Mühlegg Medaillen gewann, wurde er von den spanischen Medien symbolisch eingemeindet und als „Juanito“ gewissermaßen zum Spanier ehrenhalber erklärt. Als sich der sportliche Glanz kurz darauf in einem handfesten Dopingskandal verflüchtigte und „Juanitos“ Taten peinlich wurden, mutierte der unglückliche Sportler im Handumdrehen wieder zu „Johann“.

Das weitgehend ungetrübte Verhältnis der Spanier zum eigenen Land und zur eigenen Geschichte (daher auch die Großzügigkeit, diese Schätze mit anderen zu teilen) ruht psychologisch auf einem stabilen Fundament der Selbstbejahung. Da Deutsche gerade in diesem Punkt eine andere Erfahrung vorzuweisen haben, besonders im Kontext der Geschichte des 20. Jahrhunderts, kommt es in der gegenseitigen Wahrnehmung der beiden Länder zwangsläufig zu komischen Brechungen. Die Franco-Diktatur, immerhin eine fast vierzigjährige Etappe, hat die meisten Spanier nicht unbedingt Selbstzweifel oder Zerknirschung gelehrt. Auch die große Leistung, innerhalb weniger Jahre ein anderes Land aufzubauen, mit funktionierenden demokratischen Institutionen und einem neuen Begriff von Zivilgesellschaft, beruht vermutlich auf einem Wesenskern von Selbstgewissheit und positivem Denken.

Mit der erstaunlichen Konsequenz: Die Spanier halten sich für gute Demokraten und erfolgreiche Europäer, auch wenn ihre Fußballnationalmannschaft in alle Ewigkeit keinen großen Titel gewinnen wird. Die Deutschen dagegen, die auch gute Demokraten sind, fühlen sich immer wieder vom Zweifel zerfressen und inszenieren absurde Debatten über ihre problematische Identität. Wir sind damit nicht glücklich, aber offenbar können wir nicht anders. Und jetzt wissen Sie, warum wir im Fußball dauernd gewinnen: Wir brauchen diese Siege dringender als alle anderen.

Ciro Krauthausen

Das Spanienbild in der deutschen Presse

Gleich zu Beginn muss ich gestehen, dass mich die Bitte, über das Spanienbild in den deutschen Medien zu sprechen, auf dem falschen Fuß erwischt; aus dem einfachen Grund, weil meine Tätigkeit das Gegenteil beinhaltet, nämlich spanische Leser über Deutschland zu informieren. Auch wenn es wichtig ist, die Informationen über Spanien in Deutschland zu verfolgen, gerät dies leicht in den Hintergrund, brauche ich doch alle meine fünf Sinne für das, was in Deutschland passiert. Darüber hinaus ist es ein Gebiet, das nur schwer umfassend zu behandeln ist, es sei denn, man leistet vorher eine ausgedehnte Archivarbeit und entwickelt eine rigorose Methodik.

Die folgenden Beobachtungen und Kommentare sollten daher in dem Bewusstsein gelesen werden, dass es sich dabei um Eindrücke eines Journalisten und nicht um Rückschlüsse eines Kommunikationswissenschaftlers handelt.

Im Anschluß an die Ausführung der mir anvertrauten Aufgabe möchte ich mich auf ein Gebiet begeben, das im strengen Sinne mir in dieser Form nicht zusteht: ein kurzer Vergleich und eine Bewertung, wie in den Medien beider Länder ein und dasselbe Ereignis dargestellt wird.

1. Eine angemessene Berichterstattung

Allgemein kann man sagen, dass die Berichterstattung über Spanien, die die deutschen Kommunikationsmedien liefern, angemessen ist. Vor allem in den großen überregionalen Zeitungen sind die Informationen zutreffend, wenn auch nicht zahlreich. Man könnte sogar sagen, daß alle relevanten Themen in regelmäßigen Abständen behandelt werden. Das politische Panorama mit der strategischen Ausrichtung der beiden großen spanischen Parteien, die wichtigen Entscheidungsprozesse der Regierung, bis hin zu Skandalen wie jenem um die Fondsgesellschaft Gescartera; dann die sozio-ökonomischen Themen, wobei die Immi-

grationsproblematik besonders im Vordergrund steht; das kulturelle Geschehen in Spanien, wobei nicht nur die große Kunst des Prado oder Gaudís 150. Geburtstag behandelt werden, sondern auch der spanische *Big Brother*-Nachfolger *Operación Triunfo*; nicht zuletzt die spanische Wirtschaft mit ihrer Arbeitsmarktpolitik oder der Entwicklung großer Unternehmen wie *Telefónica*; und selbstverständlich der Sport, natürlich mit Fußball und noch mehr Fußball.

Eine besondere Erwähnung verdient die Terrorismus-Debatte und die Nationalismus-Diskussion, insbesondere im Baskenland: Diese Themen treten mit wenigen Ausnahmen bei der Berichterstattung in den Hintergrund. Die Behandlung in den deutschen Zeitungen entspricht in keiner Weise der Bedeutung, die sie in den spanischen Medien einnimmt. Die ständigen Attentate auf spanische Kommunalpolitiker und Sicherheitsbeamte werden lediglich mit einer Pressemitteilung erwähnt. Nach jahrzehntelangem Kampf gegen den Terrorismus und selbst nach dem 11. September hat sich, zumindest bei den Verantwortlichen der deutschen Presse – und damit beziehe ich mich nicht auf die Auslandskorrespondenten, sondern auf die Redaktionen selbst –, eine gewisse Routine und ein Zynismus in Bezug auf dieses Thema eingestellt.

Auf der anderen Seite sind in der Regel alle journalistischen Genres vertreten, sei es die nüchterne Pressemitteilung, die Chronik, der Leitartikel, die Reportage oder eine journalistische Analyse. Dabei sind die letzten beiden Formen der Berichterstattung, die sowohl für den Leser als auch für den Journalisten am angenehmsten sind, in Deutschland sehr viel üblicher als in Spanien.

Trotz allem ist es eine Seltenheit, dass Information über Spanien tatsächlich im Vordergrund steht. Im Durchschnitt ist sie eher zweit- oder drittrangig. Dieser Mangel an Verbreitung ist zwar einerseits bedauerlich, aber andererseits gerechtfertigt, wenn man bedenkt, dass Spanien im internationalen Kontext zurzeit nur ein durchschnittliches Maß an Bedeutung hat. Zumindest was das Informationsinteresse betrifft, reicht Spaniens Stellenwert innerhalb Europas nicht an jenen Frankreichs, Großbritanniens oder sogar Italiens, auch wenn spanische Politiker dies nicht gerne hören möchten.

Nicht nur formal, sondern auch inhaltlich kann man von einem angemessenen Niveau sprechen, zumindest in der überregionalen Presse. Korrekterweise ist die Presse tendenziell kritisch mit den Mächtigen

und relativ unabhängig, vielleicht mehr als es die spanische Presse zu sein pflegt. Häufig ist es einleucht spöttischer, aber liebevoller Tonfall, in dem über Ereignisse der spanischen Gesellschaft, wie die Hochzeit der Tochter des spanischen Premierministers José María Aznar oder das Medienphänomen *Operación Triunfo*, gesprochen wird.

Vor allem aber ist die Berichterstattung frei von Klischees und Vorurteilen, und dies ist die wichtigste Voraussetzung für die Arbeit eines Auslandskorrespondenten, der ein Land darstellen muss, ohne auf Bilder zurückzugreifen, die ohnehin in den Köpfen seiner Leser verankert sind.

In diesem Sinne muss man sagen, dass es in Spanien eine große Anzahl an deutschen Korrespondenten und Fachleuten der deutschen Massenmedien gibt.

Die vorherigen Beobachtungen möchte ich mit drei Ausnahmen relativieren: dem Thema europäischer Politik, der Berichterstattung über den deutschen Tourismus und dem Anteil an Information über Spanien in den Massenmedien.

In Bezug auf die europäische Politik bezieht sich die deutsche Presse oft auf die wiederkehrenden Spannungen zwischen Berlin und Madrid. Die unbewegliche Position Spaniens bei europäischen Verhandlungen, die von deutscher Seite aus oft als egoistisch und festgefahren angesehen wird, hat Spanien immerhin zu einem respektierten und machtvollen Verhandlungspartner innerhalb der Europäischen Union gemacht. Der Hintergrund des Konflikts ist finanzieller Art: Durch die Erweiterung der EU fürchtet Madrid den Verlust seines bisherigen Anteils an den zum großen Teil von Deutschland finanzierten Strukturfonds, die entscheidend zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt Spaniens beigetragen haben.

Die Beharrlichkeit der Regierung Aznar, diesen Verlust so gering wie möglich zu halten, hat dazu geführt, dass sich in deutschen Regierungskreisen eine deutliche Abneigung gegen den spanischen Partner verbreitet hat. Diese Feindseligkeit spiegelt sich ebenfalls in der Berichterstattung der deutschen Medien wieder, wie auch eine viel diskutierte Reportage über die spanische Haltung mit dem Titel „Der hässliche Europäer“ zeigt, die in *Die Zeit* von ihrem Korrespondenten in Brüssel verfasst worden war. Ein ähnliches Bild, nur umgekehrt, haben spanische Regierungskreise von der deutschen Position. In dem Fall ist es Deutschland, das keine Opfer bringen möchte, um die europäische

Integration vorwärts zu treiben. Auch hier, vor allem in der Berichterstattung aus Brüssel, wird ein feindliches Bild der unsolidarischen Deutschen gemalt.

Wird denn mit der nötigen Unabhängigkeit und Objektivität über solche Interessenskonflikte berichtet? In beiden Ländern bewegen wir uns im Treibsand. Die Arbeit eines Journalisten besteht darin, der Öffentlichkeit die Regierungspositionen in solchen Streitpunkten zu verdeutlichen. In diesem Sinne spiegeln die Kommunikationsmedien lediglich die in den offiziellen Kreisen vorherrschenden Ansichten wider. In beiden Hauptstädten kann man hinter vorgehaltener Hand erheblich abfälligere Bemerkungen über den politischen Partner hören als die monierten unsolidarischen und unkooperativen Haltungen. Dennoch geht die Aufgabe des Journalismus über die Widergabe offizieller Stellungnahmen hinaus. Die Berichterstattung sollte immer auch meinungsbildend sein, dem Leser oder Fernsehzuschauer aber zu entscheiden erlauben, ob der dargestellte Standpunkt gerechtfertigt ist oder nicht. Genau dies vermisst man aber zu häufig.

Die Stellungnahmen der Journalisten dürfen weder zufällig noch willkürlich sein, auch sollten sie nicht mit den von Politikern angeführten vermeintlichen nationalen Interessen übereinstimmen. Im Gegenteil, gerade in Bezug auf die Europäische Union muß die Wertung in einem transnationalen Kontext geschehen, insbesondere, wenn man die historische Dimension des europäischen Projekts betrachtet, bei dem mittel- oder langfristig auch eine einheitlichere europäische öffentliche Meinung entstehen wird, die bis jetzt allerdings nur auf einen sehr kleinen elitären Kreis beschränkt bleibt.

Das zeigt also, dass es in Bezug auf die Handhabung des deutsch-spanischen Interessenkonfliktes auch im journalistischen Bereich noch ein weiter Weg bis zur Europäischen Integration ist.

Die zweite Ausnahme, die ich in Bezug auf das Spanienbild in der deutschen Presse nennen möchte, bezieht sich auf den Tourismus und die Verbindungen, die zwischen den beiden Ländern durch die 10 Millionen Deutschen, die Jahr für Jahr nach Spanien reisen, entstanden sind. Dieses Phänomen hat dazu geführt, daß einige Nachrichten, vor allem solche aus Mallorca, wo sogar eine lokale Ausgabe der Bildzeitung gedruckt wird, geradezu einen nationalen Charakter in den deutschen Kommunikationsmedien haben. Die Wirkung, die diese Berichterstattung auf den Reisestrom haben kann, ist groß, wie sich in den

letzten zwei Jahren gezeigt hat. Der schlechte Ruf des spanischen Tourismussektors, der in der Presse zum Ausdruck kam, wurde ernst genommen und als Erklärung für den Rückgang deutscher Touristen auf den Balearen und an der Costa del Sol herangezogen. Dies wurde auch von offizieller Seite der Autonomen Regionen so verstanden, sodass in den letzten Monaten die Anstrengungen verdoppelt wurden, um ein vorteilhafteres Bild Spaniens als Reiseziel in den deutschen Medien zu vermitteln.

Die voreilige Kampagne der Bildzeitung gegen die Einführung einer Ökosteuer auf den Balearen ist ein gutes Beispiel für diese negativ beeinflussende Berichterstattung. Die 10 Millionen Leser wurden aufgerufen, dem spanischen König einen Brief zu schreiben, damit er die Entscheidung der Regierung der Balearen rückgängig mache. Diese Unkenntnis darüber, wie ein Land funktioniert, führt uns direkt zur dritten Ausnahme, die ich hier nennen möchte: die Qualität der Berichterstattung über Spanien in der Boulevardpresse und den kleineren Zeitungen, die nicht über eigene Auslandskorrespondenten verfügen. Vielleicht ist dies unvermeidbar, denn die Berichterstattung über Großbritannien leidet auch darunter, dass in diesen Blättern eine Art Karikaturen präsent ist, die in den überregionalen Zeitungen vermieden wird: Leidenschaft und heißes Gemüt, Zigeunerin und Kastagnetten, Guardia Civil und Sangría. Zusammenfassend gesagt, wird die klischeehafte Seite Spaniens gezeigt, die auch in den einen oder anderen spanischen Medien selbst zu finden ist.

2. Der Versuch einer vergleichenden Studie

Am 18. April 2002 wurde im Hamburger Bahnhof, der wichtigsten Ausstellungshalle für Moderne Kunst in Berlin, die Ausstellung „Big Sur“ eröffnet, in der sechzehn junge spanische Künstler vertreten waren. Die Ausstellung war Teil der üblichen Kulturförderung während der spanischen Präsidentschaft der Europäischen Union. Sie wurde mit großem Aufwand organisiert, einschließlich der Einladung spanischer Journalisten. Der Kurator der Ausstellung war Enrique Juncaso, stellvertretender Direktor des *Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía* in Madrid. Unter den ausgestellten Künstlern waren Antoni Abad, Daniel Canogar und Victoria Civera. Ich maße mir kein ästhetisches Ur-

teil über die Qualität der Ausstellung an, möchte aber doch die Art und Weise vergleichen, in der in beiden Ländern über diese Ausstellung berichtet wurde. Im Folgenden zitiere ich vier Artikel, die am 19. April, einen Tag nach der Eröffnung, in verschiedenen spanischen Zeitungen veröffentlicht wurden. Obwohl ich zu diesem Zeitpunkt als Korrespondent für *El País* in Berlin war, habe ich nicht an dieser Berichterstattung teilgenommen, was nicht bedeutet, dass ich nicht in denselben Tonfall hätte fallen können.

1. Zitat: „Der neue Wurf in der Kunst hat einen Sieg vollbracht. Auch der Süden existiert. Und obwohl der Osten Europas es noch nicht weiß, hat unsere schlagkräftige Künstlerflotte in Berlin festgemacht: 16 junge Künstler – alle der Generation der 90er Jahre zugehörig – sind bereit, die Welt zu erobern und zu zeigen, dass auch nach Tàpies, Chillida und Barceló in der spanischen Kunst Leben steckt.“

2. Zitat: „In unmittelbarer Nähe der Sammlung Marx mit bedeutenden Werken von Kiefer, Long, Serra und Judd liegen die Ausstellungsräume der spanischen Künstler unmittelbar neben anderen Räumen, in denen man auf Werke von Beuys, Merz, Hirst, Flavin und Kounellis stößt.“

3. Zitat: Etwas neutraler: „In einer Ausstellung offizieller Prägung, die auch in anderen Hauptstädten gezeigt werden wird, präsentieren seit gestern 16 Kunstschafter ein Panorama der Kunst, wie sie in den neunziger Jahren in Spanien entstanden ist.“

4. Zitat: „Der Triumph der Kunst hat begonnen. Mit großen Erwartungen hat man in Berlin der Eröffnung von „Big Sur“ entgegengesehen. Die spanische *Vanguardia* nähert sich dem Olymp.“

Die deutsche Berichterstattung war völlig gegensätzlich, wie die folgenden vier Beispiele aus großen Zeitungen zeigen.

1. Zitat¹: „Der Titel der Ausstellung, der von einem Buch von Jack Kerouac stammt, deutet auf einen ironischen Ansatz. Wie der Held des

¹ Bei den Zitaten der deutschen Berichterstattung handelt es sich um Rückübersetzungen aus dem Spanischen.

Buches, der vergebens seinen inneren Frieden in einer Stadt an der kalifornischen Südküste sucht, ist auch die jüngste Generation der spanischen Künstler von einer Anpassung an Repräsentatives entfernt.“ (am 20. April, zwei Tage nach Eröffnung veröffentlicht,.)

2. Zitat: „Ein farbiges Laboratorium, in dem sich alle möglichen Alchemisten und Glücksritter versammelt haben. Schon vor längerer Zeit sind die jungen spanischen Künstler in der globalen Kunstszene angekommen. Ihre Arbeiten unterscheiden sich fast kaum noch von denen ihrer jungen europäischen Kollegen. [...] Im Hamburger Bahnhof wird ein fröhlicher Hedonismus praktiziert.“ (veröffentlicht am 20. April)

3. Zitat: „Trotz einiger großer Namen bleibt der Hauptteil der Ausstellung eine akrobatische Übung, die am Kitsch nicht vorbei kommt. Es gibt praktisch keine ernsthafte ästhetische Auseinandersetzung mit kulturellen und sozialen Gegebenheiten, die Kritik bleibt dekorativ und verschwommen, immer nur an der Oberfläche.“ (12 Tage nach Eröffnung veröffentlicht, am 30. April)

4. Zitat: „Es geht um den Süden als ein nostalgisches Modell, in einem Ambiente, das im besten Fall an einem dunklen Wind deutlich wird, der meistens nur an der Oberfläche weht.“ (6 Wochen nach Eröffnung, kurz vor Schließung der Ausstellung veröffentlicht)

Der Kontrast zwischen der deutschen und der spanischen Berichterstattung im kulturellen Bereich ist eindeutig. Ohne werten zu wollen, möchte ich einige formale Unterschiede festhalten, angefangen beim Erscheinungsdatum der genannten Artikel: In Spanien wurden sie praktisch unverzüglich veröffentlicht, während die Ausstellung in den deutschen Medien erst sehr viel später Platz im Feuilleton fand. Dies ist einerseits durch den Stellenwert zu erklären, den „Big Sur“ für Spanien hatte, eine Ausstellung, wie sie in vergleichbarer Form nie zuvor in Berlin von spanischer Seite organisiert worden war – während in Berlin diese Art von nationalen Ausstellungen gang und gäbe sind. Andererseits ist die Frage des Zeitpunkts der Veröffentlichung in den Medien auch ein Beispiel dafür, dass in Spanien einer schnelleren und aktuelleren Berichterstattung mehr Bedeutung beigemessen wird als in Deutschland.

Darüber hinaus sind auch stilistische Unterschiede offensichtlich: Während die spanischen Artikel eher informativ sind und viele Zitate

mit einbeziehen (auch wenn dies meine Zitatauswahl nicht wiedergibt), überwiegt in den deutschen Medien eher ein diskursiver Stil, der den Autoren oftmals feuilletonistische Ausschweifungen erlaubt, die nur von den Redakteuren, nicht aber vom Durchschnitt ihrer Leser verstanden werden. Das bringt eine deutliche Wertung der kulturellen Veranstaltung mit sich und ein oftmals unglückliches Gemisch von Information und Kritik. Diese Art von journalistischem Genre existiert selbstverständlich auch in Spanien, wird jedoch dann auch explizit vom reinen Informationsartikel getrennt.

Abgesehen von diesen stilistischen Unterschieden ist der kritische und nachdenkliche Ton in Deutschland auffallend, einem Land, in dem Hinterfragung durch die Medien in der öffentlichen Diskussion allgegenwärtig ist.

In der spanischen Berichterstattung wird entweder ein eindeutig propagandistischer oder umgekehrt – im besten Fall – ein neutraler Ton angeschlagen. Daraus kann sich nur folgende Frage ergeben: Ist es wirklich notwendig, dass die spanische Presse zu einem Zeitpunkt, in dem Spanien endlich von außen als ein normales europäisches Mitgliedsland von mittlerer Größe angesehen wird, wegen einer Kunstausstellung, deren Qualität wie bei aller Kunst per definitionem diskutierbar ist, einen nationalen Triumph ausruft? – Was geht hier eigentlich vor?

Literatur und Sprache

Michi Strausfeld

Einige alte und neue Kommentare zur Rezeption der spanischen Literatur in Deutschland

Einleitende Bemerkungen

Seit 1968 lebe ich in Spanien, seit 1974 beschäftige ich mich beruflich (im Suhrkamp-Verlag) und aus Leidenschaft (wann immer sich eine Gelegenheit bietet – auf Universitäts-Symposien, Kongressen, in zahlreichen Artikeln, Materialienbänden, Anthologien oder bei der Organisation diverser Veranstaltungen) mit der Vermittlung der spanischen, portugiesischen und lateinamerikanischen Literatur und Kultur nach Deutschland, versuche mitzuhelfen, damit möglichst viele Brücken zum gegenseitigen Verständnis (aus-)gebaut werden.

Über bald 30 Jahre konnte ich so viele Informationen und Erfahrungen zusammentragen, und kontinuierlich kommen neue Einsichten oder Fakten hinzu, so dass ich die wichtigsten Aspekte dieses Themas stets mit neuen Varianten und Zusätzen wiederholen muss. Auch der heutige Beitrag ist eine Erweiterung, eine zusätzliche Pirouette. 1984 habe ich für die Stadtbücherei Dortmund im Rahmen der dortigen Auslandskulturtag, die erstmals Spanien gewidmet waren, eine (damals relativ vollständige) Bibliographie *Spanische Literatur des 20. Jahrhunderts in deutschen Übersetzungen* zusammengestellt. Es war eine Sisyphe-Arbeit – und ein Schock: Das Ergebnis war derart armselig, die Liste der Lücken so gewaltig und oft unverständlich (im Vergleich zu den anderen großen europäischen Kulturnationen England, Italien, Frankreich, Russland), dass man den Eindruck gewann, hier müsse einfach alles getan werden.

Im Vorwort schrieb ich damals:

Seitdem (also seit Ende des Bürgerkriegs), so scheint es, hat Spanien im Bewusstsein der europäischen Intellektuellen keinen Platz mehr – und jetzt, nach der Wiederherstellung der Demokratie, fällt es allen Beteiligten schwer, sich über die Klischees hinweg kennen zu lernen [...] Die Bibliographie zeigt die großen Lücken bei uns auf, von denen ich hier nur einige erwähnen möchte: der wichtigste Roman des 19. Jahrhunderts, *La Regenta* von Clarín, wurde bislang noch nicht in der BRD gedruckt, Valle-Inclán ist ein großer Unbekannter auf deutschen Bühnen, die Romane von Pérez Galdós oder Pío Baroja sind nur zu einem geringen Teil übersetzt worden (und viele der bedeutendsten fehlen), von den Lyrikern der 27er sind weder Luis Cernuda noch Pedro Salinas mit einem eigenen Buch auf deutsch publiziert (und García Lorca lesen wir nur in den unzureichenden Übersetzungen bzw. „Nachdichtungen“ von Enrique Beck); die Autoren des Exils sind etwas bekannter als die Daheimgebliebenen; von den neuen und innovatorischen Romanciers kennen wir – mit Ausnahme von Juan Goytisolo – sozusagen niemanden.

Zur gleichen Zeit stellte Gustav Siebenmann gemeinsam mit Donatella Cassetti ebenfalls eine Bibliographie zusammen, die allerdings erst 1985 publiziert wurde: *Bibliographie der aus dem Spanischen, Portugiesischen und Katalanischen ins Deutsche übersetzten Literatur, 1945–1983* (Tübingen, 1985, Beihefte zur Iberoromania, 3).

Inzwischen dürfen wir aufatmen. Vieles hat sich seitdem enorm verändert beziehungsweise verbessert: *Die Präsidentin*, so der deutsche Titel von Claríns großem Gesellschaftsroman, liegt nach der erfolgreichen Publikation 1985 inzwischen als Taschenbuch vor, und im Frühjahr 2002 wurde die erste deutsche Übersetzung seines zweiten großen Romans, *Sein einziger Sohn*, hymnisch rezensiert. Die besten Stücke von Valle-Inclán existieren in schönen neuen Übersetzungen, werden auf deutschen Bühnen aber weiterhin kaum gespielt, da der genial-exzentrische Autor so „schwierig aufzuführen und so anspruchsvoll ist“. Zumindest kann man sie aber lesen. Von Pérez Galdós wurden inzwischen mehr als zwölf Romane übersetzt – dazu später noch ein paar Anmerkungen. Pío Baroja – seine Situation auf dem deutschen Buchmarkt bleibt unverändert schlecht. Luis Cernuda – eine große Auswahl seiner Gedichte erscheint, endlich nach drei gescheiterten Versuchen,

in der Übersetzung von Susanne Lange 2003, Pedro Salinas liegt seit 1990 mit einer kleinen Auswahl als Band in der Reihe Bibliothek Suhrkamp vor.

García Lorca können wir seit 1999, nachdem der Suhrkamp-Verlag einen schwierigen und langjährigen Prozess gegen die Enrique-Beck-Stiftung gewann, in neuen und herausragenden Übersetzungen lesen. Bislang erschienen acht Theaterstücke (zwei weitere folgen noch – übertragen von Hans Magnus Enzensberger, Rudolf Wittkopf, Thomas Brovot und Susanne Lange), der äußerst schwierige Gedichtzyklus *Dichter in New York* wurde 2000 (Martin v. Koppenfels erhielt dafür einen Übersetzerpreis) publiziert, und im Herbst 2002 folgten auch endlich die *Zigeunerromanzen* in einer adäquaten Version (von Martin v. Koppenfels); den *Diwan des Tamarit* (in Übersetzung von Rudolf Wittkopf) gibt es schon seit 1990 (zweisprachig, wie alle Lyrikbände). Weitere Lorca-Projekte sind in Arbeit.

Von den neuen und innovatorischen Romanciers kennen wir inzwischen eine Vielzahl – von Juan Benet bis zu Angeles Saura oder Carlos Ruiz Zafón (erscheinen 2003), und Javier Marías wurde 1996 – dank des „Literarischen Quartetts“ – zum spanischen Erfolgsautor schlechthin. Aber auch die Romane von Eduardo Mendoza, Rafael Chirbes, Javier Tomeo, Julio Llamazares, Bernardo Atxaga, Manuel Rivas und viele andere sind deutschen Lesern vertraut, einige davon werden viel gelesen, hochgelobt und weiterempfohlen.

Darf man also sagen, heute herrsche (beinahe) Normalität und die (wichtigsten) Lücken seien geschlossen? Ja, zumindest zu einem Großteil. Aber ebenso fehlen weiterhin viele Werke, die heute zum „klassischen“ Bestand der Gegenwartsliteratur Spaniens zählen.

Aus diesem Grund möchte ich jetzt die Situation einiger Autoren des 20. Jahrhunderts etwas detaillierter erörtern:

1. Die Jahrhundertwende

1.1 *Clarín: eine kleine Erfolgsgeschichte*

Die Präsidentin wurde 1971 in der DDR publiziert; in der Bundesrepublik erst 1985, also genau einhundert Jahre nach der spanischen Erstveröffentlichung. Sie wurde damals zu einem erstaunlich guten Kri-

ker- und auch Verkaufserfolg. Im Frühling 2002 erschien die Taschenbuchausgabe mit dem Werbesatz: „Neben Anna Karenina, Emma Bovary und Effi Briest gehört *Die Präsidentin* zu den großen Frauengestalten der Literatur“.

Erstaunlicher und erfreulicher noch ist das Presseecho auf die Publikation von *Sein einziger Sohn* im Frühling 2002. Hier vier kurze Auszüge:

Frankfurter Allgemeine Zeitung: „Fortgeblasen ist der Staub von hundert Jahren: Ein Virtuose an der Schwelle zur Moderne. Claríns grandioser Roman erstmals in deutscher Übersetzung.“ (Paul Ingendaay)

DIE ZEIT: „Ohnehin gehört die unheilige Kirchenszene zu den besten Inszenierungen des an Großartigkeiten überreichen Romans. [...] Der Spanier seziert seine Figuren einzig zu dem Zweck, um ihre emotionale Leere bloßzulegen. Und so endet Claríns von Elke Wehr blendend ins Deutsche übersetzte Meisterwerk mit dem Bekenntnis Bonifacios zum Selbstbetrug.“

Neue Zürcher Zeitung: „Glücklicher Ehebruch. Clarín ironisiert die Konventionen. Selten war ein Roman, von dessen Erstausgabe einen 110 Jahre trennen, so nahe, so lebendig, so liebevoll böse.“

Süddeutsche Zeitung: „Das triste Leben, finita, wie es ist, sollte nichts als Liebe sein. Wanderschauspieler der Leidenschaften in der spanischen Provinz: Claríns dämonischer Roman.“ (Roger Willemsen)

Es fehlen noch die Erzählungen von Clarín, die aber bereits in Arbeit sind. Wie gesagt: eine Erfolgsgeschichte.

1.2 Pérez Galdós: eine kuriose, eher traurige Geschichte

Laut Ausdruck des VLB (Verzeichnis lieferbarer Bücher) sind derzeit neun Romane lieferbar, darunter *Miau*, *Tristana* und *Marianela*, nicht aber das ebenfalls übersetzte Hauptwerk *Fortunata und Jacinta*. Nicht mehr lieferbar sind *Doña Perfecta*, *Misericordia* und *Amigo Manso*. Zwischen 1998 und 2000 verlegte der Lübbe Verlag zehn historische Romane in fünf Bänden. Zwei „Doppelpack-Titel“ sind noch lieferbar, die anderen bereits wieder vom Ladentisch verschwunden. Es wird

nicht nachgedruckt. Diese zehn historischen Romane erschienen in Auflagen, die zwischen 6.000 und 10.000 Exemplaren variieren. Nur eine ernstzunehmende Rezension kommentierte diese verlegerische Großtat.

Erwerben kann man also (noch) in dieser eigenwilligen Doppelung: *Die Abenteuer der Pepita González* und *Der Aufstand von Madrid*. Rezension: „Auf Mauleseln durch die Mancha. Einführung in die vergleichende Schlachtbeschreibung. Benito Pérez Galdós beschreibt die spanische Geschichte.“

„Man sollte es nun nicht glauben und glaubt es auch nicht, ehe man es sieht: Der Bastei-Lübbe Verlag ist jetzt, in einer kleinen Reihe mit historischen Romanen, an den großen Pérez Galdós und seine nationalen Stücke herangegangen, die ersten vier, in zwei Bänden, sind erschienen ... Wir wollen nicht darüber reden, wie gut und genau die Bücher übersetzt sind, genug: Sie sind da. Man muss sie eben nur zu finden wissen, wo man sie nie gesucht haben würde.“ (Rolf Vollmann in der Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.2.1998)

1.3 Vicente Blasco Ibáñez

Er ist und bleibt vergessen.

2. Die Generation von 98

Insgesamt ist diese Generation dem deutschen Leser vorwiegend nur dem Namen nach bekannt. Einige wenige Titel liegen allerdings vor:

Pío Baroja: *Shantí Andía, der Ruhelose*, 1972.

Unamuno: *Nebel; Neue Welt; Prolog zu Bruder Juan; Plädoyer des Müßiggangs; San Manuel Bueno, Märtyrer* (zweisprachig); *Wie man einen Roman macht*.

Antonio Machado: *Fatima; Botschaft der Tragödie oder der Hoffnung; Campos de Castilla – Kastilische Landschaften; Einsamkeiten – Soledades*. Der Amman-Verlag verlegt die Neuauflage des Gesamtwerks in der Übersetzung von Fritz Vogelgsang.

3. Die Generation von 1914

Ramón Gómez de la Serna, der geniale Exzentriker mit einem Gesamtwerk von mehr als zwanzig Bänden (das der *Círculo de Lectores*, Barcelona, seit mehr als fünfzehn Jahren erstmals (sic!) ganz publiziert), bleibt ein Geheimtipp: *Greguerías* (kleine Auswahl, übersetzt von Rudolf Wittkopf, Straelener Manuskripte); *Der Cirkus* (übersetzt von Fritz Rudolf Fries), Sabine Groenewald Verlag 2000; *Madrid. Spaziergänge*, Wagenbach 1992.

Der Nobelpreisträger Juan Ramón Jiménez wurde besonders mit seinem Kinderbuch *Platero und ich* (Insel 1985 und Insel Taschenbuch 1456) bekannt, während seine Lyrik (zwei Bände sind erschienen) nicht mehr lieferbar ist.

José Ortega y Gasset ist der in Deutschland meistgelesene Autor, der die Hörsäle füllte, dessen Gesamtwerk komplett übersetzt wurde. Lieferbar sind heute noch einzelne Titel, vor allem *Der Aufstand der Massen*, das als Standardwerk gilt.

Ein weiterer genialer Exzentriker, Ramón del Valle-Inclán, wurde mehr übersetzt als sein Kollege der *tertulia literaria* „Pombo“, Gómez de la Serna. Von ihm sind zu lesen: *Adega. Eine tausendjährige Historie*; *Barbarische Komödien*. *Silbergesicht*. *Wappenadler*. *Wolfsballade*; *Der Karlistenkrieg*. Roman-Trilogie; *Karneval der Krieger*. Drei Schauspielerposen; *Wunderworte*. *Glanz der Bohème*. Zwei Theaterstücke. Sie wurden alle in der Übersetzung von Fritz Vogelsgang von Klett-Cotta publiziert. Es gab aber nie Taschenbuchausgaben, dafür war die Nachfrage zu gering. *Die Sonaten* erschienen in drei Verlagen, die vierte (*Herbstsonate*) erschien niemals aufgrund der rechtlichen Schwierigkeiten mit der Erbin, die jede Übersetzung verweigert. Sie sind leider alle nicht mehr lieferbar.

Ebenfalls übertragen und 1975 in der Bibliothek Suhrkamp neu aufgelegt, wurde der Ahn vieler lateinamerikanischer Diktatorenromane: *Tyrann Banderas* (Übersetzung von Anton M. Rothbauer).

Zwei große Essayisten der Republik, die beide ins Exil flohen, nämlich Américo Castro und Salvador de Madariaga, wurden in Deutschland übersetzt, unter anderem das Standardwerk von Américo Castro: *Spanien, Vision und Wirklichkeit* (Kiepenheuer 1965, leider nie als Taschenbuch erschienen), und auch heute werden einige biographische Romane (*Hernán Cortés*, und so weiter) von Madariaga noch gerne gelesen.

4. Die Generation von 27

Lorca habe ich bereits kommentiert.

Rafael Alberti: Es gibt auf deutsch drei Lyrikbände, nämlich *Von den Engeln; Ich war ein Dummkopf, und was ich gesehen habe...*; *Zu Lande, zu Wasser*. Dann die Memoiren *Der verlorene Hain*. Desgleichen existieren noch verstreute Gedichte in verschiedenen Zeitschriften.

Vicente Aleixandre: Von dem Nobelpreisträger existiert in deutscher Sprache nur *Die Zerstörung der Liebe*.

Jorge Guillén, Damaso Alonso und andere Autoren wurden auch übersetzt, sind aber nicht mehr erhältlich. Aber es existiert immerhin eine inzwischen schon „klassische“ Anthologie: *Generation von 27* (J.M.Castellet/Pere Gimferrer (Hg.), Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt 1984).

Bleibt zu sagen, dass Lyrikübersetzungen immer besonders problematisch sind, zum einen wegen der komplizierten Textarbeit, zum anderen wegen der mangelnden Nachfrage.

5. Von 1939 bis 1975

5.1 Die Exilschriftsteller

Max Aub: Neue Übersetzungen diverser Titel erschienen in den letzten Jahren: *Jusep Torres Campalans; Das magische Labyrinth; Nichts geht mehr; Die Stunde des Verrats; Am Ende der Flucht; Die besten Absichten; Bittere Mandeln; Blutiges Spiel* (Eichborn/Piper).

Ramón J. Sender: Er war in den sechziger Jahren der meistgelesene Autor des Exils, vor allem mit dem Kurzroman *Requiem für einen spanischen Landmann*, aber auch *Der König und die Königin* und *Der Verschollene* fanden großen Anklang.

5.2 Die Nachkriegsliteratur von 1940 bis 1975

José Cela, Miguel Delibes, Luis Martín Santos, Ana María Matute, Rafael Sánchez Ferlosio, Carmen Martín Gaité, Juan García Hortelano,

Juan Goytisolo (erste Phase bis 1975) wurden alle mit einem oder mehreren Titeln übersetzt.

Heute liest man noch einige Romane von Miguel Delibes (4 Titel lieferbar, nicht aber *Los santos inocentes*). Der letzte große Roman *Der Ketzer* wurde groß lanciert (Ammann) und existiert bereits als Taschenbuch (Fischer).

José Cela liegt trotz Nobelpreis mit keinem Buch lieferbar vor.

Luis Martín Santos wurde erst spät entdeckt (*Die andere Bibliothek* von Hans Magnus Enzensberger).

Ana María Matute wird demnächst mit einem neuen Roman publiziert werden, sie war früher sehr beliebt mit *Erste Erinnerung* und *Nachts weinen die Soldaten doch*.

Carmen Martín Gaité ist in Deutschland noch ein weithin unbekannter Name, lesen kann man das „All-Ages-Buch“ *Rotkäppchen in Manhattan*.

Die meisten Titel, die von diesen und anderen Autoren der Zeit publiziert wurden, sind nicht mehr lieferbar, was zum Teil verständlich ist. Aber das Desinteresse an José Cela ist doch erstaunlich. Man muss hinzufügen, dass *Der Bienenkorb* nur in einer überaus fehlerhaften deutschen Übersetzung vorliegt.

5.3 Nach Francos Tod

Hier sind zu nennen: Juan Goytisolo (zweite Phase seit 1975), Juan Benet, Mercé Rodoreda, Juan Marsé, Jorge Semprún und Maria Zambrano. Alle sechs wurden ganz unterschiedlich rezipiert:

Juan Goytisolo wurde sehr erfolgreich mit den innovatorischen Romanen *Johann ohne Land* und insbesondere mit *Rückforderung des Conde don Julián*. Von ihm sind sechzehn Titel bei Suhrkamp lieferbar.

Juan Benet, der vielleicht schwierigste und nach Aussagen vieler Spanier beste Romancier seiner Zeit, wurde mit fünf Titeln bei Suhrkamp publiziert, die alle noch lieferbar sind.

Mercé Rodoreda, die berühmte Katalanin, ist mit fünf Titeln lieferbar.

Juan Marsé wurde ziemlich vollständig übersetzt, aber immer nur wenig gelesen. Sein letzter Roman *Rabos de lagartija*, 2002 bei Hanser unter dem Titel *Stimmen in der Schlucht* erschienen, sollte ihn endlich in Deutschland durchsetzen.

Jorge Semprún, der französisch schreibende und in Paris lebende Romancier, ist vermutlich der in Deutschland bekannteste Autor. Sein Gesamtwerk ist auf Deutsch publiziert worden und in vielen Ausgaben erhältlich.

Von der Essayistin Maria Zambrano erschien nur ein Buch, *Waldlichtungen*, das von der Kritik und dem Publikum völlig ignoriert wurden. Der Suhrkamp Verlag verkaufte davon 600 Exemplare. Nebenbei sei bemerkt, dass dieser schwer klassifizierbare Essay unverändert ein Meisterwerk ist.

6. Nach 1975

Weibliche Autoren wie Esther Tusquets, Rosa Montero, Cristina Fernández-Cubas, Almudena Grandes und andere fanden und finden viel Zustimmung. Autoren der „Demokratie“, die seit 1975 publizieren und inzwischen als „Stars“ gelten, sind Eduardo Mendoza, Javier Tomeo, Javier Marías, Rafael Chirbes, Julio Llamazares, Juan José Millás, Enrique Vila-Matas.

Das Genre des Kriminalromans wird vertreten von Manuel Vázquez Montalbán, desgleichen Andreu Martín und Juan Madrid.

Aber auch Schriftsteller aus Galizien, Katalonien und dem Baskenland werden übersetzt; zu nennen sind Manuel Rivas, Quim Monzó, Sergi Pàmies, Miquel de Palol, Bernardo Atxaga und viele andere.

Ein Stichwort zur Lyrik: In Arbeit ist eine Anthologie der Generation der 50er, die 2004 erscheinen wird. Und abschließend ein Blick auf die Kinderbuchliteratur: sie findet nur langsam den Weg in deutsche Verlage, obwohl sich die Szene in Spanien seit den achtziger Jahren komplett verändert bzw. verbessert hat.

Desiderata

- 1) Am allermeisten fehlt eine aktuelle Bibliographie aller übersetzter Titel.¹

¹ Man vergleiche die Arbeit der Portugiesen zum Schwerpunkt „Portugal“ auf der Buchmesse 1997 sowie die regelmäßigen und sehr informativen Publikationen zu

- 2) Es fehlen Werke von Blanco White und Mariano José de Larra, den wichtigsten Essayisten des 19. Jahrhunderts, sowie von Essayisten nach 1975.²
- 3) Ein Manko ist die Lyrik aller Zeiten.
- 4) Wünschenswert sind ebenso Neuübersetzungen wichtiger Klassiker, angefangen bei *Don Quijote*³, von Dramen des „Goldenen Zeitalters“, die durchaus aktuell sind: Calderón, Lope de Vega oder Tirso de Molina⁴ Auch hier fehlt wieder die Bestandsaufnahme, um gegebenenfalls alte Übersetzungen für eine Neuauflage prüfen zu können. Meiner Meinung nach Dringlichkeitsstufe 1.⁵

Abschließend ein Satz aus einem Artikel der Zeitschrift *KulturAustausch*, die 2001 unter dem Titel „Im Aufbruch – Spaniens Weg nach Europa“ erschien:

25 Jahre nach Francos Tod darf jedenfalls behauptet werden, dass sich die Rezeption der zeitgenössischen Literatur Spaniens in Deutschland normalisiert hat und mit anderen europäischen Ländern verglichen werden kann. Die Verleger beobachten die Novitäten und lassen vieles übersetzen, die Presse kommentiert, die Leser zeigen Interesse und die Autoren sind gern gesehene Gäste.⁶

Lateinamerika, die „*der andere buchladen*“ seit 1976 herausgibt. Ebenso das Quellenverzeichnis der übersetzten Literatur aus Asien, Afrika und Lateinamerika, das von der Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Asien, Afrika und Lateinamerika im Zwei-Jahres-Rhythmus herausgegeben wird. Man könnte die erwähnte Arbeit von Gustav Siebenmann und Donatella Cassetti von 1985 aktualisieren und sollte sie auch erweitern, um die Publikationen von 1900–1945 einzubeziehen und die vielen interessanten Übersetzungen der deutschen Romantiker komplett auflisten zu können.

- 2 Das große Problem der Übersetzbarkeit des essayistischen Diskurses sollte man in einem Übersetzersymposium einmal untersuchen.
- 3 Man denke an die Neuübersetzung von 1995 in Frankreich.
- 4 Sechs existieren bereits neu übersetzt von Fritz Vogelgsang, das Gesamtprojekt umfasst zehn Stücke.
- 5 1995 habe ich eine bescheidene Bestandsaufnahme der neuen spanischen Literatur von 1975–1995 vorgelegt. (Michi Strausfeld (Hrsg.) (1995): „Weißt du noch ... wie wir lernten, frei zu sein? Die spanische Literatur der Demokratie“. In: *die horen*, 179. Die Zeitschrift fand großes Echo.
- 6 In: *Zeitschrift für KulturAustausch*, Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart, 51, 4, 2001, S.81.

Grund also, um moderat optimistisch zu sein. Die Rezeption der spanischen Literatur in Deutschland hat sich seit den achtziger Jahren deutlich und unübersehbar verbessert, wozu die Buchmesse 1991 mit dem Schwerpunkt Spanien, der große Erfolg von Javier Marías, die vielen Aktivitäten der deutschen Institutos Cervantes und – das darf ich sicher auch hinzufügen – die kontinuierliche Arbeit des Suhrkamp-Verlags in bald 30 Jahren beigetragen haben. Aber unverändert gilt auch: Es bleiben – wie ich ein wenig gezeigt habe – noch viele Lücken, und viele literarische Schätze aus verschiedenen Epochen könnten in den nächsten Jahren noch gehoben werden.

Das ist und bleibt eine schöne Herausforderung für Verleger, Übersetzer, Vermittler, Akademiker und Journalisten – auch in schwierigeren Zeiten.

Cecilia Dreytmüller

Anmerkungen zur Präsenz der deutschsprachigen Literatur in Spanien

Wenn wir über die wechselseitigen kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien nachdenken, stellt sich früher oder später die Frage: Was kennt man in Spanien von der deutschsprachigen Literatur, wie kommt sie an, welches Bild vermittelt sie von uns? Was wird eigentlich konkret an Romanen, Erzählungen oder Gedichten in Spanien gelesen? Auf den ersten Blick scheint es herzlich wenig zu sein, jedenfalls im Vergleich zu den angelsächsischen Literaturen, aus denen fünfzehn Mal mehr übersetzt wird als aus dem Deutschen. In der großen Masse fremdländischer Veröffentlichungen, die im zweitgrößten Übersetzerland Europas erscheinen, gehen deutsche Bücher tatsächlich leicht unter.

Nach einem Titel oder Autor der aktuellen deutschen Belletristik befragt, antworten die meisten Spanier: *Das Parfüm* (Patrick Süskind: *El perfume*. Tusquets, 1986) oder *Der Vorleser* (Bernhard Schlink: *El lector*. Anagrama, 1997) und nennen somit die zwei meistverkauften deutschen Bücher der letzten zwanzig Jahre. Der eine oder andere erwähnt vielleicht noch *Mein Jahrhundert* (*Mi siglo*. Alfaguara, 2001) von Günter Grass, der hierzulande auch vor der Verleihung des Nobel-Preises mit einer treuen Leserschaft und einer kontinuierlichen Medien-Präsenz rechnen konnte; gegebenenfalls Hans Magnus Enzensberger und seinen *Zahlenteufel*. Nur die Vielleser und Feuilleton-Blätterer kennen jedoch Peter Handke oder gar Winfried G. Sebald. Demgegenüber kommen die Klassiker des 20. Jahrhunderts deutlich besser weg: Kafka und Hermann Hesse, Thomas Mann, Robert Musil und Joseph Roth sind vielen ein Begriff. In einigen Fällen haben dazu auch die Literaturverfilmungen beigetragen: Döblins *Berlin, Alexanderplatz* oder Heinrich Manns *Professor Unrat* sind den kinobeschlagenen Spaniern dank Fassbinder und Marlene Dietrich bekannt.

Schaut man allerdings im spanischen ISBN unter deutschsprachiger Literatur nach, macht man eine überraschende Entdeckung. Für den Zeitraum ab 1975 erscheinen, allein unter „Romane und Erzählungen“,

1807 Eingaben. Darunter befinden sich zwar zahlreiche Mehrfacheditionen und wiederaufgelegte Klassiker, nicht wenige historische Romane (Gisbert Haefs oder Tanja Kinkel sind komplett übersetzt), sowie Kinder- und Jugendbücher (allein Michael Ende macht vier Seiten aus) aber auch hunderte Neuerscheinungen der zeitgenössischen Belletristik. Das Fazit muss also lauten: Die deutsche Literatur ist erfreulich vielfältig und zahlreich vertreten in der spanischen Literaturlandschaft. Was sich an Entwicklungen gerade in den letzten zehn Jahren getan hat, hat der spanische Leser mitverfolgen können. Auf das Wiederaufblühen der deutschen Literatur nach dem Mauerfall haben die hiesigen Verlage mit wenig zeitlicher Verschiebung reagiert. Seither kann der Leser aus der Fülle von jungen Autoren aus den alten und neuen Bundesländern, aus der Schweiz und Österreich – Ingo Schulze, Judith Hermann, Birgit Vanderbeke, Georg Klein, neben so vielen anderen –, sowie aus der Gruppe der konsolidierten Erzähler – Uwe Timm, Christoph Hein, Monika Maron oder Urs Widmer – eine recht breite Auswahl treffen. Fast alle größeren und kleineren Häuser haben deutsche Autoren in ihrem Programm, und auch wenn mit ihnen nur mittelpträgliche Bilanzen erzielt werden, ist die Bereitschaft, auch unbekannte Namen zu übersetzen, erfreulich groß.

Noch bis um 1995 war das nicht so. Das Interesse an der deutschsprachigen Literatur war seit Mitte der achtziger Jahre immer mehr gesunken. Sie galt als Ladenhüter, als bleischwere Gedanken- und Innerlichkeitsprosa. Das Lesepublikum war zusammengeschrumpft auf einen kleinen Kreis von *germanófilos*, die mit mehr höflicher Aufmerksamkeit als wirklicher Begeisterung das Unbehagen der Deutschen mit sich selbst und ihrer Kultur verfolgten, das von Peter Handke und Elfriede Jelinek, von Gabriele Wohmann und Botho Strauss auf so scharfsinnige wie bissige Weise formuliert wurde. Fantasiervolle Fabulierer ferner Welten, wie Christoph Ransmayr oder Sten Nadolny, waren Ausnahmen, die von den spanischen Lesern, wie auch sonst überall im Ausland, freudig begrüßt wurden, jedoch nur die Regel bestätigten.

Die literarische Wende setzte in Deutschland erst allmählich, ab 1990, ein, und an ihr waren die jungen Erzähler der Ex-DDR maßgeblich beteiligt. Zweifelsohne hat die Wiedervereinigung in mehr als einer Hinsicht entscheidende Anstöße gegeben. Zum einen, indem neue Autoren dazukamen – und zwar nicht nur Ingo Schulze, Thomas Brussig oder der Lyriker Durs Grünbein, die von den Medien in eine Mono-

polstellung gehoben wurden, die im schiefen Verhältnis zu ihrem literarischen Werk steht –, und, zum anderen, indem sie Inhalte von allgemeinem Interesse und signifikante Schauplätze bot, allen voran Berlin. So unsanft der deutsch-deutsche Zusammenstoß war, er hat in den Köpfen etwas in Bewegung gebracht, was auch von Spanien aus mit Spannung beobachtet wurde. Tatsächlich ist ein neues soziales und geschichtliches Bewusstsein entstanden, das sich, unter anderem, in einer verstärkten Beschäftigung mit der unmittelbaren Vergangenheit ausdrückt, insbesondere auf Seiten der Jungautoren.

Dabei verbindet und scheidet der Blick auf die Vergangenheit gleichzeitig die Schriftsteller aus den alten und den neuen Bundesländern. Abgesehen von den unterschiedlichen Perspektiven, von dem Bedürfnis nach Differenzierung von Identitäten, offenbart sich nämlich auch ein tendenziell gegenläufiger formaler Ansatz. Die jüngeren Ost-Autoren erzählen unverstellter – mehr in der Linie der US-amerikanischen Erzähler – und gehen lockerer mit ihrer Geschichte um. Sie mühen sich nicht verkrampft um „political correctness“ und Distanz; ihre Hauptverbündeten sind Ironie und Humor. Die Ernsthaftigkeit mit der Marcel Beyer etwa sich in seinen Romanen *Flughunde* (*El técnico de sonido*. Debate, 1999) und *Spione* (Dumont, 2001) die Nazi-Vergangenheit von unscheinbaren Durchschnittsbürgern aufs Korn nimmt, steht in starkem Kontrast zum derben Humor der schelmenromanhaften Milieuschilderung, von der die Romane *Helden wie wir* und *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* (*Avenida del Sol*. Siruela, 2001) von Thomas Brussig leben.

Auch Ingo Schulze bricht den „Szenen aus der ostdeutschen Provinz“ in seinem Roman *Simple Stories* (*Historias simples*. Destino, 1999) mit ironischer Auswuchtung die dramatische Spitze, bleibt aber durchgehend emotionsintensiv in seinem, dem *dirty-realism* eines Raymond Carver angelehnten Erzählpuzzle. Dies ist übrigens ein weiteres Unterscheidungsmerkmal der jüngeren Autorengeneration aus dem Osten. Sie zeigt weniger Angst vor Gefühlen, setzt offensiv auf menschliche Werte. Weder verbrämt sie emotionale Erlebnisse noch bemüht sie Schock-Effekte wie etwa Thomas Hettche in *Der Fall Arabogast* (DuMont, 2001) oder Julie Zeh in *Adler und Engel* (Berlin Verlag, 2001). Sei es Katrin Askan mit ihrer melancholischen Chronik einer Ost-Berliner Kleinbürgerfamilie *Aus dem Schneider* (Berlin Verlag, 2000) oder André Kubiczek mit seiner Evokation einer DDR-Jugend in

Junge Talente (Rowohlt, 2002): Diese Autoren brauchen anscheinend nicht soviel Distanz zu ihren Figuren, wie das bei ihren westlichen Kollegen Peter Stamm oder Georg M. Oswald, Tanja Dückers oder Rainer Merkel der Fall ist, bei denen sich eine atmosphärische Kälte breit macht, die sich den Vorwurf von menschlicher Indifferenz gefallen lassen muss. Solche „coolen“ Erzählwelten unterscheiden sich umso mehr von denen eines Ralf Rothmann, eines Josef Winkler und eines Arnold Stadler – um drei herausragende Vertreter der in den fünfziger Jahren geborenen Schriftstellergeneration zu nennen (von denen übrigens nur Winklers *Natura morta* ins Spanische übersetzt ist) –, als diese sich nicht mit dem sprachlichen Minimalismus der jüngeren Jahrgänge begnügen, sondern ausgearbeitete, an ihrem jeweils eigenen Stil erkennbare Texte vorlegen.

Ganz aus dem Rahmen dieser themen- oder generationsorientierten Zuordnungen fällt übrigens das Werk Winfried G. Sebalds, das in Spanien eine ungewöhnlich enthusiastische Rezeption – in begrenzten, doch medienwirksamen Intellektuellenkreisen – erfahren hat. Seit der in Deutschland wohl hochgelobte aber wenig bekannte Autor 1999 von Susan Sontag in der New York Book Review mit einer Titelstory ins internationale Rampenlicht gestoßen wurde, hat auch die spanische Öffentlichkeit Notiz von seinem der Stille und Besinnlichkeit verpflichteten Werk genommen. Zwar erschien bereits 1996 beim Verlag Debate sein wohl bedeutendstes Buch, *Die Ausgewanderten*, aber bis dahin galt der in England lehrende Literaturprofessor aus dem Allgäu als Geheimtipp für Literaturmenschen. Dann jedoch war der Erzähler, Essayist und Dichter in aller Munde, und zwar im unmittelbaren Anschluss an die Veröffentlichung der spanischen Version von *Die Ringe des Saturn* (2000) und an die darauf folgende Neuerscheinung von *Austerlitz*, im Sommer 2001, welche beide in den Literaturbeilagen der großen Zeitungen mit mehrseitigen Besprechungen gefeiert wurden. Mit der Übersetzung von *Schwindel, Gefühle* (*Vértigo*, Debate) im Herbst 2001 gab es dann wieder eine unverhältnismäßig große Resonanz. Sebald wurde als der bedeutendste deutsche Gegenwartsautor bezeichnet, seine poetischen Spurensuchen in der Vergangenheit und deren engagierter Bezug zur Zeitgeschichte galten überschwänglich als Meisterwerke der Prosa.

An diesem leider extrem gerafften und gezwungenermaßen oberflächlichen Überblick erkennt man bereits, dass die deutschsprachige

Literatur so vital und mannigfaltig wie schon lange nicht mehr in Spanien auftritt. Nun sollte man, bevor man beginnt zu jubeln, eine Differenzierung erlauben. Das eine ist die Präsenz der Autoren auf dem spanischen Buchmarkt und ihre Aufnahme durch den Leser, und das andere die Wirkung der deutschsprachigen Literatur auf die spanischen Autoren. Auch ohne die Komparatistik zu bemühen, lässt sich feststellen, dass sich da bereits seit Längerem eine Leerstelle auftut. Trotz ihrer breit gefächerten Präsenz gehen von ihr nicht mehr die ästhetischen Impulse aus, die noch die Schriftsteller der Nachkriegsliteratur aussendeten, wie das in der Lyrik mit dem Werk Paul Celans der Fall war und in der Prosa mit einer langen Reihe von Autoren, angefangen bei Heinrich Böll und Ingeborg Bachmann bis zu Elias Canetti und Ernst Weiss. Demgegenüber sind für die achtziger und neunziger Jahre, wenn überhaupt, nur drei mögliche literarische Leitfiguren auszumachen: Thomas Bernhard (der in Spanien sehr genau gelesen worden ist), Peter Handke und zuletzt Winfried Georg Sebald.

Wie erklärt sich das? Sind die deutschsprachigen Schriftsteller des 21. Jahrhunderts nicht mehr in der Lage, relevante Inhalte und tragende Formen weiterzugeben? Haben Kommerz und Anbiederung an den Markt alle tiefergehenden, mode-resistenten ästhetischen Projekte verschluckt? Tatsächlich ist diese Frage berechtigt, angesichts der Tendenz zum Ephemerem und dem Verlust an Tragweite. Besonders die Jungautoren wissen die Nachfrage nach dem leichtverdaulichen Schreibprodukt geschickt auszunutzen: angefangen bei den nicht mehr ganz taufrischen Spaß-Literaten der so genannten Generation Golf wie Christian Kracht (*Faserland*. Kiepenheuer, 1995) und Rainald Goetz (*Abfall für alle*. Suhrkamp, 1999), über die unbekümmerte Berliner Trendszene mit Tanja Dückers (*Spielzone*. Aufbau, 1999), Norman Ohler (*Mitte*. Berlin Verlag, 2001) oder Sven Regener (*Herr Lehmann*. Eichborn, 2001), bis hin zu den frech-burlesken oder backfischhaften Beziehungsgeschichten von Karin Duve (*Der Regenroman. Novela de la lluvia*. Siglo XXI, 2000) und Julia Franck (*Liebediener*. DuMont, 1999). Die Schwergewichtler und Experimentierfreudigen der deutschen *Belles Lettres* hingegen sind ausgestorben oder aber marginalisiert. Das schlagendste Beispiel für letzteres ist Peter Handke, der seit mehr als zehn Jahren einen sehr respektablen, doch von den meisten als unzugänglich abgelehnten Sonderweg geht, weit entfernt von den Trampelpfaden des konventionellen Erzählens, weswegen er von den Medien ins Abseits befördert worden ist.

Dabei existieren neben all den professionell konfektionierten Produkten der Unterhaltungsschreiber auch ernstzunehmende, anspruchsvolle Bücher, wie bereits ein kurzer Blick auf die Neuerscheinungen des Jahres 2002 zeigt: *Ein Regenschirm für diesen Tag* von Wilhelm Genazino, *Klausen* von Andreas Maier, oder *Partygirl* von Marlene Streeruwitz sind sprachlich und inhaltlich beeindruckende Romane. Ralf Rothmann hat vor seinem Roman *Hitze* (2003) feingespinnene, intelligente Erzählungen vorgelegt (*Ein Winter unter Hirschen*. Suhrkamp, 2001). Thomas Hürlimann (*Fräulein Stark*. Diogenes, 2001) und Ulla Hahn (*Das verlorene Wort*. DVA, 2001) jeweils einfühlsame Kindheitsportraits. Helmut Krausser, dessen Roman *Der große Bagarozzy* ins Spanische übersetzt ist, hat mit *Schmerznovelle* (Rowohlt, 2001) eine dichte Radiographie der Leidenschaft veröffentlicht.

Das Problem liegt jedoch, und das ist keine spanische Besonderheit, in der Kurzlebigkeit der Literatur. Sie lässt weder dem Leser die Möglichkeit, die interessanteren Veröffentlichungen in der Flut des Angebots auszumachen, noch dem Kritiker Zeit, eine Neuerscheinung in Ruhe zur Kenntnis zunehmen. Kaum länger als drei Wochen hält sich der mit nichtssagenden Superlativen präsentierte Roman (um vom Idealfall auszugehen) in den Auslagen des Buchhandels, danach wird er kurzzeitig ins Regal gestellt und schon nach drei Monaten an den Verlag zurückgegeben (und das, obwohl sich die Neuerscheinungen besser verkaufen als die Autoren im Programm). Verantwortlich für die bescheidene Wirkung und selektive Wahrnehmung der deutschsprachigen Literatur in Spanien ist also zum großen Teil ihre Marktabhängigkeit. Wie soll ein Buch wahrgenommen werden oder gar literarische Impulse aussenden, wenn es schon nach kürzester Zeit vergriffen ist? Solange sich die so genannte anspruchsvolle Literatur in diesem marktwirtschaftlichen Schraubstock befindet, wird sie sich in Spanien nicht behaupten können. Soll sie gelesen werden, muss sie von den Kulturinstitutionen, an den Universitäten und in den Bibliotheken gestützt und verbreitet werden. An mangelndem Interesse der spanischen Leserschaft liegt es nicht

Zur Stellung der deutschen Sprache in Spanien

1. Aktuelle Situation des Deutschunterrichts in Spanien

Betrachtet man die Situation des Deutschunterrichts in Spanien, müssen zwei Bereiche berücksichtigt werden, nämlich das öffentliche und das private Bildungssystem, wobei Ersteres den Unterricht in drei unterschiedlichen Bildungszentren umfasst: in den offiziellen Sprachschulen (*Escuelas Oficiales de Idiomas*, kurz: *EOI*), der Sekundarstufe (*Institutos de Enseñanza Secundaria*, kurz: *IES*) und der Universität. In den offiziellen Sprachschulen (EOI) sind Englisch, Französisch und Deutsch, laut einer Studie des Ministeriums für Bildung und Wissenschaft (*Ministerio de Educación y Ciencia*) vom Mai 2002, gemäß dem bestehenden Bedarf die am häufigsten angebotenen Fremdsprachen (auch wenn die Zahl der Sprachschulen, die gleichermaßen Italienisch, Portugiesisch, Niederländisch oder Arabisch anbieten, angestiegen ist). Daraus ergibt sich folgende Statistik für Spanien: Sieben von zehn Sprachschulen bieten Deutsch als Fremdsprache an.

Anzahl der EOI in ganz Spanien	165	
Anzahl der EOI, die <i>Englisch</i> anbieten, bzw. Englisch einführen werden	165	100 %
Anzahl der EOI, die <i>Französisch</i> anbieten, bzw. Französisch einführen werden	155	93 %
Anzahl der EOI, die <i>Deutsch</i> anbieten, bzw. Deutsch einführen werden	113	68 %

Eine Auswertung dieser Daten ist im Vergleich zur Situation vor zehn Jahren zufrieden stellend, denn zu jenem Zeitpunkt betrug der Prozentsatz der EOIs, die Deutsch als Fremdsprache anboten, nicht mehr als fünfzig Prozent.

Anders stellt sich die Auswertung dar, wenn man die aktuelle Anzahl der offiziellen Sprachschulen in Betracht zieht, die befähigt wären, Deutschunterricht zu geben. Dies muss als unzureichend betrachtet werden, da auf diese Weise Provinzhauptstädte wie Sevilla einbezogen werden, denen es an einem solchen Angebot mangelt.

Untersucht man das Angebot an Deutschunterricht in der Sekundarstufe (IES), zeigt sich eine noch problematischere Situation, da der Prozentsatz des Englisch- und Französischunterrichts nicht wesentlich variiert. Englisch wird an praktisch allen Schulen angeboten, und Französisch liegt bei etwa 90 Prozent, was beides dem Angebot der EOIs entspricht. Deutsch erreicht hingegen in einigen Autonomen Regionen nicht einmal einen Anteil von 1 Prozent.

Betrachten wir als paradigmatisches Beispiel den Fall von Andalusien: 76 Prozent des Deutschangebots an den EOIs steht einem Anteil von 2,3 in der IES gegenüber.

Anzahl an EOIs	EOIs mit Deutschangebot	Anzahl an IES	IES mit Deutschangebot
21	16 (76%)	335	8 (2,3%)

In anderen Autonomen Regionen ist die Situation nicht viel besser. Möglicherweise steht es auf den Kanarischen Inseln, auf den Balearen, in Katalonien oder in der Region Madrid etwas besser. Die Daten der restlichen Regionen ähneln sich jedoch weitestgehend.

Die Situation der universitären Ausbildung ist wiederum mit den statistischen Daten der EOIs vergleichbar. Von mehr als sechzig existierenden Universitäten in Spanien schließen fast siebenzig Prozent den Deutschunterricht in ihre Studienpläne ein, sei es im Rahmen der modernen Sprachwissenschaften, des Übersetzens und Dolmetschens oder innerhalb des Studiengangs „Deutsche Philologie“ (*Filología Alemana*), der an der Universität von Barcelona (*Universidad Central de Barcelona*), der *Complutense* (Madrid), der *Hispalense* (Sevilla), *Rovira y Virgili*, der Universität von Salamanca, in Valencia und in Valladolid angeboten wird. In Kürze soll das Germanistikstudium auch an der Universität des Baskenlandes eingeführt werden.

Was den privaten Sektor betrifft, können wir feststellen, dass die große Mehrheit der Institutionen, die Studiengänge mit modernen Sprachen anbieten, (zumindest in bestimmten Autonomen Regionen) die deutsche Sprache in ihre Lehrpläne aufgenommen hat – ein unumstößlicher Beweis für die Bedeutung dieser Sprache. Das heißt, dass die privaten Initiativen, auch aus finanziellen Gründen, ihr Angebot dem wirklichen Bedarf angepasst und die deutsche Sprache, nach dem Englischen, in den Vordergrund gestellt hat.

Bei der Bewertung der Situation muss betont werden, dass der Prozentsatz der Deutsch anbietenden EOIs durchaus als positiv zu sehen ist, obgleich es sich natürlich um Schulen handelt, deren Metier eben das Fremdsprachenangebot ist. Wenn man aber die wirtschaftliche Relevanz des deutschen Sprachraumes berücksichtigt, dann betrachten wir die genannten 68 Prozent heutzutage als unzureichend.

Im Bereich der Universitäten muss die Stellung der deutschen Sprache als positiv bewertet werden.

2. Probleme

Das größte Problem in Spanien ist die Situation des Deutschunterrichts im Hinblick auf die Sekundarstufe. Wir haben bereits sehen können, dass die EOIs diesbezüglich einen positiven Prozentsatz haben. Die Universitäten bieten in ihrer Mehrheit Studiengänge an, die direkt oder indirekt mit der deutschen Sprache zu tun haben. Auf privater Ebene, wie schon bemerkt, hält sich ein hoher Prozentsatz der Institutionen – viele von ihnen sind geregelte Schulen – an das Bildungsrahmengesetz (*Ley Orgánica de Ordenación General del Sistema Educativo*, kurz: *LOGSE*), in dem explizit auf die Möglichkeit hingewiesen wird, eine weitere moderne Sprache zu wählen. Das wahre Problem liegt im mangelnden Deutschunterricht in der Sekundarstufe (Altersgruppe der Zwölf- bis Sechzehnjährigen), kurz ESO genannt für *Educación Secundaria Obligatoria*, und es muss betont werden, dass dies eine wahre Herausforderung für die Behörden im 21. Jahrhundert darstellt.

Die Tatsache, dass die deutsche Sprache nicht in der Sekundarstufe angeboten wird, bringt große Probleme mit sich. An den Universitäten müssen die Lehrveranstaltungen für Studenten ohne Vorkenntnisse ausgerichtet sein. Im ersten Studienjahr der Geisteswissenschaften, der

Germanistik oder sogar des Studienganges Übersetzen und Dolmetschen muss der Beginn mit der Grundstufe I gewährleistet sein, und die Universitäten dürfen bei den Aufnahmeprüfungen nicht einmal Mittelstufenniveau verlangen.

Ein weiteres Problem, das das mangelnde Angebot an Deutschunterricht in öffentlichen Institutionen mit sich bringt, ist die Unausgewogenheit im Niveau und die Heterogenität der Gruppen in den bereits genannten Fakultäten. Zu den Germanistikstudenten des ersten Semesters gehören normalerweise gleichzeitig Studenten mit Vorkenntnissen (meist handelt es sich um Studenten, die in einer deutschen Schule waren oder auch in einer EOI), Studenten ohne Vorkenntnisse und sogar einige bilinguale Studenten (in diesen Fällen handelt es sich für gewöhnlich um Kinder von in deutschsprachige Länder ausgewanderten Immigranten). Die drei genannten Niveaus existieren gezwungenermaßen nebeneinander, da aufgrund mangelnder Berufsaussichten und durch das Fehlen eines öffentlichen Stellenangebots für das ESO nur wenige Studenten für Germanistik eingeschrieben sind und deswegen an einer Philologiefakultät pro Jahrgang nur ein einziger Kurs für Germanistik vorgesehen ist. Das wiederum führt dazu, dass die zukünftigen Lehrer das Studium mit uneinheitlichem Niveau beenden und sich nach dem Studium durch Ergänzungsstudiengänge für Graduierte fortbilden müssen.

Zusammenfassend heißt das: Die mangelnden Deutschkenntnisse in der ESO führen dazu, dass es nur wenige Germanistikstudenten gibt (Germanistik als Studiengang ohne berufliche Perspektive), die noch dazu oftmals mit unzureichenden Deutschkenntnissen ihr Studium abschließen, was sich auf die Qualifikation der zukünftigen Lehrer auswirkt.

Wenn nun Deutsch in das Sprachangebot der Sekundarstufe eingeschlossen würde, hätten 90 Prozent der Immatrikulierten ein einheitliches Niveau, wie im Fall der englischen und französischen Philologie. Dies würde erlauben, bei Beginn des Studiums von vorhandenen Deutschkenntnissen auszugehen, zum Beispiel dem Niveau der Mittelstufe, was wiederum eine größere Flexibilität in der Sprachbehandlung und -aktivierung erlaubte.

Ein weiteres Problem, das wir bisher noch nicht erwähnt haben, liegt in der Primarstufe. Die langsame Eingliederung des Unterrichts moderner Sprachen in die Lehrpläne der Primarstufe, bedingt durch

das LOGSE von 1990, sowie die in diesem Moment in bedrückender Mehrheit stattfindende Einführung von Englisch als erster Fremdsprache führen dazu, dass nur wenige Schulen Deutsch als erste oder zweite Fremdsprache anbieten.

Hier müssen wir erwähnen, dass die größte Initiative in unserem Land durch die Förderung des Goethe-Instituts, des deutschen Generalkonsulats in Sevilla und des Bildungsrates der *Junta de Andalucía* zu Stande gekommen ist.

Diese drei Institutionen haben in bestimmten Schulen der Primarstufe ein zweisprachiges Unterrichtsprogramm in Gang gesetzt. Die nach bestimmten Gesichtspunkten ausgesuchten Schulen befinden sich in Torrox (Málaga), Chiclana (Cádiz) und in der Provinzhauptstadt Sevilla. In diesem Fall handelt es sich um bestimmte Fächer, wie zum Beispiel Sozialkunde oder Musik in deutscher und spanischer Sprache (manchmal wird der Unterricht abhängig vom Unterrichtsgegenstand in beiden Sprachen gegeben, manchmal ausschließlich auf Deutsch). Dies ermöglicht den Schülern der Primarstufe schon in jungen Jahren einen direkten Zugang zur deutschen Sprache. Das Experiment hat bis jetzt sehr gute Resultate gezeigt, wofür ich den genannten Institutionen nur meinen Dank aussprechen kann.

Ein anderes Problem ist die noch mangelnde Berücksichtigung der modernen Sprachen in den Lehrplänen vieler universitärer Studiengänge, besonders in den Naturwissenschaften und in den technischen Studiengängen. Auch in diesem Bereich spielt die deutsche Sprache eine wichtige Rolle, wenn man ihre besondere Relevanz in verschiedenen Wissenschaften berücksichtigt, sowie im Rahmen bestimmter Sachgebiete wie im Zivilrecht, der Philosophie im Allgemeinen und in der Archäologie. Auch wenn die neuesten Studienplanreformen in Spanien die freie Fächerwahl gefördert haben, so müssen wir doch zur Kenntnis nehmen, dass dadurch die Wahl der deutschen oder jeder anderen modernen Sprache kein bequemer Weg ist, da man für die frei wählbaren Seminare nur wenige der Notenpunkte, die man als Leistungsnachweise pro Semester erbringen muss, bekommen kann (es gibt nur etwa zwölf solcher *créditos* pro Hochschuljahr). Das führt dazu, dass der Student ein Seminar seines Fachbereiches dem Seminar einer Fremdsprache vorzieht.

3. Perspektiven

Abschließend können wir feststellen, dass diese Perspektiven im privaten Sektor vollständig zufrieden stellend sind. Wie bereits erwähnt wurde, hat schon ein hoher Prozentsatz der Institutionen, sowohl im Bereich der Sekundarstufe als auch der Universitäten, seit längerem Deutsch als Fremdsprache in das Lehrangebot aufgenommen, was zur Zufriedenheit aller auf eine steigende Tendenz hindeutet.

Andererseits glauben wir, dass die Tendenz des öffentlichen Sektors ebenso zufrieden stellend ist, wenn man die Zunahme der Abschlüsse in deutscher Sprache, vor allem in den Studiengängen Übersetzen und Dolmetschen sowie Tourismus in Betracht zieht. In der ESO (wo sich die Stellung des Deutschen zwischen Angebot und wirklichem Bedarf am stärksten im Ungleichgewicht befindet) hängen die Perspektiven, sich endlich definitiv für den modernen Fremdsprachenunterricht und besonders für Deutsch einzusetzen, allein vom Willen und den verfügbaren Mitteln der zuständigen Behörden ab.

4. Abschließende Betrachtungen

Das Angebot des Deutschunterrichts in den ESOs und im Bereich der Universitäten ist, zumindest von einem quantitativen Standpunkt aus gesehen, durchaus als positiv zu bewerten. Ohne Zweifel trifft dies jedoch nicht auf die ESO zu, solange die Behörden nicht definitiv die Herausforderung annehmen, hier die modernen Sprachen einzuführen.

Bibliografie

Unidad de EURYDICE – Ministerio für Bildung, Kultur und Sport, Madrid (Hrsg.) (2001): *Foreign Language Teaching in Schools in Europe. Situation in Spain*. Madrid.

Zentrum für Forschung und Bildungsdokumentation – Ministerio für Bildung, Kultur und Sport (Hrsg.) (2000): *La Enseñanza de las Lenguas Extranjeras en España – Der Fremdsprachenunterricht in Spanien*. Madrid.

Ingeborg Christ

Zur Stellung der spanischen Sprache in Deutschland

Einleitung

Wie sprechen wir miteinander? Meine Antwort lautet: natürlich Deutsch und Spanisch. Und wenn ein Franzose zu uns tritt, werden wir auch ihn verstehen, denn er spricht eine dem Spanischen verwandte Sprache. Englisch haben wir auch gelernt, und für Spanier kann Englisch übrigens auch ein Weg zur deutschen Sprache sein. Warum sollte dies eine Utopie sein? Die Menschen können Sprachen lernen, und sie können auch mehrere Sprachen lernen. „Sprachen öffnen Türen“, lautete das Motto des Europäischen Jahres der Sprachen 2001 (Europäische Kommission 2001). Das Lernen *einer* Sprache öffnet auch Türen zu weiteren Sprachen.

In diesem Beitrag geht es darum, wie wir, vor allem in der Schule, in Deutschland auf das Sprechen mit Spaniern vorbereiten. Insgesamt ist gute Botschaft zu überbringen: Spanisch ist in Deutschland zwar eine Schulfremdsprache mit noch kurzer Tradition, die im Wesentlichen nur bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts reicht, aber das Spanische hat seither zahlenmäßig kontinuierlich zugenommen und sich auch qualitativ sehr positiv entwickelt.

1. Die Stellung der spanischen Sprache in der deutschen Fremdsprachenpolitik

Deutschland ist bekanntlich ein föderaler Staat. Bundesrepublik Deutschland lautet die offizielle Bezeichnung. Die sechzehn Länder haben Kulturhoheit insbesondere in der Schulpolitik. Dennoch kann man von einer gemeinsamen Sprachenpolitik sprechen, denn die Länder stimmen Grundorientierungen in der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland untereinander ab.

1.1 Beschluss der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland über die Sprachenpolitik

Zur Sprachenpolitik liegt ein gemeinsamer Beschluss der sechzehn Kultusminister der Länder vom 7. Oktober 1994 vor mit dem Titel „Überlegungen zu einem Grundkonzept für den Fremdsprachenunterricht“ (Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland 1994). Wie lautet aus dieser Perspektive die Antwort auf die Frage: „Wie sprechen wir miteinander?“

Die Grundannahme heißt: Europa ist mehrsprachig, nicht nur englischsprachig, und Europa wird mehrsprachig sein und bleiben, wenn wir die Sprachen unserer europäischen Partner lernen. Wer Sprachen lernt, trägt zum Erhalt der Mehrsprachigkeit Europas und damit zum Erhalt seiner kulturellen Vielfalt bei. Außerdem eröffnet man sich in einem mehrsprachigen Europa durch Sprachkenntnisse private und berufliche Chancen.

Gewiss kann ein Einzelner nicht alle Sprachen Europas erlernen. Der genannte Beschluss konkretisiert daher das Lernziel folgendermaßen: „Das Lernziel der Zukunft ist [...] auf Mehrsprachigkeit gerichtet. Grundsätzlich sollten möglichst viele Schüler zwei Fremdsprachen lernen, und für höherwertige Abschlüsse sollten die Anreize und Möglichkeiten verstärkt werden, drei und gegebenenfalls noch mehr Fremdsprachen zu lernen.“ (Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland 1994: 3).

Das „Grundkonzept“ schließt sich der pragmatischen Zielsetzung der Europäischen Kommission und des Europarates an, welche lautet: zwei Sprachen außer der Muttersprache für alle Bürgerinnen und Bürger Europas (Europäische Kommission 1996: 72-74).

1.2 Trümpfe der spanischen Sprache in einem Konzept der Mehrsprachigkeit

Welchen Stellenwert hat das Spanische im deutschen Konzept der Mehrsprachigkeit?

Im schulischen System ist die spanische Sprache eine der weiteren Sprachen außer der Muttersprache und außer Englisch, denn letzteres

muss in Deutschland von allen Schülerinnen und Schülern als erste oder zweite Fremdsprache gelernt werden.

Für die Wahl des Spanischen als weitere Sprache sprechen viele Faktoren:

- Spanisch ist eine weit verbreitete Sprache, welche Türen zu einer Vielzahl von Kulturen öffnet, zu verwandten und zu weit entfernten und sogar zu exotischen, wenn wir an Spanien und Lateinamerika denken;
- Spanisch ist des Weiteren die Sprache eines attraktiven und sehr beliebten Reiselandes für deutsche Touristen, die nicht nur die Sonne Mallorcas, sondern auch die geistigen und tiefen Werte suchen, die ihnen geschichtsträchtige und kulturelle Zentren wie Santiago de Compostela und viele andere bieten;
- Spanisch ist die Sprache eines europäischen Partners, dessen substanzieller Beitrag zur europäischen Einigung fast täglich im Fernsehen sichtbar wird und sich in Persönlichkeiten konkretisiert, die auch für Jugendliche interessant sind wie José María Aznar, Xavier Solana, der König Don Juan Carlos und seine Familie, um nur einige zu nennen;
- Spanisch ist bekanntermaßen eine Sprache, die im Berufsleben nützlich ist;
- Spanisch ist für Deutschsprachige eine gute Lernsprache, sie gilt als „lernleicht“; der Zugang zu ihr wird durch früher erlernte Sprachen wie Französisch oder Latein gegeben.
- Spanisch ist schließlich die Sprache vieler Mitbürgerinnen und Mitbürger, die als Immigranten nach Deutschland gekommen sind und deren Kindern muttersprachlicher Unterricht angeboten wird.

All diese Faktoren erklären die starke Nachfrage nach Spanischunterricht in Deutschland. Die spanische Sprache, so lässt sich zusammenfassen, hat ein erfreulich hohes Prestige.

2. Die Situation des Spanischen als Schulfremdsprache in Deutschland

2.1 *Spanisch und die anderen Schulfremdsprachen*

Spanisch steht bundesweit zahlenmäßig an dritter Stelle der Schulfremdsprachen nach Englisch und Französisch. Am Gymnasium steht davor noch Latein, und in den östlichen, den so genannten „neuen Bundesländern“, hat das Russische zahlenmäßig eine größere Bedeutung als das Spanische. (Die aktuellen Zahlen sind den Veröffentlichungen des Statistischen Bundesamtes [2001a, 2001b] entnommen).

Die Stellung der Sprachen ist unter anderem von Traditionen abhängig. Spanisch hat als Schulfremdsprache – verglichen mit dem Französischen oder Englischen – eine kurze Tradition. Erst mit der Reform der gymnasialen Oberstufe in den siebziger Jahren wurde es in allen Ländern Abiturfach. Französisch ist dagegen die älteste an Schulen unterrichtete moderne Fremdsprache. Als Nachbarsprache hat es zudem eine besondere Stellung, die durch Regierungsverträge verbrieft ist. Hier ist an den Élysée-Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich von 1963 zu erinnern (Kästner 1999). Latein hat im Gymnasium einen hohen Stellenwert wegen des so genannten *Latinum*, das für philologische und historische Studiengänge vorausgesetzt wird. Es gilt im Bildungswesen als Fremdsprache und steht daher in Konkurrenz zu modernen Sprachen. Dies bedeutet, dass von den zwei *obligatorischen* Fremdsprachen am Gymnasium eine der beiden Latein sein kann. Englisch ist obligatorisch die andere. Nahezu die Hälfte der Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums wählt die Kombination Englisch/Latein. Die andere Hälfte wählt, mit wenigen Ausnahmen, die Kombination Englisch/Französisch.

Welchen Stellenwert hat das Spanische in dieser Situation? Spanisch hat eine sehr gute Position als dritte Fremdsprache, die entweder in der neunten Klasse (das Lebensalter der Schülerinnen und Schüler beträgt dann fünfzehn Jahre) oder in der elften Jahrgangsstufe, das heißt mit Beginn der Sekundarstufe II, einsetzt. Die Stundenzahl ist vergleichsweise hoch (4-5 Wochenstunden), und Spanisch kann Fach der Abiturprüfung sein. Gewiss, die dritte Fremdsprache ist nicht obligatorisch, doch die Schülerinnen und Schüler, die eine dritte Fremdsprache lernen wollen und in dieser Situation das Spanische wählen,

treffen ihre Entscheidung in aller Regel sehr bewusst. Man kann im Spanischunterricht daher von einer lernwilligen Schülerpopulation ausgehen, die sich für die spanische Sprache und die Kultur, die sie vermittelt, interessiert.

Weniger gefestigt ist die Situation des Spanischen als zweite Fremdsprache, ausgenommen in einigen Ländern wie zum Beispiel in den Stadtstaaten Bremen und Hamburg, wo das Spanische seit der Zeit der Hanse bereits eine große Bedeutung hat. Ferner wird es in Gesamtschulen gerne als in Klasse 9 einsetzende zweite Fremdsprache gewählt. Als erste Fremdsprache kommt Spanisch bisher nur in drei Ländern in der Bundesrepublik vor (Berlin, Hessen, Nordrhein-Westfalen) und jeweils nur an einigen wenigen Schulen. Dort kann es allerdings auch Sprache bilingualer Züge sein. Dies bedeutet, dass vom dritten Lernjahr an Spanisch auch in anderen, nicht sprachlichen Fächern Unterrichtssprache ist, und zwar in Erdkunde, Geschichte und Politik.

Der Vollständigkeit halber ist zu erwähnen, dass in Deutschland bisher der reguläre Fremdsprachenunterricht in der Sekundarstufe I eingesetzt hat, und zwar in der fünften Klasse, im Lebensalter der Kinder von zehn Jahren. Von jetzt an wird in allen Ländern der Beginn des regulären Fremdsprachenlernens bereits in die Grundschule vorverlegt, und zwar in die dritte Klasse (Lebensalter: acht Jahre), in einigen Ländern sogar in die erste Klasse (Lebensalter: sechs Jahre). Bisher ist Spanisch als Sprache der Grundschule nur an zwei Standorten der bilingualen Staatlichen Europaschule Berlin vertreten.

2.2 Quantitative Aspekte

Zur Konkretisierung der augenblicklichen Situation des Spanischen als Fremdsprache mögen einige wenige Zahlen aus den jüngsten zur Verfügung stehenden Statistiken dienen (Statistisches Bundesamt 2001a und b): Im Schuljahr 2000/2001 haben 182.106 Schülerinnen und Schüler des allgemein bildenden und beruflichen Schulwesens Spanisch gelernt. Außerdem nehmen circa 8.000 Schülerinnen und Schüler spanischer oder lateinamerikanischer Herkunft am Unterricht in ihrer Herkunftssprache zusätzlich zu ihrem normalen Unterricht teil.

Ich möchte ergänzend auch die jüngsten Zahlen der deutschen Volkshochschulen, das heißt Einrichtungen der Erwachsenenbildung,

nennen, denn Sprachenlernen wird zunehmend als eine lebensbegleitende Aufgabe verstanden. Im Jahr 1999 haben 222.755 Erwachsene in der Volkshochschule Spanisch gelernt (Deutsches Institut für Erwachsenenbildung 2000).

Offizielle Statistiken für den Hochschulbereich liegen nicht vor, ebenso wenig wie für den Spanischunterricht in Industriebetrieben, Banken, Kammern, in privaten Sprachschulen und anderen Einrichtungen.

Zahl der Personen, die Spanisch lernen:

2000/01:	182.106 Schüler/innen (im allgemein bildenden und beruflichen Schulwesen)
1999:	222.755 Teilnehmer/innen an Volkshochschulen

Generell ist festzustellen, dass die Teilnahme am Spanischunterricht kontinuierlich zunimmt. Dies soll kurz am Beispiel der Gymnasien erläutert werden: Im Schuljahr 1998/99 lernten 69.840 Gymnasialschülerinnen und -schüler in Deutschland Spanisch, im Schuljahr 2000/2001 waren es bereits 88.391. Zwar hat in dieser Zeit die Gesamtzahl der Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums ebenfalls zugenommen, proportional allerdings in viel geringerem Maße.

Eine ähnliche Aufstiegsbewegung zeigen die Zahlen der Volkshochschulen. Im Jahr 1995 wurden 169.186 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Spanischunterrichts für Erwachsene gezählt, 1998 waren es bereits 212.127, und 1999 stieg die Zahl auf 222.755.

Kontinuierliche Zunahme

Beispiel Gymnasium:

1998/1999	69.840 Schüler/innen
2000/2001	88.391 Schüler/innen

Beispiel Volkshochschule:

1995	169.186 Teilnehmer/innen
1998	212.127 Teilnehmer/innen
1999	222.755 Teilnehmer/innen

In der gleichen Zeit nahm die Nachfrage nach Französisch ab, wie übrigens auch nach Russisch in den östlichen Ländern Deutschlands. So erfreulich der Zuwachs des Spanischen ist, es wird darauf ankommen, die Jugendlichen zu motivieren, nicht *entweder* die eine *oder* die andere Sprache zu wählen, sondern das Konzept der Mehrsprachigkeit zu übernehmen und so viele Sprachen wie möglich zu lernen.

Gerade bei verwandten Sprachen wie Französisch, Italienisch, Portugiesisch und Spanisch sollten Wege gefunden werden, die Türen zwischen den Sprachen zu öffnen. Vorschläge zum so genannten „lateralen“ Lernen verwandter Sprachen werden bereits erprobt. Es geht dabei darum, Kenntnisse und Lernstrategien, die beim Erlernen einer Sprache gewonnen wurden, auf den Erwerb einer verwandten Sprache anzuwenden. (Das Thema des Transfers beim Erwerb romanischer Sprachen steht im Mittelpunkt des von Meißner/Reinfried 1998 herausgegebenen Sammelbandes).

Als Fazit kann also festgehalten werden: Das Spanische wird im schulischen Rahmen und in der Erwachsenenbildung unter den modernen Schulfremdsprachen an dritter Stelle nach Englisch und Französisch gelernt, bei zunehmender Tendenz.

2.3 Ein Blick auf den Unterricht

Die Motivation für das Spanische würde allerdings nicht lange währen, wenn der Unterricht nicht qualitativ wäre und den Erwartungen der Schülerinnen und Schüler nicht entspräche. Es soll nur kurz als positive Bilanz festgehalten werden, dass die fachlichen Vorgaben der Lehrpläne und die Ausstattung des Unterrichts mit Lehr- und Lernmaterialien einen interessanten und aktuellen Spanischunterricht erlauben. Gewiss haben vor nicht allzu langer Zeit personelle Engpässe der Ausweitung des Spanischunterrichts enge Grenzen gesetzt. Die Situation entspannt sich allerdings zunehmend. Seitdem generell wieder mehr Lehrkräfte eingestellt werden, verbessert sich auch die Ausstattung des Spanischunterrichts mit Lehrkräften.

Motivation der Jugendlichen setzt auch voraus, dass die Lehrkräfte fähig sind, das Erlernen der Sprache erreichbar und interessant zu machen und Neugier für die Kultur, die sie vermittelt, zu wecken. Gerade die Lehrkräfte des Spanischen engagieren sich in besonderer Weise,

und vielleicht mehr noch als die anderer Sprachen, für ihr Fach. Dabei werden sie seit den sechziger Jahren durch den „Deutschen Spanischlehrerverband“ unterstützt, dem es gelungen ist, ein Netzwerk zu bilden, an dem deutsche, spanische und südamerikanische Lehrkräfte aller Institutionen, die das Spanische vermitteln oder fördern, teilhaben: Schulen, Volkshochschulen, Universitäten wirken mit, daneben Verlage sowie insbesondere auch die Kulturabteilung der Spanischen Botschaft und das Instituto Cervantes. Auch die Vereinigung der Eltern spanischer Schülerinnen und Schüler findet in diesem Netzwerk ein Forum für ihre Anliegen.

Andererseits hat eine vor kurzem durchgeführte Befragung zur Erstausbildung der Lehrkräfte (Klink 2001) ein Problem zum Vorschein gebracht: Nicht alle Universitäten berücksichtigen, dass ihre Studenten zukünftige Lehrkräfte des Spanischen sind. Eine nicht unerhebliche Zahl von Absolventen hält sich hinsichtlich ihrer sprachlichen Kompetenzen und ihrer Kenntnis der heutigen Wirklichkeit spanischsprachiger Länder nicht ausreichend für einen Unterricht in spanischer Sprache ausgerüstet. Es ist zu hoffen, dass der Dialog, der durch diese Befragung eingeleitet wurde, sich weiter entwickelt und zu guten Ergebnissen führen wird (de la Fuente 2002, Klink/Willenbrink 2002 und Vences 2001).

Um in wenigen Worten die Zielrichtung des Spanischunterrichts wenigstens anzudeuten, seien folgende Prinzipien genannt:

- Kommunikativer Unterricht
- Authentizität der Texte und der Kommunikationssituationen
- Integration der Vermittlung der Kenntnis von Sprache und Kultur
- Sprachhandeln, projektorientierte Arbeit und kreativer Umgang mit der spanischen Sprache
- Herstellung von Bezügen zwischen der hispanischen Welt und der eigenen Welt der Schülerinnen und Schüler und Entwicklung einer interkulturellen Kompetenz, die ermöglicht, die Perspektive spanischer und/oder lateinamerikanischer Partner einzunehmen
- Ein weiter Textkanon, der Presse- und Sachtexte, aber von Anfang an auch literarische Texte umfasst, Gedichte und Lieder, hohe Lite-

ratur (Auszüge), aber auch Konsumliteratur, Fotoromane, Jugendliteratur sowie auch Fernsehfilme und -dokumentationen

- Vermittlung von Lernstrategien und Motivationen zum selbstständigen Lernen („Lernen des Lernens“) und zum lebensbegleitenden Weiterlernen der spanischen Sprache
- Der Fokus richtet sich zunächst auf das aktuelle Spanien, sodann auf Lateinamerika, und je nach Thema sind auch Rückblicke auf die Vergangenheit vorgesehen.
- Bereits genannt sind die zukunftsweisenden Versuche mit lateralem Lernen verwandter romanischer Sprachen.

3. Sprachenlernen erfolgt nicht nur im Unterricht

Das Erlernen einer Sprache benötigt auch Ansporn und Ermutigung, wie sie von außerschulischen Angeboten aktueller Information in Medien und von Programmen zur Teilhabe am kulturellen Leben des Zielandes durch Kultureinrichtungen ausgehen. Von besonderer Bedeutung sind Möglichkeiten der direkten Begegnung mit muttersprachlichen Partnern und Angebote in authentischer Sprache. Solche Erfahrungen wirken bestätigend, werbend und motivierend für das weitere Lernen der Sprache. Es folgen einige Beispiele von Angeboten, die außerschulischen Ansporn zum Spanischlernen bieten:

3.1 Sprachenwettbewerbe

In Deutschland hat der „Bundeswettbewerb Fremdsprachen“, der für mehrere Sprachen, auch das Spanische, ausgeschrieben wird, einen großen Erfolg. Lebhaftige Nachfrage fand auch ein Wettbewerb um Reisestipendien zum Schuljahresende (*Beca Premio Viaje Fin de Curso*), den das Spanische Außenministerium einige Jahre lang ausschrieb. Solche Initiativen sind von unschätzbarem Wert für die Motivation der Jugendlichen und verdienen die volle Unterstützung aller Verantwortlichen.

3.2 Sprachenzertifikate

Wir beobachten, dass internationale Zertifikate zunehmend Attraktivität für die Jugendlichen gewinnen. Für Spanisch bietet beispielsweise das Instituto Cervantes die Diplome *D.E.L.E. (Diplomas de Español como Lengua Extranjera)* an, und einige Schulen bereiten ihre Schülerinnen und Schüler auf die Prüfungen vor. Ähnliches Interesse findet das vom Europarat entwickelte *Europäische Portfolio der Sprachen*, das erlaubt, die Sprachkompetenzen in mehreren Sprachen auf jeweils sechs Kompetenzstufen international vergleichbar zu dokumentieren (Babylonia 1999 und 2000 sowie Europarat 2001).

3.3 Europäisches Jahr der Sprachen – Europäischer Tag der Sprachen

Die europäische Initiative, im Jahr 2001 ein Europäisches Jahr der Sprachen durchzuführen, hat in Deutschland Anlass zu vielfältigen Aktivitäten, zu Sprachfesten, Symposien und Runden Tischen zum Thema Sprache gegeben, bei denen die Bedeutung der spanischen Sprache sowie Möglichkeiten, sie zu lernen, in vielfältiger Weise sichtbar wurden. Von 2002 an wird auch der alljährlich an jedem 26. September wiederkehrende Europäische Tag der Sprachen ähnliche Gelegenheiten bieten (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2002).

3.4 Gegenwart der hispanischen Welt

Landeskundliche Kenntnisse aus nächster Nähe können Lehrkräfte und Lernende bisher in Bremen und München hervorragend dank der dortigen Zentren des *Instituto Cervantes* erwerben. Mit Begeisterung wird daher die Nachricht begrüßt, dass in Kürze auch ein solches Zentrum in Berlin seine Tore öffnen wird und ein weiteres für Köln geplant ist. Darüber hinaus lassen sich Informationen über die gegenwärtige hispanische Welt aus der spanischen Presse entnehmen, die in Deutschland leicht zugänglich ist, und zuweilen auch aus dem Fernsehen. Die Lehrkräfte des Spanischen sind Experten auf dem Gebiet der Medien, sie nutzen Fernsehsendungen über Spanien und Lateinamerika und regen ihre Schülerinnen und Schüler an, Auskünfte und Dokumentatio-

nen zu bestimmten Themen in der deutschen und spanischen Presse sowie auch im Internet zu sammeln und in den Unterricht einzubringen. Dieser Hinweis soll gleichzeitig ein Appell an Verantwortliche im Bereich der Medien sein, die hispanische Realität in Deutschland sichtbar zu machen und dabei auch an die Welt der Jugendlichen zu denken.

In diesem Zusammenhang ist lobend die langjährige und stetige Unterstützung der Erziehungsabteilung der Spanischen Botschaft in Deutschland hervorzuheben. Auf Wunsch haben vielfach Lehrkräfte Sammlungen von Pressetexten und anderen Quellen zu brennenden Fragen der spanischen Aktualität erhalten, und Vertreterinnen und Vertreter der Abteilung nehmen aktiv und mit hoher Kompetenz an den Fortbildungstagungen für Lehrkräfte teil, wie sie zum Beispiel der „Deutsche Spanischlehrerverband“ alljährlich unter dem Titel „Jornadas hispánicas“ oder „Encuentros hispánicos“ durchführt.

3.5 Internationale und bilaterale Begegnungsprogramme

Von besonderer Bedeutung sind die direkten Begegnungen der Jugendlichen beider Länder. Möglichkeiten hierzu bieten Programme der Europäischen Union wie insbesondere das Programm COMENIUS, das Schulprojekte im Rahmen von Schulpartnerschaften fördert (Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland 2002 und Tosstorff 2002). Das Interesse der deutschen Schülerinnen und Schüler an grenzüberschreitenden Begegnungen ist groß, aber es bestehen nur wenige Schulpartnerschaften zwischen deutschen und spanischen Schulen. Zur Veranschaulichung sollen die Zahlen für das Land Nordrhein-Westfalen genannt werden, das übrigens an der Gesamtzahl der spanischlernenden Schülerinnen und Schüler in Deutschland den höchsten Anteil hat. In diesem Land haben 61 Schulen eine Partnerschaft mit einer spanischen Schule, während die vergleichbaren Zahlen von Schulpartnerschaften mit anderen Staaten deutlich höher sind.

Zahl der Schulpartnerschaften im Vergleich

(Beispiel Nordrhein-Westfalen)

61	mit Spanien
900	mit Frankreich
438	mit Großbritannien
262	mit den Niederlanden
187	mit Polen
121	mit Italien

Hier besteht sicherlich ein Zusammenhang mit der Tatsache, dass die deutsche Sprache als Schulfremdsprache in Spanien vergleichsweise wenig verbreitet ist. Deutsche Schulen haben es daher schwer, eine spanische Partnerschule zu finden. Bedauerlicherweise gibt es auch keine bilateralen staatlichen Vereinbarungen zur Förderung von Jugendbegegnungen auf staatlicher Ebene zwischen Deutschland und Spanien, wie diese für deutsch-französische, deutsch-niederländische und deutsch-polnische Jugendbegegnungen getroffen worden sind.

Bei diesen Begegnungsprogrammen sind Sprachkenntnisse nicht unbedingte Voraussetzung zur Teilnahme, vielmehr sollen sie dazu dienen, Interesse für die Sprache der Partner zu wecken. Diese Programme eröffnen daher erforderlichenfalls die Möglichkeit, das erste Treffen sprachlich durch einen zeitlich begrenzten Intensivkurs (ein bis zwei Wochen) in der Partnersprache vorzubereiten. Insgesamt lässt sich zum Bereich der bilateralen Begegnungen sagen, dass sich hier noch ein großes Arbeitsfeld für die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen bietet.

4. Perspektiven – Wünsche

Mit den vorangegangenen Bemerkungen eröffnen sich bereits Perspektiven und werden Wünsche für die Zukunft deutlich. Sie lassen sich in zwei übergreifenden Zielen zusammenfassen:

- In gemeinsamer Arbeit ist das Ziel zu verfolgen, dass alle Jugendlichen Europas zwei Sprachen außer ihrer Muttersprache lernen.

- Es sind Angebote zu schaffen, auszuweiten und zu fördern, die es deutschen und spanischen Jugendlichen ermöglichen, sich ohne Schwierigkeiten zu begegnen.

Der Weg zum ersten Ziel, zwei Sprachen für alle Jugendlichen Europas, ist in Deutschland noch weit. Allerdings ist Bewegung in die sprachpolitischen Regelungen gekommen. Die Entscheidung, dass alle Kinder bereits in der Grundschule eine erste Fremdsprache lernen, wird nicht ohne Auswirkung auch auf andere Sprachen bleiben, denn es lässt sich dadurch Lernzeit für Sprachen insgesamt gewinnen. So werden bereits Absichten geäußert, den Beginn der anderen Schulfremdsprachen ebenfalls – um ein Jahr – vorzuziehen. Einige Schulen erproben ein paralleles Angebot von zwei Sprachen in der ersten Klasse des Sekundarbereichs (Klasse 5, Lebensalter der Schülerinnen und Schüler: 10 Jahre). Dieses Modell trägt den inoffiziellen, aber deshalb nicht weniger stimulierenden Titel „Nimm zwei!“. Zweifellos wird das Spanische von diesen Entwicklungen nicht unberührt bleiben und wird sich die Zunahme der Zahl Spanischlernender, die wir beobachten konnten, gewiss noch verstärken. Bei all dem darf jedoch nicht vergessen werden, dass bisher nur am Gymnasium zwei Fremdsprachen obligatorisch sind. Für viele Jugendliche ist daher der Zugang zum Spanischen noch verschlossen.

Diese Darstellung des augenblicklichen Standes der Entwicklungen trägt allerdings noch nicht einer neuen Diskussion Rechnung, die in Folge der für Deutschland enttäuschenden Ergebnisse des Programms *PISA* (*Programme for International Student Assessment*) eingeleitet wurde (Deutsches PISA-Konsortium 2001). Es ist zu hoffen, dass das Interesse an Mehrsprachigkeit nicht abnimmt, weil Defizite in der Erlernung und Beherrschung der Muttersprache erkannt worden sind. Die Experten werden zeigen müssen, dass das Lernen von mehr als einer Sprache für den Erwerb der Muttersprache nicht schädlich ist, sondern ganz im Gegenteil zur Entwicklung eines differenzierten Sprachbewusstseins beiträgt.

Aus diesen Gegebenheiten lassen sich als Wünsche für die Zukunft ableiten: Die zuständigen Institutionen Deutschlands und Spaniens mögen gemeinsam an der Verwirklichung des Zieles arbeiten, dass alle Jugendlichen zwei Sprachen außer ihrer Muttersprache lernen und möglichst viele Erwachsene angeregt werden, ebenfalls dieses Ziel im Lau-

fe ihres Lebens anzustreben. Außerdem ist zu erhoffen, dass die Kultureinrichtungen beider Staaten diese Anstrengung mit Angeboten großer Reichweite unterstützen. Weitere Standorte des Instituto Cervantes in Deutschland sind daher sehr zu begrüßen.

In diesem Zusammenhang ist auch der Wunsch angezeigt, dass die Schulen mit einer größeren Zahl spanischer Sprachassistenten rechnen dürfen als bisher. Diese jungen Menschen vermögen im Spanischunterricht ihr Land in einer Perspektive der Jugendlichen darzustellen, wie sie nach ihrer Rückkehr in ihr Land umgekehrt Zeugnis für ein Deutschland ablegen können, das für die dortigen Jugendlichen interessant ist.

Bezüglich des zweiten Zieles sind bilaterale staatliche Vereinbarungen zur Förderung von Schülerbegegnungen anzustreben. In einem ersten Schritt, der leicht zu verwirklichen sein dürfte, sollte die Erziehungsabteilung jeder Autonomen Region in Spanien eine für Austausch und Partnerschaften verantwortliche Person benennen und deren Adresse zugänglich machen, so dass die zuständigen Personen in den Erziehungsministerien der sechzehn Länder in der Bundesrepublik Deutschland mit ihnen in Kontakt treten können. Solche Beziehungen bestehen bereits zwischen den Ländern in der Bundesrepublik Deutschland und den französischen „Akademien“ und haben sich als sehr wirkungsvoll erwiesen.

Außerdem wäre zu wünschen, dass in beiden Staaten Datenbanken angelegt würden, die Auskunft geben über Partnerschaftsbegehren von Schulen. Das Italienische Konsulat in Hannover hat vor kurzem eine solche Datenbank für deutsch-italienische Begegnungen angelegt.

Auf längere Sicht hin ist ein Gleichgewicht zwischen dem Deutschen als Schulfremdsprache in Spanien und dem Spanischen in Deutschland anzustreben und Spiegelbildlichkeit des Interesses an Begegnungen und an der Zusammenarbeit mit Partnern des anderen Landes zu erwirken.

5. Zusammenfassung und Schlussfolgerung

In einem Konzept der Mehrsprachigkeit, wie es für Deutschland vorgestellt wurde (Muttersprache + Englisch + eine oder mehrere weitere Sprachen), sprechen für Spanisch als weiterer Fremdsprache viele

Trümpfe. Die jüngsten Statistiken beweisen zur Genüge das Interesse, welches das Spanische bei deutschen Jugendlichen und Erwachsenen findet. Als erste Fremdsprache wird es nur an wenigen Schulen angeboten. Von großer und noch zunehmender Bedeutung ist jedoch seine Stellung als dritte Fremdsprache, und es lässt sich auch ein Ansteigen als zweite Fremdsprache beobachten.

Das Erlernen einer Sprache beschränkt sich nicht auf den Unterricht, es wird auch gestützt durch die Gegenwart der vermittelten Kultur im Umfeld. Daher sind Zeugnisse der hispanischen Wirklichkeit in der deutschen Presse und in den audio-visuellen Medien sowie Aktivitäten der Kultureinrichtungen sehr zu begrüßen.

Von besonderer Bedeutung sind allerdings direkte Begegnungen der Jugendlichen beider Staaten. Zum einen gewährleisten sie die Authentizität des Sprachenlernens, zum anderen aber und insbesondere tragen sie zur gegenseitigen Kenntnis der Jugendlichen und zu einem vertieften Verständnis des Partnerlandes bei. Es wird darum gehen, solche Begegnungen zu vermehren. Dabei ist daran zu erinnern, dass heute interkulturelle Erfahrungen eine Schlüsselkompetenz für Jugendliche darstellen. Gleichzeitig bedeuten sie eine Garantie für die Zukunft der Freundschaft zwischen unseren Staaten und unseren Völkern.

Schließen wir mit der bereits einleitend gegebenen Antwort auf die Frage, wie wir miteinander sprechen: Es sollte zunehmend eine Selbstverständlichkeit sein, dass wir auf Deutsch *und* Spanisch miteinander sprechen. Um es mit einem Wortspiel zu sagen: Keinem jungen Spanier und keinem jungen Deutschen sollte in Zukunft die Sprache des Partners „spanisch“ vorkommen.

Bibliografie

Babylonia. Zeitschrift für Sprachunterricht und Sprachenlernen (1999), Themenheft *Europäisches Sprachenportfolio*, Comano (Schweiz) 1/1999.

Babylonia. Zeitschrift für Sprachunterricht und Sprachenlernen (2000), Themenheft *Das europäische Sprachenportfolio II*, Comano (Schweiz) 4/2000.

Bundesministerium für Bildung und Forschung. Referat für Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.) (2002): *Das Europäische Jahr der Sprachen 2001. „Sprachen öffnen Türen“*. Bonn.

de la Fuente, Bienvenido (2002): „Enseñanza del español en las Universidades de Renania del Norte Westfalia.“ In: *Hispanorama. Zeitschrift des Deutschen Spanischlehrerverbandes (DSV)*. 95, S. 72-74.

Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (Hrsg.) (2000): *Volks-hochschul-Statistik*. Frankfurt a.M.

Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.) (2001): *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich.

Europäische Kommission (Hrsg.) (1996): *Weissbuch zur allgemeinen und beruflichen Bildung. Lehren und Lernen – Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft*. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften, S. 72-74.

Europäische Kommission (Hrsg.) (2001): *Europäisches Jahr der Sprachen 2001: einige Höhepunkte*. Brüssel.

Europarat. Rat für kulturelle Zusammenarbeit (Hrsg.) (2001): *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*. Berlin, München: Langenscheidt.

Kästner, Harald (Hrsg.) (1999): *Die deutsch-französische Zusammenarbeit im Bildungswesen. Sammlung der Beschlüsse der deutsch-französischen Zusammenarbeit in den Bereichen Schule, Berufliche Bildung und Hochschule auf der Grundlage des deutsch-französischen Vertrages*. Bonn: Europa Union Verlag.

Klink, Hella (2001): „Umfrage unter LehramtsanwärterInnen für Spanisch S II zur Entwicklung ihrer Sprachkompetenz während des Hochschulstudiums“. In: *Hispanorama. Zeitschrift des Deutschen Spanischlehrerverbandes (DSV)*. 92, S. 93-95.

Klink, Hella/Willenbrink, Birgit (2002): „Ein kleiner Stein wird ins Rollen gebracht...“. In: *Mitteilungsblatt des Fachverbandes Moderne Fremdsprachen Nordrhein*. 16, S. 51-60.

Meißner, Franz-Joseph/Reinfried, Marcus (Hrsg.) (1998): *Mehrsprachigkeitsdidaktik. Konzepte, Analysen, Lehrerfahrungen mit romanischen Fremdsprachen*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.) (1994): *Überlegungen zu einem Grundkonzept für den Fremdsprachenunterricht mit Gutachten zum Fremdsprachenunterricht in der Bundesrepublik Deutschland*. Bonn.

Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.) (2002): *Comenius 1. Fremdsprachenprojekte*. Jahrbuch 2000/2001. Bonn.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2001a): *Bildung und Kultur. Reihe 1: Allgemein bildende Schulen*. Schuljahr 2000/2001. Stuttgart: Metzler-Poeschel.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2001b): *Bildung und Kultur. Reihe 2: Berufliche Schulen*. Schuljahr 2000/2001. Stuttgart: Metzler-Poeschel.

Tosstorff, Dagmar (2002): „Fremdsprachenlernen mit Comenius“. In: *Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis*. 55, 3, S. 163-165.

Vences, Ursula (2001): „Überlegungen zur Weiterentwicklung der Fachdidaktik an der Hochschule mit Blick auf die drittgelernte Schulfremdsprache Spanisch“. In: *Hispanorama. Zeitschrift des Deutschen Spanischlehrerverbandes (DSV)*. 92, S. 90-92.

Musik, Theater, bildende Künste und Film

Reinhard Brembeck

Beziehungen zwischen deutscher und spanischer Musik

Beobachtungen, Aphorismen und Thesen zum fehlenden Einfluss der spanischen auf die österreichisch-deutsche Musik, der Schuld der Bourbonen und den letzten Geheimnissen der Metaphysik.

Für Don Felipe Pedrell

Ich möchte ein Zitat von Friedrich Wieck an den Anfang setzen.

„Alles Spanische tendiert zum Klischee. Doch hinter dem Klischee verbirgt sich keine Wirklichkeit. Das Klischee ist die Wirklichkeit. Nur ist diese Wirklichkeit reicher und anders geartet, als man dies von Klischees erwarten würde.

Als wir in den Saal eintraten, lag ein Spanier in Nationaltracht, fast ausgestreckt auf zwei Stühlen, inmitten der Damen. Ein Gitarrenspieler, aber was für einer! Er spielte unbegreiflich schön und mit wahrhaft südländischer Glut. Daß der junge, schöne Mann in seiner Tracht, mit seiner, ich möchte sagen, unverschämten Nonchalance und diesem Talent, das er unter fortwährendem Kokettieren besonders bei den Damen geltend zu machen suchte, ungeheure Wirkung mit seinem Vortrag erreichte, versteht sich von selbst.“

Soweit Friedrich Wieck in einer Tagebucheintragung vom 2. März 1832.¹

¹ Zitiert nach Moser, Wolf (1996): *Francisco Tárrega* (1996): Göttingen: Edition Saint-Georges, S. 40f.

Für den deutschen Kulturkreis ist spanische Musik, um mit Lorca zu sprechen, ein „paraíso cerrado para muchos, jardines abiertos para pocos“. Viele setzen spanische Musik mit Flamencokitsch gleich, wobei aber auch hier Meister wie Camerón unbekannt bleiben. Das *Concierto de Aranjuez* von Joaquín Rodrigo und in der Interpretation von Andrés Segovia ist einigen ein Begriff; Arbós, Querol, Sánchez, Pueyo, Argenta oder Supervía gehören – von Eingeweihten abgesehen – dagegen nicht zu dieser Gruppe. Ebenso Mompou, de Nebra, Encina, Litéres, Vázquez, Guerrero (I + II), Bretón, Flecha, Narváez, die Liste ließe sich noch weiter fortsetzen. Und was nicht bekannt ist, kann auch keinen Einfluss nehmen.

Worin liegen die Ursachen für diese allgemeine Unkenntnis? Ich möchte hier ein wenig polemisch drei Gründe nennen, die eine Rolle spielten. Die zwei ersten gehen zu Lasten Spaniens, der letzte zu Lasten der Deutschen.

- a) Die Bourbonen sind an allem Schuld.
- b) Die Spanier kennen keine Metaphysik
- c) Die Deutschen sind ästhetische Chauvinisten und verabscheuen Musik ohne Metaphysik.

Um die Ursachen zu verstehen, soll die Ästhetik der spanischen Musik eingeordnet werden. Sie ist eng verwandt mit der französischen. Musik, bei der alles Oberfläche ist, die kein Dahinter kennt und keinen Tief-sinn. Bei der alles offen liegt, alles ausgeleuchtet ist. Die den offenen Raum anbetet – allerdings aus der sicheren Entfernung eines schützend geschlossenen Raums.

„Salut! Demeure chaste et pure“: Der Raum des französischen Denkens ist *Nôtre Dame de Paris*. Erstaunlich hoch und schmal. Der streng geordnete, enge Raum betont, dass es ein ungeordnetes weites Außen gibt, vor dem man durch das Innen geschützt wird.

Welcher Raum wäre dem spanischen Kunstdenken an die Seite zu stellen? Spanische Musik ist kein Abklatsch französischer. De Fallas *Noches en los jardines de España* klänge belanglos, wenn man sich schlicht und einfach französische Vorbilder dazudenkt. Erst Jahre später, in *Amor brujo*, hat de Falla sich und seine Klangwelt gefunden. So wie er – wieder ein paar Jahre später – im *Concierto para llave* und in *El retablo de Maese Pedro* eine spanische Spielart des Neoklassizismus

findet. Diese Musik sagt: Du bist aus Erde geschaffen, zu Erde wirst du wieder werden.

Spanische Musik war glücklicherweise fast nie sie selbst, sondern immer ein Hybrid. Ungemischt Spanisches zeigt sich vielleicht im *Llibre Vermell*, in den *Cantigas de Santa María*. Schon bei dem unvergleichlichen Juan del Encina finden sich französisch-flämische Einflüsse und diese bleiben neben dem urspanischen Konzept der Erde das ganze 16. Jahrhundert bis hin zum Requiem von Tomás Luis de Victoria spürbar. Mit den ungeschminkten Brutalitäten italienischer Musik hat die spanische nichts gemein.

Die spanischen Tendenzen dieser Zeit, die *vihuelistas*, die *ensaldis-tas*, die *polifonistas*, die *folcloristas* findet man in keiner Musikgeschichte. Das ist die Zeit der Klassik in der spanischen Musik, das wahre *Siglo de Oro*. Danach kommt nur noch Verfall.

Die Bourbonen aber schleppen das italienische Idiom wie eine Seuche ein. Wie viele Indianer nach der Invasion der Spanier an Influenza sterben, so stirbt das spanische Musikleben an einer bösartigen Form der *Italianitis*. Nur in der populären Musik, zum Beispiel bei Ramón de la Cruz, überlebt ein wenig Eigenes.

Tragisch für die spanische Musik ist, dass Manuel de Falla – der Einzige, der ansatzweise Paroli hätte bieten können – den anderen europäischen Nationalmusikern wie Grieg, Sibelius, Bartók, Chopin, Debussy, Moussorgsky, keine Zeile schrieb.

Die Brutalitäten spanischer Ästhetik sind immer subtil, nie psychologisch, obwohl in der Phantasie angesiedelt. Immer ganz nah am Fleisch, in das nie geschnitten wird, denn die Oberfläche ist heilig.

Lange gab es keine nennenswerte spanische Kunstmusik, die sich als Exportprodukt geeignet hätte. Nach langem Dämmern im Untergrund der volkstümlichen Musik entsteht sie plötzlich im späten 19. Jahrhundert als nationale Spielart (die *zarzuela*) oder als folkloristisch getönte Nationalmusik, ähnlich wie in anderen europäischen Staaten. Doch nur Weniges löst sich soweit von den nationalen, im Sinne des *costumbrismo* heimattümelnden Eigenheiten, um internationales Interesse zu wecken.

Im deutschen Sprachraum wird die Metaphysik in der Musik erfunden. Ob Bach sie schon kannte, ist äußerst fraglich (er war kein Psychologe), aber angedichtet wurde sie ihm später.

Metaphysik meint hier: wenn die Oberfläche nicht genügt, wenn Musik von Dingen zu erzählen beginnt, die über den Klang hinausgehen, wenn *Prozesse* musikalisch gefasst werden.

Beispielsweise *Contrapunctus XI* aus Johann Sebastian Bachs *Kunst der Fuge*. Einem Thema, dem variierten Hauptthema des ganzen Zyklus, wird zum krönend triumphalen Sieg verholfen. Zu Beginn schwebt es in der Grundtonart ganz oben über allen anderen Stimmen. Dann toben die Kämpfe, und erst in der letzten und grandiosesten Kombination aller Elemente steigt es wieder auf zu seiner dominierenden Position. Das ist Botschaft.

Oder das Finale aus Anton Bruckners *Fünfter Sinfonie*. Das gleiche Denken wie bei Bach, ebenfalls gerichtet auf die triumphale Synthese aller Elemente. Doch was bei Bach im vierstimmigen Satz noch glaubwürdig gut ging, scheitert im monströs aufgeblähten Orchestersatz Bruckners:

Bedeutet historischer Fortschritt Verfall? Der Synthese haftet etwas Gewaltsames an, der Makel des Unnötigen. Doch indem der Prozess scheitert, bleibt er gleichwohl Prozess. Auch dies ist eine Botschaft. Spanische Musik kennt keine Prozesse.

Das *Victoria-Requiem* ist ein Sonderfall. Diese Musik weist über sich hinaus, meint aber immer nur sich selbst. Diese Musik weiß um Ende und Verfall, weil sie in statisch schöner Ruhe ihr eigenes Ende, ihren eigenen Verfall besingt. Als Victoria das Stück schrieb, wusste er um das Ende seines Stils, der anderorts bereits ausgehebelt war. So entzog er seinen Klängen all jene Reste von Bewegung, die der späten, harmonisch üppig aufgeblühten Renaissancemusik noch verblieben war. Ein *non plus ultra*, die *finalis*. So verweist diese Musik nie über sich hinaus, sie ruht in sich und zieht die Parallele zum Sterben. Sterben aber bedeutet, in bester spanischer Tradition, die Rückkehr in die Erde. Ein Jenseits gibt es nicht, nur die Erde. Das ist Physik, aber keine Metaphysik. *Evocación* ist das Zauberwort spanischer Musik.

In de Fallas *Homenaje*, die an Debussy erinnert, weist nichts nach oben zum Himmel, zum Paradies, zur Metaphysik. Alle Arpeggi zielen ungewöhnlicherweise nach unten, zur Erde.

Weh dem, der den Klischees misstraut.

Es gibt keine Deutschen, die Musik ohne Erzählungen lieben, denen klingende Andeutungen genügen. Die Zeiten, in denen sie in Shakespeare, al-Hariri und Calderón ihre Seele wiederzufinden glaubten, sind unwiederbringlich vorbei. Sie waren ein Irrtum. Der Prozess findet in spanischer Musik nie in den Klangfolgen statt, allenfalls in fortspinnenden Träumen des Hörers.

Weh dem, der Symbole sieht. (Samuel Beckett)

José Monleón

Das deutsche Theater im zeitgenössischen Spanien

1. Das Goethe-Institut, ein demokratischer Freiraum

Das deutsche Theater hat, wenn auch in begrenztem Rahmen, in Spanien immer eine wichtige Rolle gespielt. Das kann ich nach einer fast fünfzig jährigen Laufbahn als Theaterkritiker in Madrid bestätigen.¹ Im Rahmen dieses Symposiums des Goethe-Instituts wird über die Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland und ihren zeitgenössischen künstlerischen Ausdrucksformen nachgedacht. Ich erinnere mich dankbar an den früheren Leiter Eckart Plinke, der dem Goethe-Institut während der langen Jahre der Diktatur vorstand. Er machte aus ihm einen demokratischen Freiraum für schöpferische und kritische Gruppen, die sich mit den Fallen und der Zensur des Systems auseinandersetzen mussten, den so genannten „Begrenzungen des Ausdrucks“, wie sie Antonio Buero Vallejo, einer der wichtigsten Autoren jener Zeit, einmal genannt hat.

Plinke organisierte im Veranstaltungssaal des Madrider Goethe-Instituts eine Art Theatergruppe, in dem wir Theaterleute damals zusammenkamen, um aufschlussreiche Vorträge über die herausragendsten Autoren des zeitgenössischen Deutschlands zu hören oder um an dramatischen Lesungen einiger ihrer Werke teilzunehmen – selbstverständlich auf Spanisch. Es verwundert nicht, dass es hier zu einem fruchtbaren Treffen zwischen deutscher Dramaturgie und dem spanischen Theatermedium kam; während in jenen Jahren offene Debatten oder Gespräche im Anschluss an Darbietungen nicht immer möglich waren, gehörten sie hier im Goethe-Institut Madrid zur Tagesordnung. In den meisten Fällen waren es gerade jene Autoren, die Stein des Anstoßes waren oder gar politisch bekämpft wurden, die die zeitgenössische Geschichte Europas eindringlich analysierten. Dieser Austausch

¹ José Monleón schreibt für *Triunfo*, *Diario 16* wie auch für die Theaterzeitschrift *Primer Acto*.

erlaubte uns in den Jahren der Zensur und der offiziellen Interpretation der Ereignisse seitens der Regierung, die keine Abweichungen duldete, die Auseinandersetzung mit Fragen, die auf unseren Bühnen nicht behandelt werden durften.

Persönlich hatte ich, außer dass ich bei zahlreichen Anlässen dem Publikum angehörte, die Gelegenheit, an verschiedenen Vortragsreihen und Besprechungen teilzunehmen, ein Seminar zu leiten, das dem damals so verdächtigen Bertolt Brecht gewidmet war (die Widersprüchlichkeiten der Zensur verstärkten noch zusätzlich, unabhängig vom unbestreitbaren Interesse an diesem Autor, die Notwendigkeit, ihn kennen lernen zu müssen), einen Text über Franz Kafka *Proceso a Kafka* (Prozess gegen Kafka) zu schreiben und aufzuführen und eine dramatische Lesung der *Soldaten* von Hochhuth durchzuführen.

All das war nur dank der Großzügigkeit, des Talentes und des demokratischen Geistes Plinkes möglich. Er hatte jenen unbezahlbaren Freiraum für den Dialog geschaffen. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass seine Tätigkeit durch die kritische Natur der deutschen – oder genauer: der deutschsprachigen – Dramaturgen und durch die besondere Bedeutung, die Deutschland für uns seit dem Spanischen Bürgerkrieg hatte, begünstigt wurde.

Das Dritte Reich und der Frankismus gründeten auf einer gemeinsamen Ideologie. Man hatte tausendmal wiederholt, dass die deutsche Luftwaffe Guernica in einer Art Generalprobe für den Zweiten Weltkrieg zerstört hatte, woraufhin die gesamte offizielle Presse ohne Einschränkung die Sympathie des Regimes für die deutsch-italienische Sache kundtat, bis der Verlauf der Geschehnisse dazu zwang, die Gangart zu wechseln. *Mein Kampf* erschien in großer Auflage; enthusiastische Artikel waren vorausgegangen. Die Vichy-Regierung hatte in Absprache mit Deutschland dem Franco-Regime viele bekannte Republikaner aus dem Exil ausgeliefert, von denen einige in Spanien das Todesurteil durch Erschießung erwartete. (Ein Vorgang, der nebenbei bemerkt sein tragisches Gegenstück haben sollte, als Jahre danach das Franco-Regime der de-Gaulle-Regierung einige französische Kollaborateure aus dem Exil auslieferte, in einigen Fällen führten die Verurteilungen zur Hinrichtung.) Man nahm sogar eine Zeit lang an, besonders unter den Republikanern im Exil, die größtenteils in Lateinamerika Zuflucht gefunden hatten, dass eine deutsche Niederlage die sofortige Wiederherstellung der Spanischen Republik zur Folge hätte.

Die Zerschlagung des Dritten Reiches, die Aufdeckung der Schreckenstaten in den Konzentrationslagern (die von einem Teil jener Spanier, die dem Nationalsozialismus zugetan waren, damals wie heute geleugnet wurden und werden, indem man sie für simple Propaganda hält, die sich auf falsche Informationen und gefälschte Reportagen stützt) und die Teilung Deutschlands stellten nach den Jahren eines institutionalisierten Pangermanismus ein höchst lebendiges und aufregendes Themenmaterial dar. Insbesondere wenn es uns im Zusammenhang mit großen Namen erreichte wie im Fall von Erwin Piscator, von Brecht im Glanz des Berliner Ensembles, oder den neuen Namen, zu denen Peter Weiss gehörte. Piscator und Brecht waren unter unterschiedlichen Umständen gezwungen gewesen, aus Deutschland zu emigrieren. Als sie zurückkamen, wählte der eine die DDR und der andere die BRD. Bald avancierte Peter Weiss mit seinem Drama über den Völkermord des Dritten Reichs *Die Ermittlung* zum gefeierten Dramaturgen. Heiner Müller war damals noch unbekannt in Spanien.

Unter dem Schutz Plinkes entstand im Madrid der Diktatur einer der lebendigsten Theaterfreiräume der Stadt. Ähnliches lässt sich übrigens auch von der gleich gesinnten Arbeit des Goethe-Instituts in Barcelona sagen. Ich beschränke mich hier aus Platzgründen auf Madrid.

2. Piscator und Brecht

Wenn wir uns ansehen, wie oft deutsche Texte in die spanischen Spielpläne der letzten Jahrzehnte einbezogen wurden, ist das Ergebnis sehr dürftig. Aber wenn wir den Einfluss einiger bestimmter Autoren auf Spaniens besonders lebendiges und innovatives Theater bewerten, kommen wir zu einem anderen Schluss.

Tatsache ist, dass selbst in den ersten Jahren der Diktatur, als die Beziehungen zwischen dem Franco-Regime und dem Dritten Reich am besten waren, das deutsche Theater an den öffentlichen Bühnen Spaniens und bei den Intendanten keine Aufmerksamkeit erregte.

Durch eine Aufführung von dem Deutschlandkenner Ricard Salvat in Barcelona, der auch bei der Einführung Brechts in Spanien eine Schlüsselfigur spielte, kam lediglich ein kleiner, mit der Universität verbundener Kreis in Kontakt mit Goethes *Faust*. Das begrenzte Interesse erklärt sich, wenn man bedenkt, dass für die Mehrzahl der Fach-

leute Goethes *Faust* eher eine philosophische Erzählung als ein Theaterstück ist, die sich mehr für Experimente als für eine dramatische Vorstellung eignet. Aus diesen Gründen richtete sich das Interesse der studentischen Theater, der Kammertheater und später der unabhängigen Theater im Wesentlichen auf zwei Größen des deutschen Theaters der Vorkriegszeit, die die Nazizeit in der Emigration erlebt hatten: Erwin Piscator und Bertolt Brecht.

Piscators Buch *Politisches Theater*, das 1930 (ein Jahr nach der deutschen Ausgabe) im Verlag Cenit erschien, wurde zu einer wichtigen Informationsquelle, obwohl es ab 1939 schwierig war, das Buch zu bekommen. Ab 1975 entstanden neue Ausgaben im Instituto Cubano del Libro, im Madrider Verlag Ayuso (1976) und zuletzt im Verlag Hiru (San Sebastián, 2001), der auch spätere Texte Piscators veröffentlichte. Diese Wiederauflagen und zahllose weitere Veröffentlichungen in den Fachzeitschriften erklären die Präsenz Piscators im spanischen Theater.

Gleichzeitig gelangte die Kunde einiger Brechtstücke an unser Ohr; man erkannte den offensichtlichen Einfluss Piscators auf viele der Brechtschen Ideen, was auf ihre Zusammenarbeit in Deutschland vor der Machtergreifung zurückzuführen war. Brechts Werke gelangten in Übersetzungen aus Argentinien nach Spanien, wurden im Allgemeinen unerlaubt unterm Ladentisch der Buchhandlungen verkauft und in einigen Fällen von den so genannten Fakultätstheatern aufgeführt. Dies waren die ersten studentischen Theater, die es schafften, sich vom *Sindicato Español Universitario* abzukoppeln, einer Organisation der *Falange*, in der alle Gruppen, die im Universitätsbereich Theateraktivitäten entwickelten, zwangsweise Mitglieder werden mussten.

Natürlich gehörten die ersten Werke Brechts, die im universitären Umkreis aufgeführt wurden und bei denen erstmalig ein gewisser Freiheitsgrad bestand, nicht zum „großen Theater“, sondern eher zu den didaktischen Stücken, die leichter zu inszenieren waren und die in erster Linie den politischen Erwartungen, die der Name Brecht weckte, entsprachen. Es darf nicht vergessen werden, dass der Frankismus immer, trotz aller Unterschiede, mit dem Nationalsozialismus verbunden wurde. Insofern bedeuteten die Stücke Brechts, der als Gegner des Hitler-Regimes bekannt war, auch gleichzeitig eine Art Anklage gegen das frankistische Denken.

Ein wichtiger Aspekt kam hinzu: Die Präsenz Erwin Piscators als Leiter der Volksbühne und Brechts mit dem Berliner Ensemble beim „Theater der Nationen“, das damals alljährlich im Sarah-Bernhardt-Theater in Paris veranstaltet wurde. Als Theaterredakteur der Zeitschrift *Triunfo* (eine weit verbreitete Wochenzeitschrift, die für ihre – soweit es die Umstände erlaubten – kritische Haltung dem Regime gegenüber bekannt war, und dafür mit regelmäßigen wirtschaftlichen Sanktionen, angeordneten Unterbrechungen und der Zensur einiger kompletter Ausgaben bestraft wurde) und später als Direktor und Kritiker der Fachzeitschrift *Primer Acto* (die ich 1957 zusammen mit José Angel Ezcurra gründete und die weiterhin regelmäßig erscheint) nahm ich an mehreren Spielzeiten des erwähnten „Theater der Nationen“ teil und berichtete ausführlich über die Aufführungen, darunter auch die von Piscator und Brecht. Es waren sehr gerühmte Aufführungen, die zur Verbreitung beider Autoren, vor allem Brechts, in der westlichen Theaterwelt beitrugen. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Zeit des Eisernen Vorhangs herrschte und das Berliner Ensemble seinen Sitz in Ostberlin hatte.

Die Möglichkeit, das Brechtsche Theater von Brecht selbst geleitet zu sehen, war sehr wichtig. Innerhalb der ideologischen Muster, in denen sich die Debatte oft auf eine simple Konfrontation zwischen Kommunismus und Kapitalismus reduzierte, wurden das Theater und die ästhetischen Ideen Brechts häufig armseligen doktrinären Einschränkungen unterworfen. Von den Brechtschen Konzepten, die er „Episches Theater“ nannte, und die er im Laufe seiner Exiljahre formuliert hatte, leitete er eine Art Katechismus ab, die Grundlage vieler Aufführungen wurde. Der Schlüssel war vielleicht die zweifelhafte Handhabung zweier Konzepte: die „Einfühlung“ und die „Verfremdung“.

Über die „Einfühlung“ hatte Brecht in *Kleines Organon für das Theater* gesagt, dass sie nicht ausreiche und dass das Theater „etwas Zusätzliches“ in der Darstellung von Konflikten und Verhaltensweisen beisteuern müsste. Die „Verfremdung“ dagegen schließt die Notwendigkeit ein, dass der Zuschauer sich auf die sozialen Ursachen des Konflikts einstellt und so über Möglichkeiten ihrer Lösung nachdenkt, anstatt sich mit der Person zu identifizieren, deren Glück oder Unglück am Ende die Lösung oder das Fortbestehen des vorgegebenen Problems verkörpert.

Beide Forderungen, die ihrerseits im politischen Denken und beim Theater eine Rolle spielen, wurden je nach Art des Werkes in unterschiedlicher Weise auf eine dichterische Ebene übertragen. Weitgehend vergleichbar waren zwar die Technik der Schauspieler, die Anwendung von Songs und Liedern oder die verfremdete Gestaltung des Bühnenbildes und die formale Behandlung des Geschehens, aber jenseits des theoretischen Schemas war das szenisch-kreative Schaffen jeder Aufführung weiterhin ein offener und lebendiger Prozess. Es war weit mehr als die bloße Auslegung einer Vorschrift oder die Kopie der berühmten „Modelle“ mit der kompletten fotografischen Ablichtung einer Inszenierung, die das Berliner Ensemble unter seinen glühenden Anhängern verteilte. Als Brecht sagte, das Theater müsse „etwas Zusätzliches“ bieten, hatte er die „Einfühlung“ keineswegs ausgeschlossen. Was die „Verfremdung“ angeht – die berühmte Interpretation in der dritten Person – so meinte er damit sicher nicht jene düstere Art der schauspielerischen Umsetzung, die auf so vielen Bühnen des Westens aus dem Brechtschen Theater eine formale Übung machte und somit seine politischen Ideen zur schematischen politischen Abhandlung abqualifiziert.

So gesehen ist es nicht verwunderlich, dass Brecht sich am Ende seines Lebens fragte, ob die Bezeichnung „Episches Theater“ nicht ein Irrtum gewesen sei, da „Dialektisches Theater“ besser seinen wirklichen Zielen entsprochen hätte.

Das Berliner Ensemble war in diesem Sinne paradoxerweise eine erfrischende Ausnahme, womit sich einmal mehr das alte Prinzip bewahrheitete, dass unter dem Lehrmeister selbst mehr Freiheit herrscht als unter den dienstefrigen und unterwürfigen Schülern. Die Aufführungen des Berliner Ensembles, die ich im Sarah-Bernhardt-Theater sah und von denen ich mich besonders an *Mutter Courage*, *Das Leben des Galileo Galilei* und *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui* erinnere, stellten für den gesamten Westen eine Korrektur der angeblichen Doktrin Brechts dar und waren zudem glanzvolles Theater.

Wenn schon in Deutschland – bedingt durch die allgemeine Reduzierung der Brechtschen Dramaturgie (trotz ununterbrochener Beschäftigung mit ihr) sowohl unter seinen Bewunderern wie unter seinen Gegnern, wenn auch mit gegensätzlichen Begrifflichkeiten und Zielsetzungen – vom deutschen Autor als einem strengen Lehrmeister gesprochen wurde, so war die Vereinfachung im Fall Spaniens sogar noch

größer. Aus den bereits erwähnten Gründen blieb das Brechtsche Theater ein Argument gegen unsere Diktatur, was gleichzeitig dazu führte, dass diese während eines langen Zeitraums alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel einsetzte, um die Verbreitung des Brechtschen Theaters zu verhindern. Die Opposition hingegen bekannte sich zu diesem Autor, den sie mit geradezu hingebungsvoller Bewunderung schätzte und für den sie kämpfte, wobei sie allerdings ästhetische Argumente vorschoben musste.

Manchmal versuchten die Machthaber, dem Streit aus dem Wege zu gehen, indem sie die Verfechter des Brechtschen Theaters einfach in ein falsches Licht stellten. Das war der Fall bei der mit Spannung erwarteten Erstaufführung von *Das Leben des Galileo Galilei*, deren spanische Version von Emilio Romero stammte, einem bekannten Journalisten und Schriftsteller, der mit dem Frankismus sympathisierte. Regie führte José Osuna. Das Stück wurde auf ein effekthaschendes Spektakel mit Kardinälen und Papst degradiert, die die politische und historische Botschaft des Autors vollkommen verwässerte.

Danach änderten sich die Dinge ganz allmählich. *Mutter Courage* wurde von Antonio Buero Vallejo übersetzt, der *Kaukasische Kreidekreis* von dem Regisseur José Luis Alonso im Nationaltheater *María Guerrero* in Madrid uraufgeführt. Allerdings löste diese Aufführung wieder eine durchaus bezeichnende offizielle Reaktion aus, als an einem Abend der Admiral Carrero Blanco, zu dem Zeitpunkt der zweite Mann des Regimes, sich entschloss, die Aufführung zu besuchen. Dabei meinte er eine Botschaft des Autors zu entdecken, der die alte chinesische Legende erzählt (es geht um die Rechte der Adoptivmutter, die den Sohn betreut, gegenüber denen der natürlichen Mutter, die ihn verlassen hat), um den Privatbesitz in Frage zu stellen. Das Werk wurde am folgenden Tag vom Spielplan genommen.

Nuria Espert, eine unserer bedeutendsten Schauspielerinnen, sorgte für die Erstaufführung von *Der gute Mensch von Sezuan*, zuerst in Barcelona in katalanischer Sprache, danach in Madrid in der spanischen Version, die Armando Moreno und ich erstellt hatten, beide unter der Regie von Ricard Salvat. Es war für mich eine große Genugtuung, die spanische Version auch selbst zu inszenieren und zwar mit anderen Kriterien als Salvat. Ich versuchte, den Humor, den Brecht an vielen Stellen dieses Werkes zeigt, insbesondere in der Behandlung der Götter, deutlich zu machen. Da die Inszenierung im *Teatro Grec* in Barcelona

statt fand, hatte ich vor allem die vielen Einwanderer in der katalanischen Hauptstadt im Blick, die nicht viel katalanisch verstanden und die die einfachere Bevölkerungsschicht vertraten, welche in sozialer Hinsicht die Hauptzielgruppe der Brechtschen Werke ausmacht.

In jedem Fall war Brecht wie im ganzen westlichen Theater während mehrerer Jahrzehnte eine feste Größe in Spanien. Sein Einfluss machte sich nicht nur durch seine Werke bemerkbar, sondern auch durch sein theaterbezogenes Denken.

3. Piscator und das Dokumentarische Theater

Was Erwin Piscator betrifft, erstaunte es viele, dass er nach seiner Rückkehr aus den USA die Bundesrepublik wählte. Mehr als einer interpretierte es sogar als eine Art ideologischer Verneinung seines Politischen Theaters, als eine Hinwendung zu der zuvor so hart kritisierten Seite. Seine Aufführungen an der Volksbühne bewiesen jedoch, dass dem nicht so war. Dennoch brachte die Wahl seines Lebensmittelpunktes zum Ausdruck, dass er seine rebellischen Berliner Jugendjahre hinter sich gelassen hatte. Wie sich herausgestellt hatte, war der real existierende Sozialismus nicht das, was die sowjetische Propaganda über Jahrzehnte verbreitet hatte. Aber auch wenn der Kapitalismus sich 1989 als definitive Alternative bestätigt sah (die Auflösung des Dilemmas zwischen Kommunismus und Kapitalismus sollte in dem einen oder anderen Sinne das „Ende der Geschichte“ bestimmen, wie Fukuyama nach dem Sieg des Kapitalismus gesagt hat), so eröffneten sich doch neue Diskurse, die über den Zusammenbruch der Sowjetunion hinaus die Kritik an sozialen Ungerechtigkeiten und an der internationalen Wirtschaftsordnung aufrecht erhielten und bis heute erhalten. Es wurden Elemente eingeführt, die in Verbindung mit der Vorstellung von Freiheit und Grenzen staatlicher Macht standen, die in gewisser Weise die Bestätigung eines solidarischen Humanismus mit all seinen materiellen und politischen Konsequenzen sind; eine Richtung, die Piscator schon vor seinem Exil eingeschlagen hatte.

Um Piscators Entwicklung zu verstehen, war für uns das „Living Theatre“ sehr hilfreich, das sich damals schon in Europa im Exil befand, nachdem es in den USA eine der stärksten Ausdrucksformen des „Radikalen Theaters“ gewesen war. Auf seiner ersten Reise (es gab

während der Zeit der *transición* eine zweite mit einer Saison im *Teatro Alcalá* in Madrid) brachte das „Living Theatre“ seine *Antigone* mit, die von Hölderlins Übersetzung des Sophokles-Texts ausging und eine Versöhnung zwischen Brecht und Artaud darstellte, wie Julian Beck und Judith Malina wiederholt feststellten. Malina fügte hinzu, dass einer ihrer Lehrer Erwin Piscator während seines New Yorker Exils gewesen sei; was ein Hinweis auf die neuen Interessen des Regisseurs war. Sie griffen das auf, was Brecht wiederholt angekündigt hatte, ohne dass es später die offizielle oder die oppositionelle Kunst in einer geeigneten Weise tatsächlich aufgenommen hätte. Vielleicht vertritt sogar *Marat-Sade* von Peter Weiss etwas Vergleichbares, den Versuch nämlich, die Notwendigkeit darzustellen, die unwiederholbare Einzigartigkeit eines jeden Menschen mit seiner sozialen Stellung als Mitglied einer Klasse und einer bestimmten Aufgabe im Produktionsprozess zu verbinden. Doch die übliche Gegenbewegung ließ es gar nicht erst zu der gewünschten Korrektur kommen. Einem gefühlvollen und romantisch inspirierten Theater mit Personen, die sich gemäß der sozialen Wirklichkeit wandeln und je nach ihrem individuellen Schicksal glücklich oder unglücklich sind, hatte sich ein Archetypentheater entgegengesetzt, in dem sich das Leben einzig und allein innerhalb eines sozialen Prozesses und bestimmter ökonomischer Strukturen abspielte, so dass dem Individuum außer ideologischer Hörigkeit kein dramatischer Raum mehr bleibt. – Freiheit, wofür?

In diesem Kontext und in Übereinstimmung mit vielen Vorschlägen seines Politischen Theaters, wenn auch mit einem anderen ideologischen Ansatz, kann es uns nicht überraschen, dass Piscator einer der wichtigen Vertreter des so genannten Dokumentarischen Theaters war. Zusammen mit den großen Dramatikern von Tolstoi bis Faulkner interessierte sich Piscator für diejenigen, die sich über bestimmte Aspekte der zeitgenössischen Geschichte Fragen stellen lassen mussten, wobei die Gründe, oft versteckt und manipuliert durch das Denken der Sieger, analysiert wurden. Hochhuth fragte sich im *Stellvertreter* nach der Verantwortung des Papstes für die Auslieferung zahlreicher italienischer Juden an ihre deutschen Henker – wenn ihm vielleicht auch vorgeworfen werden konnte, dass er die Gebote der Ethik politischem Kalkül und Nutzen untergeordnet hatte. Außerdem wies er in *Soldaten* auf das Massaker an der deutschen Zivilbevölkerung durch die alliierten Bombardements hin, wie auch auf die terroristischen Praktiken, die im Er-

sten Weltkrieg durch die Krieg führenden Staaten eingeführt worden waren, als die nicht kämpfende Zivilbevölkerung beiderlei Geschlechts und aller Altersgruppen getötet wurde, um den Feind zu schwächen und zu demoralisieren.

Nach der nordamerikanischen Bombe auf Hiroshima erinnerte Heinar Kipphardt in *In der Sache J. Robert Oppenheimer*, wie zuvor Brecht in *Das Leben des Galileo Galilei*, an das Dilemma der Wissenschaft, wie sie sklavisch der Macht und dem Kapital statt dem Wohlergehen der Menschheit dient. Und Peter Weiss definierte seine Vorstellung des Dokumentarischen Theaters in einem Text *Die Ermittlung*, in dem er nach der unerklärlichen kollektiven Unschuld der Verantwortlichen des Holocaust fragt. Gleichzeitig wird in vielen dieser Texte an den Nürnberger Prozess erinnert, nicht um die Ursache und die Gräueltaten des Dritten Reiches zu verteidigen, sondern weil der Autor sich fragt, bis zu welchem Grad wir uns vor einer Justiz befanden, die ausschließlich von den Siegern gestellt wurde. Aus dieser Überlegung folgt die Verurteilung der amerikanischen und israelischen Haltung ihrer Regierungen, die sich weigern, die Zuständigkeit eines internationalen Tribunals im Falle von Massakern und Völkermord zu unterschreiben, es sei denn, ihre eigenen Truppen würden von der Rechtsprechung ausgenommen.

Natürlich wurde keiner dieser Texte im Spanien der Diktatur regelmäßig aufgeführt. Es lohnt sich vielleicht darauf hinzuweisen, dass ich im Falle von *Soldaten* eine verkürzte Version schrieb, die das Goethe-Institut in zahlreichen spanischen Kulturzentren aufführte.

Das Dokumentarische Theater wurde im Allgemeinen in argentinischen Ausgaben bei uns in Umlauf gebracht. Es ist wesentlicher Teil des Gedankenguts der spanischen Gesellschaft über Theater und Politik, obgleich beschränkt auf die Theaterwelt und die Opposition.

Es lohnt sich, an einen Teil des Textes zu erinnern, den der Autor Heinar Kipphardt dem deutschen Regisseur anlässlich seines Todes 1966 widmete. Ich entnehme das Zitat der Einführung zum Politischen Theater in der schon erwähnten Edition Hiru:

Es ist der Moment gekommen, lieber Erwin Piscator, Dir zu sagen, dass dein 'Hoppla, wir leben!', Dein 'Rasputin', Dein 'Schwejk' unser aller Ausgangspunkt war genauso wie jenes Theater am Nollendorfplatz, die radikalen Unternehmungen dei-

nes Lebens, deine Siege und Niederlagen, die unerschütterliche Substanz deiner Arbeiten. Wenn das Theater von heute die Wirklichkeit unserer Welt in all ihren Wandlungen zu entdecken versucht und ihren Ursachen auf den Grund geht, um sie verständlich zu machen und zu korrigieren, wenn das Theater ihr blutiges, lügnerisches und verwöhntes Gesicht zeigt, stoßen wir auf deine Arbeit zugunsten eines politisch-revolutionären Theaters, dieses riesige Terrain, auf dem etwas Großes errichtet werden soll, dessen Pionier du bist, das du aber unfertig, inkomplett, provisorisch hinterlassen hast.

Und an anderer Stelle:

Wenn du 1928 mit 35 Jahren das Theater am Nollendorfplatz schließen musstest, weil du nicht 16.000 Mark Steuern zahlen konntest, und scherzend sagtest: „Ich trage meine Misserfolge wie andere ihre Orden“, da trug deine Arbeit schon den Keim des modernen Theaters mit all seinen realen Fragen und gelösten und ungelösten Problemen. Von dort stammen die Komödianten neuen Stils mit ihrem harten, direkten und unpsychologischen Spiel, die die Natur auf kontrollierte Weise darstellten.

Alfonso Sastre hatte schon in seinem Konzept der „Komplexen Tragödie“ seine Ablehnung des Dilemmas, in das die Theaterdichtkunst ihre Epoche mit dem dramatischen, epischen und absurden Theater stürzte, zum Ausdruck gebracht. Erwin Piscators Rolle beschrieb er in seinem wunderschönen Vorwort zur Ausgabe des Hiru-Verlages. Es lohnt sich, diese Beschreibung wiederzugeben und zu kommentieren. Sastre erzählt, dass er während einer Theatersaison im „Theater der Nationen“ in Paris Gelegenheit hatte, Piscator zu begrüßen und mit ihm zu sprechen:

Er war bereits ein Mann mit schneeweißem Haar. Sein Blick war glasklar. Seine Erscheinung edel und gesund. Ich drückte seine Hand sehr kräftig, dachte aber dabei, dass er vielleicht nicht die Person sei, die ich durch sein Buch verehrte. Was hat er danach gemacht? Bald würde ich es wissen. Denn wenige Tage danach sah ich seine Inszenierung von 'Krieg und Frieden'.

Irgendwo habe ich gelesen, dass man bedauere, jene Aufführung nicht gefilmt zu haben, um auch noch späteren Jahrgängen Gelegenheit zu geben, sie kennen zu lernen. Was mich selbst betrifft, muss ich sagen, dass ich bei jener Aufführung wie nur selten die Erregung des Theaters fühlte. Jenes Konzept von drei gegliederten Ebenen (der Vordergrund für die individuellen Monologe, im Mittelfeld entwickelten sich die persönlichen Beziehungen, und die große Fläche, die bis zum Hintergrund anstieg, war für die historischen Geschehnisse reserviert) bedeutete einen ganzheitlichen Entwurf, sozusagen einen Höhepunkt des Politischen Theaters.

Ich hatte vor dem Treffen mit Piscator Angst gehabt, er könne womöglich bürgerlich geworden sein, aber es bestand bei objektiver Betrachtung ebenso das Risiko, dass sich die politischen Auffassungen vom Theater verhärtet hätten, wie sie das Politische Theater seit eh und je bedroht haben: Durch die Reduzierung der Themen auf große soziale, historische Schemata, das heißt durch die Fixierung auf eine Ebene, auf der die individuellen Probleme bzw. der individuelle Aspekt der sozialen Probleme unsichtbar sind.

Sastre selbst weist in seiner exzellenten Arbeit darauf hin, dass diese „harte Linie“ eines Theaters, das auf Personen und eine Geschichte einzelner Individuen verzichtet, im Dokumentarischen Theater seinen besten Ausdruck fand. Piscator habe es in seinem Politischen Theater gepriesen und es als Regisseur nach seiner Rückkehr nach Deutschland nach Kriegsende umgesetzt. Sastre hat Recht, nur gibt es einen Unterschied. Denn wenn das Politische Theater sich häufig auf eine ideologische Behauptung stützt, zeigt das Dokumentarische Theater vor allem den Widerspruch zwischen offizieller Chronik und Wirklichkeit. Für die Formulierung dieser Divergenz war es richtig (auch wenn es sich in anderer Form machen ließe), aus dem „historischen Dokument“ einen dramatischen Stoff zu machen und damit einen Raum für die Untersuchung der von den „Siegern“ manipulierten Begründungen zu schaffen. Das Dokumentarische Theater wollte Gegeninformation sein, eine Art Bloßstellung der Chronik, die logischerweise jede Art von Sieger ärgern musste.

Dieses Thema hatte besondere Bedeutung im westlichen Theater einer ganzen Epoche. Und deshalb auch im Spanien der Diktatur mit seinen Knebeln und seinem Verschweigen, auch wenn Brechttexte nur hie und da aufgeführt wurden und Spanien nie eine Inszenierung von Brecht selbst mit seinem Berliner Ensemble sah. Auch kannte man in Spanien keine Aufführungen von Piscator, von dem man hauptsächlich dank seiner Mitwirkung beim „Theater der Nationen“ hörte. Piscator meinte 1937 in Barcelona, der Spanische Bürgerkrieg würde sich günstig auf seine Nachforschungen auswirken. In Barcelona wurde er zu einer Aufführung eines Werkes von Ángel Guimerá eingeladen, einem Werk, das in ländlichem Milieu spielt. Nachdem er mit einigen gesprochen hatte, kam er zu dem Ergebnis, dass er sich geirrt hatte und reiste in aller Stille wieder ab.

Aber die Ideen von Brecht und Piscator beschäftigten die Gedanken, die Debatten und das Schaffen einer Vielzahl von spanischen Theaterleuten und hatten, wie sollte es anders sein, eine große Wirkung auf die Dichtkunst und die Arbeit der Schauspieler.

4. Andere Autoren

Neben Brecht waren auch andere Autoren auf unseren Bühnen präsent. In den letzten Jahren sind *Die Räuber* von Schiller, *Der zerbrochene Krug* von Kleist, *Woyzek* und *Dantons Tod* von Büchner, *Frühlingserwachen* von Wedekind, *Der Reigen* von Schnitzler aufgeführt worden. Es wurden aber auch Werke von Autoren der jüngsten Zeit gezeigt, meist aus einer post-brechtschen Perspektive betrachtet, darunter Fassbinders *Die bitteren Tränen der Petra von Kant* und vor allem verschiedene Werke von Peter Weiss und Heiner Müller, die auf große Resonanz stießen; besonderen Anklang fanden *Marat-Sade* von Weiss und Müllers *Hamlet-Maschine*.

Beide haben einen Einfluss auf die zeitgenössische spanische Dramaturgie, besonders aber Heiner Müller; denn Weiss ist mehr mit einer bestimmten Epoche verbunden, während Müller im Denken (mit seiner Enttäuschung über den Verlauf des so genannten *real existierenden Sozialismus* in der DDR und in allen anderen Ländern unter sowjetischer Bevormundung) und in der Theaterdichtkunst eine vielleicht tieferge-

hende und offenere Einstellung gegenüber der Gesamtheit der heutigen und zukünftigen westlichen Realität besitzt.

Ich hatte das Glück, Heiner Müller bei verschiedenen Kongressen persönlich kennen zu lernen. Einer davon wurde in Taormina veranstaltet, bei dem er von einer Jury, der auch ich angehörte, den Europäischen Preis erhielt. Zur Preisverleihung gehörte wesentlich, dass eine Reihe von Fachleuten eingeladen wurde, das Werk des Preisträgers zu erläutern und einige seiner Texte vorzustellen.

Ich erinnere mich noch an die gelangweilte Mine Müllers bei den finsternen Betrachtungen, die die Mehrzahl der meist französischen Fachleute anstellte. Müller verließ unauffällig den Saal, ich nehme an, dass er gegen eine speziell „bühnenmäßige“ Interpretation rebellierte, die zum esoterischen Experimentieren gehört und bei einem großen Teil der augenblicklichen französischen Theaterkritik sehr üblich ist: Je größer die unterstellte Bedeutung des Kritikers, desto gefangener ist er in sich selbst. Es war eine Interpretation, die das persönliche und historische Drama des Autors unterschätzte oder ihm auswich. Damit wurde das Pferd am Schwanz aufgezäumt. Etwas ähnliches ist mit vielen Inszenierungen von Heiner Müller in Spanien passiert, die ernsthaft dadurch gefährdet waren, dass sie auf die Bewunderung einiger treuer Anhänger begrenzt waren, ohne auf das Theaterpublikum Eindruck zu machen, das von den neuen Eliten wenig geschätzt wurde. Eliten, dies sei am Rande bemerkt, die, vielleicht ohne es zu wissen, „soziale Themen“ abkanzeln, dabei aber häufig nur den Individualismus und die so abgedroschene Rede vom „Kommunikationsmangel“ sublimierten, obwohl behauptet wurde, es handle sich darum, den schon lange währenden Missbrauch des dogmatisch geprägten Politischen Theaters zu korrigieren.

Müllers Verlassen des Saals in Taormina erinnerte mich unweigerlich an mein Zusammentreffen mit dem Berliner Ensemble in Paris, als sich die Inszenierungen Brechts, unabhängig vom Willen des Autors, gegen die überladenen Lesungen seiner Werke stellten, wie sie in so vielen Gegenden üblich waren. Bezeichnenderweise hatten wir zu der Zeit in Spanien Gelegenheit, bei den Festspielen von Mérida und Sitges je eine Inszenierung von *Medeamaterial* und *Quartett* in der Regie des Griechen Theodoros Terzopoulos zu sehen, die Fach- und Laienpublikum in gleicher Weise begeisterten. Die Texttreue schlossen Gefühl und formale Feinfühligkeit ein, was bei Inszenierungen, die das Expe-

rimentelle verherrlichen, also eine Variante des Formalismus sind, sonst nicht oft gegeben ist.

Über *Marat-Sade* von Weiss in der Version von Alfonso Sastre, inszeniert von Adolfo Marsillach, schrieb man viel Positives. Neben der unbestreitbaren Bedeutung des Werkes – das nicht zufällig 1968 mit den Nachklängen der Ereignisse im Mai in Madrid erstaufgeführt wurde – in der europäischen Theatergeschichte, im Werdegang des Autors und im Zusammenhang mit seiner Rolle bei der Reflexion des Sozialismus, kamen bei seiner spanischen Umsetzung weitere wichtige Elemente zusammen. Ein Element war auf das Theater bezogen: die Berufung der Bululú-Gruppe durch Marsillach (damals sehr stark von der Lektüre Artauds und den Theorien des „Living Theatre“ beeinflusst), die die Verkörperung der Verrückten von Charenton übernahm und die zusammen mit einer Gruppe der besten Schauspieler des Landes den wesentlichen Konflikt des Dramas mit ungewöhnlicher szenischer Wahrhaftigkeit zum Ausdruck brachte.

Das andere Element hatte politischen Charakter: Da das Werk in einem Theater in Barcelona aufgeführt wurde, kam es zu einem der regelmäßigen Hiebe zugespitzter Repression von Seiten des Regimes. Daraufhin zog Peter Weiss als Zeichen des Protestes sein Werk zurück. Wir werden niemals wissen, ob diese Entscheidung des Autors für die Regierung eine Unannehmlichkeit oder eher eine Erleichterung bedeutete. Denn *Marat-Sade* füllte das Theater in Barcelona, das in einem Moment zu einem demokratischen Treffpunkt wurde, in dem wir kein Recht auf Versammlung und Gründung von Vereinen hatten – außer mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierung.

5. Kafka

Kafka war weder Deutscher noch Dramaturg. Er war Prager Bürger, einer jüdisch-deutschen Minderheit zugehörig, der hauptsächlich Erzählungen schrieb. Trotzdem ist es berechtigt, ihn in diesen Zeilen zu erwähnen. Sein Name ist untrennbar mit den Debatten verbunden, die in Spanien und an vielen anderen Orten über Realismus geführt wurden, bei denen das Theater eine wichtige Rolle spielte. Es waren Zeiten, in denen der Kommunismus allgemein als die Auflösung all dessen galt, was nicht sozialistischer Realismus war, und konkret, was mit dem

„Theater des Absurden“ zu tun hatte. Zur Vereinfachung bediente man sich einer Verallgemeinerung: Es handele sich dabei um eine Ausdrucksform der bürgerlichen Klasse und sei im Aussterben begriffen.

Es war die „absurde“ Stunde, in der Brecht und Beckett Widerstand leisteten, bis von dieser Vereinfachung nicht mehr gesprochen wurde. Dies geschah zum Einen, indem man zwischen den Autoren differenzierte und sie ergründete; jene Autoren, die anfänglich aus dem einfachen Grund, dass sie nicht den offiziell anerkannten Normen folgten, als Autoren „des Absurden“ – sowohl aus dem rechten wie auch aus dem linken Lager – etikettiert worden waren. Und zum Anderen, indem man dem Zweifel und der persönlichen Existenz zugestand, unverzichtbar dafür zu sein, sich ohne ideologische Vorgaben dem weiten und unbegrenzten Feld zu nähern, das wir Wirklichkeit nennen.

Auf diesem Weg wurde *Woyzeck* von Büchner, der Jahrzehnte lang von der Kritik und der Theatergeschichte gering geschätzt wurde, wiedergewonnen und wiederholt bei uns aufgeführt. Der Text, der von einer wahren Begebenheit und wirklichen Personen inspiriert war, stellt eine grundsätzliche Frage: Bis zu welchem Grad sind die Menschen Kinder der Umstände, in denen sie leben? Und sind es folglich die Umstände und nicht die Verhaltensweisen, die in erster Linie untersucht und korrigiert werden müssen, wenn wir die menschlichen Bedingungen und die Gegebenheiten des Zusammenlebens ändern wollen? Genau das Gegenteil von dem, was jenes fatalistische Theater vorschlägt, bei dem sich die Personen aus sich selbst definieren, aus ihren angeborenen Neigungen, für die sie allein verantwortlich sind.

Was Kafka betrifft, so nehme ich ihn trotz seiner tschechischen Staatsangehörigkeit in diese Arbeit mit auf, weil er durch seine Sprache und Biografie mit der deutschen Literatur und dem deutschen Theater verbunden ist; viele seiner Erzählungen wurden in Szene gesetzt und wiederholt aufgeführt, auch in Spanien: Eine von ihnen, die Version von *Der Prozess* wurde im *Centro Dramático Nacional* in Madrid unter der Regie von Manuel Gutiérrez Aragón uraufgeführt, der besonders durch seine Filme bekannt wurde, und zwar während der *transición* nach Francos Tod.

Hinzu kam, dass Kafkas Text *Bericht für eine Akademie* für die Entwicklung der Theateraktivitäten des Goethe-Instituts von besonderer Bedeutung wurde. José Luis Gómez, der seine Theaterausbildung in Deutschland erhalten hatte, war gerade im Jahr 1971 nach Spanien zu-

rückgekehrt, als er Plinke vorschlug, diese Erzählung zur Aufführung zu bringen. Sein Vorschlag wurde akzeptiert und Gómez begann seine Arbeit, die zu einem herausragenden Theaterereignis wurde.

Im Zusammenhang mit dieser Aufführung hatte ich die Idee, dass es sich vielleicht lohnen würde, eine Art Einführung zu geben, die der Persönlichkeit Kafkas gewidmet wäre. Eine Einführung, die nicht auf die didaktischen Vorstellungen beschränkt bliebe, sondern die die Persönlichkeit Kafkas und die Bedeutung seines Denkens im Europa der Vorkriegszeit zeigte. Plinke gefiel die Idee und ich begann einen Text zu erarbeiten, der so lang wurde, dass er nicht mehr als Einführung für den *Bericht für eine Akademie* zu verwenden war. Ich nannte den Text *Prozess gegen Kafka*, da das das fundamentale Thema war. Die Allegorien der Bürokratischen Ära, die berühmten „Papiere“ wurden als administrative Anerkennung der Wirklichkeit und der menschlichen Existenz mit ihrer Folgeerscheinung der Entmenschlichung und dem zwischenmenschlichen Kommunikationsmangel verstanden. Sie überschritten sich mit Erzählungen von Grausamkeiten und Gewalt, die, wie es in *Die Strafkolonie* geschieht, die Schrecken der Konzentrationslager voraussagten, in denen seine drei Schwestern und Jahre später nach dem Tode des Schriftstellers auch Milena Jesenská, die letzte und vielleicht wichtigste Frau Kafkas, umkamen. Im Goethe-Institut Madrid führten wir *Prozess gegen Kafka* auf, bevor wir eine Tournee durch zahlreiche spanische Kulturzentren machten. Das Werk wurde in der Zeitschrift *Primer Acto* veröffentlicht und kürzlich kam es zu einer Neuausgabe durch die Universität von Valencia zusammen mit einem Text von mir, der sich dem spanischen republikanischen Exil widmet: *La gallina ciega (Das blinde Huhn)* nach Texten des Dramaturgen Max Aub, einem Spanier deutscher Abstammung, der genau dieses harte Schicksal erlitt, unter dem Gesamttitel *Crónicas del siglo XX (Chroniken des 20. Jahrhunderts)*.

Das Werk, das den Vorgaben des Dokumentarischen Theaters angepasst und von Kafkas zweifelnder, immer unsicherer Wahrnehmung der Gesellschaft und seiner selbst geprägt ist, enthält eine Reihe von Materialien, in einigen Fällen in Form von Projektionen, die sich größtenteils auf die soziale und politische Geschichte Deutschlands bezogen; ein Rückblick, der einigen Deutschen nicht gefiel. Denn ihre Vorstellung vom „Kafkaesken“ schloss dieses Verhältnis zwischen dem Schriftsteller und der Wirklichkeit aus. Ihnen zufolge musste man Kaf-

ka in absoluter Verwirrung sehen, abgeschnitten von allem, was ihn sein Leben lang umgab. Von einer Beziehung zwischen diesen Elementen zu sprechen, kam einer ungerechtfertigten Gewaltanwendung oder auch ideologischer Verformung gleich. Dies war die Meinung derer, die die Kunstgeschichte von der Gesellschaftsgeschichte trennen wollten.

6. José Luis Gómez

Ich möchte abschließend einige Zeilen dem andalusischen Regisseur José Luis Gómez widmen, der nicht nur mit einer deutschen Ausbildung nach Spanien zurückkehrte, sondern auch mit dem festen Willen, sie hier bei uns zu nutzen. Er begann mit der Aufführung seines *Bericht für eine Akademie* – mit Unterstützung des Goethe-Instituts. Sehr bald gewann er die Anerkennung eines weiten Kreises von Kollegen, Kritikern und des Publikums, die ihm einen festen Platz in der spanischen Theaterwelt sicherten.

In seiner langen Laufbahn hat er seine Tätigkeit als Schauspieler bei Film und Theater mit der Arbeit als Regisseur und künstlerischem Direktor bestimmter Institutionen verbunden, von denen unbedingt das städtische *Teatro Español* in Madrid genannt werden soll, und seit einigen Jahren *La Abadía*, eine private Initiative, die Unterstützung von offizieller Seite gefunden hat.

Unabhängig von Gómez' Ausrichtung auf deutsche Autoren wie Peter Handke und seiner schauspielerischen Mitwirkung in Brechts *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui*, besteht sein bedeutendster Beitrag zum spanischen Theater wohl in seiner Ernsthaftigkeit, dem absoluten Verzicht auf Improvisation, der Notwendigkeit, den Vortrag jedes einzelnen Textes genau zu bestimmen. Die Aufmerksamkeit auf die schauspielerische Gestaltung zu richten, gelang ihm im Theater *La Abadía* mit bis dahin unbekannter Regelmäßigkeit. Dort wird momentan gerade eine der letzten und gefeierten Arbeiten von Nuria Espert gezeigt, die Texte von Brecht mit Liedern von Kurt Weill verbindet.

Simón Marchán Fiz

Zeitgenössische deutsche Kunst in Spanien (1949–1989)

Um einen Überblick über die Präsenz der deutschen zeitgenössischen Kunst in Spanien zu geben, wähle ich den Zeitrahmen 1949 bis 1989. Diese Zeitspanne ist keineswegs willkürlich, sondern eingerahmt von zwei herausragenden Ereignissen: 1949 nahmen einige deutsche Künstler aktiv an der „Ersten Woche der Kunst“ teil, die von der so genannten Schule von Altamira in einer alten kantabrischen Villa in Santillana del Mar veranstaltet wurde, und die für eine erste offizielle Anerkennung der modernen Kunst – des Surrealismus und der Abstraktion – steht. Ende der achtziger Jahre wurde die deutsche Kunst in zwei umfassenden Ausstellungen geehrt, die als Meilensteine für die Präsenz der deutschen Kunst in Spanien in Erinnerung bleiben werden. Es handelt sich um die Ausstellungen „Dadaismus/ Konstruktivismus“ und vor allem „Berlin, Treffpunkt“, beide im *Centro de Arte Reina Sofía*, kurz vor seiner Einweihung als Museum. In beiden Ausstellungen konnte das spanische Publikum die Werke der herausragendsten Vertreter der klassischen Avantgarde bestaunen, in einer ihrer Quantität und Qualität nach wahrscheinlich außerhalb Deutschlands unvergleichlichen Auswahl.

Innerhalb dieses zeitlichen Rahmens also sollen Informationen und Daten zusammengetragen werden, die vielleicht zu zukünftigen Untersuchungen einladen.

1. Die Kenntnis der klassischen Avantgarde

Von September 1951 bis Januar 1952 fand in Madrid die Erste Hispano-amerikanische Kunst-Biennale (*I Bienal Hispanoamericana de Arte*) statt, die aus heutiger Sicht der Kunsthistoriker als Vorreiter der beginnenden künstlerischen Öffnung der Franco-Diktatur gilt. Berücksichtigt man die Isolation unseres Landes zu jener Zeit, so bildete die Biennale die Grundlage, auf der langsam ein künstlerischer Austausch mit

dem Ausland entstand. Erst 1959 wieder konnte im Ausstellungsraum *Sala Ateneo* in Madrid eine Auswahl der deutschen zeitgenössischen Malerei aus den Beständen der Sammlung Hanna Becker vom Rath (Erich Heckel, Emil Nolde und andere Expressionisten) besichtigt werden. Fast weitere zehn Jahre mussten vergehen, bis die *Dirección General de Bellas Artes* 1967 in Madrid die Grafik des Expressionismus vorstellte und im folgenden Jahr die privaten Galerien Iolas-Velazco in Madrid und René Metrás in Barcelona die späten Werke des Surrealisten Max Ernst ausstellten.

In den 70er Jahren wurden die Ausstellungen deutscher Kunst immer häufiger, größtenteils dank der Anregung und Zusammenarbeit der Goethe-Institute in Madrid und Barcelona mit anderen Institutionen. So feierte man 1972 im *Palacio de la Virreina* in Barcelona und im *Museo Español de Arte Contemporáneo* in Madrid Paul Klee, der als Künstler des Bauhauses Ende der vierziger Jahre großen Einfluss auf unsere abstrakte Malerei hatte. Die *Dirección General de Bellas Artes* organisierte 1974 eine Ausstellung über Emil Nolde und 1975 über George Grosz. Neben diesen offiziellen Veranstaltungen gab es private Initiativen, wie die der Galerie René Metrás in Barcelona (1976) mit der Max-Ernst-Ausstellung und die wegen ihres politischen, anti-faschistischen Charakters gewagteste der Madrider Galerie Redor im Jahr 1973: Sie war den Fotomontagen von John Heartfield gewidmet, die zu diesem Anlass in einem größeren Format in limitierter Auflage reproduziert wurden. Auf Initiative des Goethe-Instituts fand im *Museo de Arte Moderno* im *Parque de la Ciutadella* in Barcelona eine interessante Dokumentation „Internationaler Dadaismus 1916–1966“ (1973) statt, sowie eine weitere in der damals gerade gegründeten *Fundació Miró* über „Die zwanziger Jahre in Deutschland: Kunst und soziale Kritik“ (1976).

Während der *transición* musste sich die Kultur des Widerstands, die häufig mit der bis dahin im Verborgenen agierenden Linken verbunden war, an eine neue politische und soziale Situation anpassen – nicht ohne Schwierigkeiten. Aus diesem Grund wurden die Kontakte zur Bundesrepublik Deutschland erst zu Beginn der achtziger Jahre wieder aufgenommen: 1980 wurde eine neue Paul Klee-Ausstellung in der *Fundación Juan March* in Madrid eröffnet. Im nächsten Jahr bot die *Fundación* in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut eine Ausstellung von John Heartfield. Der Dadaismus sollte in der Ausstellung von Kurt Schwitters zu neuer Anerkennung finden. Sie fand in der *Funda-*

ció Miró in Barcelona und der *Fundación Juan March* (1982) in Madrid statt. Das Interesse am Expressionismus blieb allerdings weiterhin lebendig, wie die Ausstellungen „Colección Buchheim“ (1983) in der *Sala de Pensiones* Madrid oder die „Xylografia Alemana en el siglo XX“ (Der deutsche Holzschnitt im 20. Jahrhundert) (1985) und die „Werke des Museums Wuppertal“ (1986), die im Haus der Madrider *Fundación Juan March* ausgestellt wurden, beweisen.

Die zweite Hälfte der achtziger Jahre war dagegen von drei großen Ausstellungen geprägt, die vom Kulturministerium im neuen *Centro de Arte Reina Sofía* veranstaltet wurden: Die erste war „Utopien des Bauhauses. Arbeiten auf Papier“ (1988), eine umfangreiche Präsentation von Arbeiten aus den berühmten Vorbereitungskursen von Johannes Itten, aus dem Unterricht von Wassily Kandinsky, Paul Klee und Oskar Schlemmer, aus den unterschiedlichen Werkstätten angewandter Kunst, der Architektur und des Theaters. Nicht weniger bedeutend war die bereits erwähnte Ausstellung über die Verbindung von „Dadaismus/ Konstruktivismus“ (1989) als den zwei Janusköpfen der Kunst der zwanziger Jahre: Die Ästhetik des Chaos und die Sublimierung in der Ordnung wurden mit dem Merzbau von Kurt Schwitters und dem Prounen-Raum von El Lissitzky rekonstruiert. Wurden die Namen deutscher Künstler in den vorher erwähnten Ausstellungen zusammen mit der internationalen, in Deutschland ansässigen Avantgarde genannt, so bot die Ausstellung „Berlin, Treffpunkt“ (1989) ein fast vollständiges Panorama der Beiträge deutscher Künstler aus den Anfängen der Moderne: Max Liebermann, Lovis Corinth, Georg Kolbe und andere. Im Mittelpunkt standen der zwischen Natur und Verführung durch die Metropole schwankende Expressionismus und der politisierte Dadaismus der Hauptstadt (mit einer Rekonstruktion des Dada-Raumes); des weiteren Berlin als Knotenpunkt des internationalen, insbesondere des osteuropäischen Konstruktivismus und der Bewegungen, die sich vom radikalen Expressionismus bis zur Neuen Sachlichkeit erstreckten. Die Ausstellung wurde in Zusammenarbeit mit dem Berliner Senat durchgeführt und vom deutschen Bundespräsidenten und dem spanischen Königspaar eröffnet. Fast zur gleichen Zeit zeigte das *Ministerio de Obras Públicas y Urbanismo* eine große Ausstellung über den Architekten, Planer und Maler Karl Friedrich Schinkel, mit dem im 19. Jahrhundert der Aufbau des modernen Berlins begann („Schinkel. Architektonische Werke“).

Wenn diese Ausstellungen und ihre hervorragenden Kataloge bereits unschätzbare Quellen waren, die unser Publikum mit der deutschen Moderne in der Kunst vertraut machten, muss man zusätzlich die regelmäßigen Informationen und Berichte in verschiedenen Zeitschriften erwähnen, die uns in dieser Zeit aus Deutschland erreichten. Unter ihnen verdienen diejenigen eine besondere Erwähnung, die in der Kunstzeitschrift *Goya, revista de arte* erschienen. Während vieler Jahre war *Goya* die einzige Zeitschrift, in der bedeutende deutsche Autoren regelmäßig über die zeitgenössische Kunst ihres Landes informierten. Walter Hess, ein in Deutschland wie auch in Spanien durch seine Zusammenstellung authentischer Künstlerzeugnisse der Klassischen Moderne sehr bekannter Autor, schickte in den Jahren 1955 (Nr. 4) bis 1958 (Nr. 26) regelmäßig die „Münchener Chroniken“. Während dieser Jahre warfen auch einige andere Berichtersteller wie Julián Gallego aus Paris, Anthony Kerrigan aus Nordamerika oder Alfonso Pintó aus der Schweiz, den einen oder anderen Blick auf die deutsche Kunst, die in den jeweiligen Städten und Ländern gezeigt wurde. Zwischen 1959 (Nr. 28) und 1962 (Nr. 48) war es Friedrich Bayl, der aus München berichtete, während in den folgenden Jahren von 1963 (Nr. 54) bis 1975 (Nr. 126) Jürgen Clauss Berichtersteller war, der außerdem Autor bekannter, in Deutschland verbreiteter Werke über neueste Kunst ist. Ab 1975 stammten die Berichte nun unter dem Titel „Chronik aus Deutschland“ von Barbara Dieterich, die bis 1988 Korrespondentin war. Ebenfalls wurden darin Artikel dieser und anderer Autoren über einige bedeutende Künstler der Epoche veröffentlicht.¹

Während dieser Zeit erschienen in Deutschland spanische Übersetzungen einiger Werke über moderne Kunst. Eine Pionierleistung war die frühe Version der einflussreichen Arbeit über den Magischen Realismus (1927) von Franz Roh. Während der ersten Jahre der künstlerischen Öffnung nahm Hans Sedlmayr, anerkannter Kunsthistoriker und

¹ Hess, Walter (1956): „Franz Marc“. In: *Goya, revista de arte*, 11, S. 316–321; ders. (1958): „Las posibilidades del arte moderno definidas por Kandinsky“. In: *Goya, revista de arte*, 27, S. 164–171; Dieterich, Barbara (1967): „La pintura del expresionismo en Alemania: „Die Brücke“ y „Der Blaue Reiter““. In: *Goya, revista de arte*, 77, S. 314–319; Marchán Fiz, Simón (1974): „La actualidad de Kurt Schwitters“. In: *Goya, revista de arte*, 121, S. 22–31.

Professor der Universität München, an einem Kurs über Kunst an der *Universidad Internacional Menéndez Pelayo* in Santander mit dem Vortrag „Technik und Kunst im Dienste des Menschen“ teil. In den vorangegangenen Jahren hatten seine etwas apokalyptischen Konzepte über moderne Kunst in Konferenzen, Interviews und den Übersetzungen seiner beiden in Deutschland bekanntesten Werke (1956 und 1957) in den eher konservativen Kreisen Spaniens eine sehr positive Aufnahme gefunden. Wie allgemein bekannt basierten seine Vorhersagen über den „Verlust der Mitte“ in der Kunst nicht nur auf dem Dekadenz-Denken Oswald Spenglers, sondern auch auf einer sehr speziellen Interpretation der Hegelschen These über das Ende der Kunst als Tod des Mythos. In der spanischen Situation kam dies für diejenigen einem Freibrief gleich, die aus dem katholischen Glauben heraus bemüht waren, die Bindungen der modernen zur sakralen Kunst zu lösen und damit die Krise beider zu beheben.

Während des folgenden Jahrzehnts, bereits in den sechziger Jahren, erreichten uns erste Schriften von modernen Künstlern in Übersetzungen aus Lateinamerika. Jedoch erst in den siebziger Jahren, noch während des ungebrochenen Frankismus, begann die Revision und die Aufarbeitung der Epoche der Avantgarde, insbesondere mit dem Bauhaus und dem Dadaismus, dank der Arbeit sehr bekannter Verlage.² Eine Tendenz, die im folgenden Jahrzehnt ihren Höhepunkt finden und sich vollständig konsolidieren sollte.

² Vgl.z.B. Albers, Josef (1979): *La interacción del color*. Madrid: Alianza Forma; Ball, Hugo (1919, 1971): *Crítica de la inteligencia alemana*. Barcelona: Edhasa; Grosz, George (1977): *El rostro de la clase dominante. ¡Ajustaremos cuántas!* Barcelona: Editorial Gustavo Gili; Hausmann, Raoul (1975): *La sensorialidad excéntrica*. Madrid: Editorial Tres Catorce Diecisiete; Huelsenbeck, Richard (1920, 1992): *Almanaque Dada*. Madrid: Tecnos; Kandinsky, Wassily (1911, 1973): *De lo espiritual en el arte*. Barcelona: Editorial Enlace; Kandinsky, Wassily (1970): *Punto y línea sobre el plano*. Barcelona: Editorial Enlace; Klee, Paul (1976): *Teoría del arte moderno*. Buenos Aires: Editorial Calden; Klee, Paul (1987): *Diarios*. Madrid: Alianza Forma; Moholy-Nagy, Laszlo (1929, 1963): *La nueva visión*. Buenos Aires: Editorial Infinito; Richter, Hans (1972): *Dadá. Arte y antiarte*. Buenos Aires: Editorial Nueva Visión; Wingler, Hans M. (1975): *La Bauhaus*. Barcelona: Editorial Gustavo Gili.

2. Der Traum vom Süden: Deutsche Künstler in Spanien

Wenn auch in geringerem Maße als Italien, übte auch schon immer Spanien auf viele moderne deutsche Künstler starke Anziehungskraft aus. Der junge Hans Hartung fühlte sich als einer der ersten von diesem Hang zum Süden hingezogen. Er lebte und arbeitete von 1932 bis 1934 auf Menorca und kehrte 1940, in zweiter Ehe mit der Tochter des bekannten spanischen Bildhauers Julio González, für zwei Jahre dorthin zurück. Nach seiner Flucht vor den Nazis aus Frankreich, hielt man ihn zwischen 1942 und 1944 in zwei Konzentrationslagern gefangen, zunächst in Figueras (Gerona), dann im Lager von Miranda del Ebro (Burgos). Später, nachdem er 1946 die französische Staatsangehörigkeit erhalten hatte, stellte er bei verschiedenen Gelegenheiten in Madrider Galerien aus: *Sala del Ateneo* (1961), Nebli (1966), Egam (1971) und Sen (1972) und in Barcelona bei René Métras (1966 und 1976).

Spuren hinterließ der Aufenthalt des alten Berliner Dadaisten Raoul Hausmann, der von 1932 bis 1936 auf Ibiza lebte. Er beschäftigte sich so intensiv mit den fotografischen Erforschungen der volkstümlichen Architektur der Insel, dass sie die Aufmerksamkeit der katalanischen Architektenavantgarde fanden und als Fotoreportage mit einem entsprechenden Text Hausmanns in ihrer Zeitschrift veröffentlicht wurden.³ Noch auf Ibiza begann er außerdem seinen Roman *Hyle*, den er allerdings erst 1955 in Limoges (Frankreich) beendet und nach weiteren 14 Jahren veröffentlicht.⁴

Entscheidenderen Einfluss auf die spanischen Künstler nahmen allerdings diejenigen, die sich der „Schule von Altamira“ anschlossen. Wie oben erwähnt fand im September 1949 und 1950 im malerischen Santillana del Mar (Kantabrien) eine Kunstwoche über die Verwandtschaft des Empfindens moderner und prähistorischer Kunst statt. Es nahmen neben Kritikern wie Ricardo Guillén, Sebastián Guasch, der mit der katalanischen Avantgarde noch aus Zeiten vor dem Bürgerkrieg verbunden war, Eduardo Westerdahl, Förderer der surrealistischen

³ Hausmann, Raoul (1936): „Elementos de la arquitectura rural en la isla de Ibiza“. In: *A.C. revista trimestral*, 21, und in: *A.C. Documentos de la actividad contemporánea* (1975). Barcelona: Editorial Gustavo Gili, S. 11–14.

⁴ Hausmann, Raoul (1969, 1997): *Hyle. Ser sueño en España*. Gijón: Editorial Trea.

Zeitschrift *Gaceta del Arte* (Teneriffa), der gebürtige Turiner Alberto Sartoris, ein bekannter avantgardistischer Architekt der *architettura funzionale* und die Künstler Pancho Cossio, Angel Ferrant und Josep Llorens Artigas, Mitarbeiter von Joan Miró auch herausragende abstrakte deutsche Künstler teil, von denen die Namen Mathias Goeritz und Willi Baumeister am bekanntesten sind.

Bei diesen Treffen, die eine große Resonanz in der spanischen Kunstgeschichte erfuhren, entstand eine überraschende Allianz aus anerkannten Verfechtern und Förderern der Avantgarde, liberalen und falangistischen Intellektuellen und Künstlern, die alle dasselbe Ziel verfolgten, nämlich die Anknüpfung an die durch den Bürgerkrieg abrupt unterbrochene Moderne und die Anerkennung des Surrealismus und der abstrakten Kunst. So sollte die Bindung zur modernen Tradition wieder hergestellt werden, die ihre Meilensteine in der *Sociedad de Artistas Ibéricos* (1925) in Madrid und in der katalanischen Gruppe AD-LAN (1932) hatte. Die „primitive Seele“ von Altamira ebenso wie die Gemälde von Joan Miró und Paul Klee galten als die großen Vorbilder der Gruppe.

Mathias Goeritz (1915–1990) war 1941 durch Spanien gereist und verlegte 1945 seinen Wohnsitz vom ehemals spanischen Marokko nach Granada und zwei Jahre später nach Madrid. In dieser Stadt trat er bald mit dem Kritiker Eduardo Westerdahl, dem Maler Benjamín Palencia und vor allem mit dem Bildhauer Ángel Ferrant in Verbindung, mit dem eine enge Freundschaft entstand. Von 1948 an lebte er zeitweise in Santillana del Mar, im Schutz der bekannten prähistorischen Höhle, die für ihn die Sixtinische Kapelle nicht nur der alten, sondern auch der modernen Kunst bedeutete. Kurze Zeit später übernahm er in Zusammenarbeit mit dem Galeristen Tomás Seral den Posten des Verlagsleiters der Galerie Clan, wo er verantwortlich war für die Reihe „Artistas Nuevos“, die er in „Nuevos Prehistóricos“ umtaufte. In diesem Verlag gab er zusammen mit Joan Miró einen Band über Paul Klee (*Die Faszination des Moments*) heraus, dem seinerseits eine Gedenkausstellung in den Galerías Layetanas in Barcelona gewidmet wurde. Dabei vernachlässigte er jedoch nicht andere junge Künstler wie Antoni Tàpies, Modest Cuixart, Fermín Aguayo, Santiago Lagunas, Manolo Millares oder Antonio Saura, herausragendste Vertreter der Gruppen *Dau al Set* in Barcelona, *Pórtico* in Zaragoza und der zukünftigen Gruppe *Paso* in Madrid. Goeritz, der Hauptförderer der *Semanas de Santillana*

del Mar, ging kurz bevor sie 1949 zum ersten Mal stattfanden, nach Mexiko. Als Anerkennung und Würdigung seiner Arbeit druckte man in den Protokollakten der *Semanas* sechs seiner Zeichnungen als Vignetten ab, wie auch eine aufmunternde Nachricht, die er aus Guadalajara geschickt hatte.⁵ Er illustrierte auch eine Titelseite der Zeitschrift *Bisonte* und die ersten Plakate für die *Escuela de Altamira*. Schließlich stellte er 1949 im *Saloncito* der Zeitung *Alerta* (Santander) zusammen mit Miró, dem Engländer Ben Nicholson und dem Bildhauer E. Serra aus, während ihn Jahre später die Galerie *Multitud* in Madrid mit der Ausstellung „Mathias Goeritz y la Escuela de Altamira“ (1978) ehrte.

Nicht weniger entscheidend war die Präsenz Willi Baumeisters (1888–1955), dem anerkanntesten abstrakten Maler der Nachkriegszeit in Deutschland, der auch in Spanien kein unbekannter Künstler war. Unter den wenigen Beiträgen über die bildende Kunst, die vor dem Spanischen Bürgerkrieg in der Zeitschrift der architektonischen Avantgarde *A.C.* erschienen waren, erschien ein Artikel über ihn von Eduardo Westerdahl.⁶ 1936 nahm er an der Seite von Hans Arp, Salvador Dalí, Max Ernst, Angel Ferrant, Wassily Kandinsky und Paul Klee an der Ausstellung „Exposición de Arte Contemporáneo“ im *Círculo de Bellas Artes* auf Teneriffa teil, die von der Gruppe ADLAN veranstaltet wurde. Es ist bezeichnend, dass Baumeister sich für die Malereien der Höhle von Altamira interessierte, seitdem er 1931 in Frankfurt an einer Konferenz seines Freundes, dem Archäologen Hans Mühlerstein, teilgenommen hatte. Sie dienten ihm als Vorwand, den Ursprung der Kunst in den prähistorischen Kulturen zu suchen, als „Das Unbekannte in der Kunst“, wie er seinen bekannten Essay (1947) nannte. Dies erklärt, warum er die Einladung der *Escuela de Altamira* erfreut annahm, einige seiner Zeichnungen als Vignetten in den Protokollakten der *Primera Semana* herauszubringen und aktiv während der *Segunda Semana* an einer Veranstaltung mit dem Titel „Perspektiven der zeitgenössischen Kunst“⁷ teilzunehmen. Er war Vorsitzender einiger der Sitzungsdebat-

⁵ Escuela de Altamira (1951, 2000): *Segunda Semana de Santillana del Mar*. Santander: Consejería de Educación, S.169f..

⁶ Westerdahl, Eduardo (1934): „Willi Baumeister, pintor“. In: *A.C. revista trimestral*, 16, S. 40f.

⁷ Escuela de Altamira (1951, 2000): *Segunda Semana de Santillana del Mar*. Santander: Consejería de Educación y Cultura, S. 113–130.

ten und mit der Abschlussfeier betraut. Später war sein Werk Gegenstand einer großen posthumen Ausstellung in Madrid (1957), wie auch Thema in einem Artikel von Eduardo Westerdahl in der Kunstzeitschrift *Goya, revista de arte*.⁸

Diesen beiden so einflussreichen Namen müsste eine umfangreiche Liste deutscher, vor und nach dem Bürgerkrieg in Spanien lebender Künstler hinzugefügt werden, von denen einige sich vollständig in das spanische künstlerische Leben einfügten. Von ihnen seien lediglich folgende erwähnt: Erwin Bechtold (Köln, 1925), der seit Ende der fünfziger Jahre in Barcelona lebte und mit der Gruppe *Dau al Set* Kontakt aufnahm. Nach regelmäßigen Besuchen auf Ibiza ließ er sich ab 1958 für immer dort nieder. Vorher hatte er als „Spanier“ an der *III Bienal Hispanoamericana de Arte* (Barcelona, 1955 und 1956) teilgenommen und stellte regelmäßig in den wichtigsten Galerien Barcelonas aus: bei René Métras (1965, 1970, 1977) und Joan Prats (1978) sowie in der *Fundació Miró* (1979); und in Madrid bei Buchholz (1956), Juana Mordó (1966, 1973) und Vandrés (1978).

Heinz Trökes (geb. 1913) hatte von 1952 bis 1956 einen Wohnsitz auf Ibiza, hielt sich aber bis 1982 nur sporadisch dort auf; 1955 stellte er in der Galería Buchholz in Madrid aus und schloss sich der Gruppe *Ibiza 59* an. Erwin Broner (1898–1971) aus München arbeitete von 1934 bis 1937 als Architekt in Barcelona, von 1952 bis 1956 auf Ibiza und von 1959 bis zu seinem Tode wieder auf der Insel als Architekt und Maler. Frank Ludwig Schaefer (geb. 1909) aus Mainz wählte nach dem Weltkrieg ebenfalls seinen Wohnsitz auf Ibiza und stellte 1956 in Barcelona aus. Hans Laabs (geb. 1915), wohnhaft auf Ibiza, war einer der Gründer der Gruppe *Ibiza 59* und regelmäßiger Aussteller in einigen ihrer Galerien: El Corsario (1960, 1963), Iván Spence (1964), C. Van der Voort (1971) etc. Ebenso war Egon Neubauer (geb. 1920), der von 1954 bis 1969 auf Ibiza und in Hannover lebte, Mitbegründer der erwähnten Gruppe und Aussteller in der Galerie *El Corsario*.

Zuletzt sei noch Katja Meirowsky (geb. 1920) erwähnt, die aufgrund ihrer jüdischen Abstammung verfolgt wurde; sie ging 1955 nach Ibiza und stellte in verschiedenen Galerien der Insel aus, bei Iván Spen-

⁸ Westerdahl, Eduardo (1958): „W. Baumeister“. In: *Goya, revista de arte*, 23, S. 296–302.

ce (1961, 1964, 1974) und Sa Nostra (1955) wie auch in der Galería Biosca in Madrid 1966.

Die Liste könnte noch um einige Künstler erweitert werden, die sich etwas später in Spanien ansiedelten, wie O. Poppelreuther, Edith Sommer oder Hans Bloch. So vervollständigt sich die Präsenz der deutschen Kunst mit den Ausstellungen der Gruppe *Syn*, die sich aus Schülern Willi Baumeisters zusammensetzte, wie dem bereits erwähnten Erwin Bechtold, Berno Berner, Rolf-Günter Dienst, Klaus-Jürgen Fischer und Eduard Micus, die ihre Werke in der Galerie *René Métras* in Barcelona im Jahr 1967 zeigten. Schließlich sticht aus all diesen Will Faber (1901–1987) hervor, der von 1932 bis zu seinem Tod in das spanische, insbesondere katalanische Kunstleben integriert war. Er arbeitete schon früh als Illustrator der Deckblätter der Zeitschrift *D'Ací i d'Allà*, wie auch in der erwähnten architektonischen Zeitschrift *A.C.* Er nahm auch an der *II Bienal Hispanoamericana de Arte* (1954, Havanna) teil; 1965 wurde ihm eine Retrospektive in der *Sala de Santa Catalina de Ateneo* in Madrid gewidmet.

Seit den fünfziger Jahren berichtete die Zeitschrift *Goya, revista de arte* über das, was in der deutschen Kunst der Nachkriegszeit geschieht. Sie machte besonders auf Künstler aufmerksam, die in der Gruppe *Zen 49* zusammengefasst waren: Willi Baumeister an der Spitze und andere neue Namen wie Rupprecht Geiger, Ernst Wilhelm Nay, Emil Schumacher, Fritz Winter, also die anerkannten Vertreter der abstrakten Kunst in ihren unterschiedlichsten Facetten. Dabei darf nicht der Maler und Theoretiker Hans Platschek vergessen werden, großer Anhänger spanischer Kunst von Goya und Picasso bis hin zu Antonio Saura. Sein Essay *Cuadros como signos de interrogación* („Bilder als Fragezeichen“) beeinflusste ein zeitgenössisches Werk von Rolf Wedewer, das ins Spanische übersetzt wurde. So wurden Ende der sechziger Jahre die Mitglieder der Gruppe *Zero* aus Düsseldorf bekannt: Gerhard von Graevenitz, Heinz Mack, Otto Piene und Günther Uecker, deren Werke sich in die optisch-kinetischen Bemühungen der damaligen Zeit einreihen. Fast zwei Jahrzehnte später, 1988, widmete die *Fundación Juan March* der Gruppe in Madrid eine umfangreiche Retrospektive unter dem Titel *Grupo Zero. Un Movimiento europeo* („Gruppe Zero. Eine europäische Bewegung“). Gegen Ende der 80er wuchs das Interesse an ausländischer Kunst, Informationen von der *Documenta* in Kassel und das veränderte Kunstempfinden in Europa, wie es sich insbesondere im Minimalismus und der Pop Art ausdrückte, erreichten Spanien.

3. Das Jahrzehnt des *Neuen künstlerischen Ausdrucks*

Zweifellos waren die siebziger Jahre besonders relevant für die künstlerischen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien, nicht nur wegen der zeitgeschichtlichen Ereignisse, sondern auch aufgrund der deutschen Kulturinstitute in Spanien. Vor allem die Goethe-Institute in Madrid und Barcelona, die ihre Räume für vehemente Debatten öffneten, ergriffen politisch gewagte Initiativen und förderten neue Tendenzen. Auf dem Gebiet der Kunst wurden Zyklen veranstaltet, an denen nicht nur deutsche und spanische Kunstschaaffende teilnahmen, sondern auch Kritiker, Historiker und Professoren. Die spanischen Künste schulden den deutschen Kulturinstituten großen Dank für ihre Unterstützung, indem sie sich unter noch so heiklen Umständen für eine Kultur des demokratischen Widerstandes im späten Frankismus einsetzten. 1971 organisierte das Goethe-Institut in Madrid den Veranstaltungszyklus *Nuevas tendencias. Artes plásticas y participación* („Neue Tendenzen. Bildende Kunst und Beteiligung“). Für die Auswahl der Eröffnungsveranstaltung unter dem Titel „Die Krise des Bildes“ war Werner Hofmann verantwortlich. Er nutzte die Gelegenheit, die beiden Tendenzen, die damals en vogue waren, vorzustellen: zum Einen die realistischen im weitesten Sinne und zum Anderen die des Paradigmas der künstlerischen Formalisierung durch die Erfahrungen der konstruktiven Abstraktion. Sie wurden im Rechenzentrum der Madrider Universität (*Centro de Cálculo de la Universidad de Madrid*) präsentiert.

Letztgenannte Tendenz war auch Thema einer Veranstaltungsreihe, die im folgenden Jahr vom Goethe-Institut an vier weiteren Orten Spaniens organisiert wurde: in Barcelona, Bilbao, Madrid und Valencia. Mit Ausnahme von Madrid fanden sie unter der Mitarbeit der verschiedenen *Colegios Oficiales de Arquitectos* und mit dem Titel „Anregungen: Kunst und Computer“ statt. Es wurden 160 Werke von Künstlern aus der Bundesrepublik, Spanien, Großbritannien, Japan und den USA gezeigt, die mit dem Medium Computer experimentierten. Unter den eingeladenen Künstlern ragten die Deutschen Kurt Asleben, Peter Kreis, Georg Nees und Manfred Mohr heraus, die grafische Werke und Filme vorstellten. Parallel zur Ausstellung wurde ein Vortragszyklus veranstaltet, bei dem Max Bense, Professor aus Stuttgart, der „Star“ war. Er hatte sich bereits mit seinen Essays über Ästhetik und seinem Engagement für die künstlerische Untersuchung zur konkreten Kunst

und den Erfahrungen mit Computern einen Namen gemacht. In seinem Vortrag über „Die Idee der artifiziellen Kunst“ sprach er von den ersten Versuchen in der beginnenden Kybernetischen Kunst. Außerdem belebte ein Konzert des Pianisten John Cage die Vortragsreihe, die in der *Escuela Técnica Superior de Ingenieros Industriales* in Madrid stattfand.

Im Laufe des Jahres 1972 markierten zwei Ereignisse einen Wendepunkt im spanischen wie auch im internationalen künstlerischen Panorama. Das waren einerseits die *Encuentros de Pamplona* („Treffen in Pamplona“) im Juni, wo sich die internationale Avantgarde traf und in der sich die Prophezeiungen über die Krise des Bildes und die Reichweite von Kunst bewahrheiteten. Unter den deutschen Teilnehmern befanden sich Jochen Gerz, Wolf Vostell und Timm Ulrichs. Fast gleichzeitig wurde die *Documenta 5* in Kassel eröffnet, die die traditionellen Stile durch die Etablierung der neuen Ausdrucksformen verdrängte. Die Auswirkungen beider Ereignisse ließen sich bald in der Veranstaltungsreihe über „Tendenzen in der Kunst“ spüren, die das Goethe-Institut Barcelona im Winter 1973/74 organisierte und bei dem die künstlerische Avantgarde verschiedener Bereiche vereint wurde: Kunst, Film, Literatur, Musik und Theater.

Während dies in Barcelona geschah, wurde auf Initiative des Goethe-Instituts Madrid die Veranstaltung „Neues künstlerisches Verhalten“ organisiert. Unterstützt vom Goethe-Institut in Barcelona und in Zusammenarbeit mit den Goethe-Instituten in Großbritannien und Italien fand das Projekt während der Monate Februar und März 1974 in beiden Städten statt. Diese Programmreihe erklärte ausdrücklich die Künstler und das anwesende Publikum zu Protagonisten. Beide zeigten sich gleichermaßen aufgeschlossen für den offenen Charakter und es folgten leidenschaftliche Debatten in einer ungewohnt freien Atmosphäre. Die Vorträge entsprachen keiner bestimmten Tendenz, sondern eher einer den verschiedensten Äußerungen gemeinsamen Haltung, die man mit „Entmaterialisierung der Kunst“ bezeichnen könnte. Diese Haltung umfasste alles vom Happening bis zur Aktionskunst, von der Body art, der Arte povera bis zu den verschiedenen Ausdrucksformen der Konzeptkunst.

Das Projekt hatte im September des vorangegangenen Jahres, dank des Enthusiasmus der Institutsleiter in Madrid und Barcelona, Eckart Plinke und Hans-Peter Hebel, die mir die Koordination anvertrauten,

seinen Anfang genommen. Man hatte gehofft, mit der Anwesenheit von Deutschlands damals interessantesten beiden Künstlern – Joseph Beuys und Wolf Vostell – rechnen zu können. Angesichts von Beuys' andauerndem Stillschweigen nach seinem Ausschluss aus der Düsseldorfer Akademie im Oktober 1972 und während seines Aufenthaltes in Nordamerika (von Oktober 1973 bis Anfang 1974) wurde er durch Timm Ulrichs ersetzt. Von Europa schien Beuys damals nichts wissen zu wollen.

Es ist hinlänglich bekannt, dass Wolf Vostell (1932–1998) zeitlebens ein großer Liebhaber Spaniens war und es zu seiner zweiten Heimat und häufigem Aufenthaltsort auserkor, im ständigen Wechsel mit Köln und Berlin. Seit seiner Jugendzeit faszinierten ihn so unterschiedliche Stile wie die Strenge Zurbaráns, die *Pinturas Negras* von Goya und der Surrealismus Buñuels. 1957 machte er seine erste Reise nach Extremadura und lebte sich sehr bald durch die aufeinander folgenden Ausstellungen seiner Gemälde in den *Salones de Educación y Descanso* 1958 und der *Sala Lux* (1960) in Cáceres sowie seiner „Decollagen“ im *VI Salón de Marzo* 1962 in Barcelona in das spanische Künstlerleben ein. Von der Atmosphäre Spaniens, speziell Extremaduras angetan, begann er bald eine Serie mit Motiven wie *Guadalupe* (1958), *Las Hurdes* (1958–1961), *Desastres de la Guerra* (1971; Kriegsdesaster) oder *María y Calatayud* (1973).

Es ist verständlich, dass Vostell vor diesem Hintergrund gern die Einladung zur erwähnten Ausstellung annahm. Ihm sei es eine Freude, gegebenenfalls mit seinen Arbeiten auf spanische Künstler Einfluss zu nehmen, bestätigte er. Diese Ausstellung war somit auch die Grundsteinlegung der Idee für sein Museum in Malpartida in Cáceres, das 1976 für das Publikum geöffnet und in den neunziger Jahren vergrößert werden sollte. Seine dort ausgestellten Werke hatten nicht nur spanische Titel, sondern auch spanische Züge: *Extremadura* (1975), *Juana la Loca* („Johanna die Wahnsinnige“) 1980, *Siberia española* („Spanisches Sibirien“) 1982, *Españolas* („Spanierinnen“) 1984, *El entierro de la sardina* („Die Beerdigung der Sardine“) 1985, *Tauromaquia* („Stierkampf“) 1991 oder *La Quinta del Sordo* („Die Villa des Tauben“) 1997 etc. Gleichzeitig nahm er mit zahlreichen Einzelausstellungen am spanischen Kunstleben teil: in Barcelona in der *Sala Vinzón* (1974), der *Galerie G* (1976) und der *Fundació Miró* (1979); in Madrid in der *Galerie Ynguanzo* (1977, 1981 und 1983) und dem *Museo Español de Ar-*

te Contemporáneo (1979). Ebenso stellte er auf der jährlichen Madrider Kunstmesse ARCO (1984) und auf der *VIII Bienal de escultura Ibérica* 1986 in Zamora aus.

Joseph Beuys (1921–1986) nutzte 1966 einen Aufenthalt in Barcelona in Begleitung von Vostell, um die *Santa Cueva de Manresa* (Heilige Grotte von Manresa) bei Barcelona zu besichtigen, einen Ort, der mit dem Mystiker Ignacio de Loyola in enger Verbindung steht. Manresa wurde zum zentralen Punkt der mystischen Geografie Beuys', der von der Persönlichkeit des katholischen Heiligen fasziniert war. Obwohl nicht schriftlich verbürgt, bestätigen verschiedene Zeugnisse seinen Besuch in dieser Grotte. Der Einfluss, den die *Ejercicios espirituales* (Spirituelle Übungen) des Jesuiten und der Besuch dieser Stadt auf den Künstler machten, bewiesen die Aktion „Manresa“ in der Galerie Schmela in Düsseldorf (im Dezember 1966) und seine ersten „Fluxus-Aktionen“, die selbst wieder als spirituelle Exkursionen konzipiert waren. Einige dieser Kunstobjekte wurden auf der *Documenta 4* (1968) ausgestellt und später im „Block Beuys“ des Landesmuseums in Darmstadt aufbewahrt. Der Einfluss von Beuys' Werk und Denken in Spanien machte sich erst seit den achtziger Jahren bemerkbar, hauptsächlich durch die Ausstellungen in den Räumen der *Fundació Caixa de Pensions* in Barcelona und Madrid (1985 bzw. 1988).

Die Veranstaltung *Nuevos Comportamientos Artísticos* („Neuer künstlerischer Ausdruck“) stellte einen Meilenstein auf dem Weg der Konsolidierung neuer künstlerischer Erfahrungen dar, die zwar zeitweilig in den 80er Jahren durch die Vorherrschaft der Malerei an Bedeutung verloren, aber entscheidende Voraussetzungen für die Ausbreitung neuer Genres in den 90ern darstellten.

Die Unterstützung neuer Tendenzen durch das Goethe-Institut wurde nach dem Tod Francos 1975 und während der *transición* unter günstigeren politischen und sozialen Bedingungen fortgeführt und das in einer immer engeren Zusammenarbeit mit den spanischen Institutionen. So wurden zum Beispiel während der ersten Hälfte des Jahres 1976 im *Instituto de Teatro de Barcelona* Videos des Neuen Berliner Kunstvereins von Josef Beuys, Wolf Vostell, Rebecca Horn, Karl Heinz Hödicke und anderen gezeigt. Die Sitzungen der so genannten „Series informativas I und II“ (1978, 1980), die in Zusammenarbeit mit dem *Colegio Oficial de Arquitectos de Cataluña* durchgeführt wurden, informierten über das, was in Deutschland im audiovisuellen Umfeld in dieser Zeit aktuell war.

4. Die Neuen Wilden

Die beiden wichtigsten Ausstellungen, die Ende der 70er und 1980 in Madrid gezeigt wurden, waren *Mil novecientos ochenta* („Neunzehnhundertachtzig“; 1979) und „Madrid D.F.“ (1980). Zu Beginn der achtziger Jahre brach die Malerei die Vorherrschaft des *Neuen künstlerischen Ausdrucks*. In der internationalen Szene bemerkte man eine ähnliche Rückkehr zur Malerei, wenn auch in eine ganz andere Richtung. In Spanien wurden in kürzester Zeit die unterschiedlichsten zeitgenössischen Richtungen aufgenommen; ein Beweis hierfür ist die völlig unerwartete Wahl des jungen Miquel Barceló, der in der Ausstellung *Otras figuraciones* („Andere Gestaltungen“) 1981 fast unbemerkt geblieben war, für die *Documenta 7* in Kassel (1982). Die spanischen Künstler, Kunstkritiker und Besucher, die größtenteils zum ersten Mal nach Kassel kamen, um dem großen Ereignis beizuwohnen, wurden von jenem frischen Wind des *Zeitgeistes* erfasst, der auch einer Ausstellung im Martin-Gropius-Haus in Berlin ihren Namen geben sollte (die Ausstellung „Zeitgeist“). Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Welle der Neuen Wilden in ihrer neoexpressionistischen Form sehr schnell die spanischen Künstler in ihren Bann zog und die Einflüsse der deutschen Kunst auf die spanische sich während des ganzen Jahrzehnts noch intensivierten.

Seitdem ist den spanischen Künstlern die deutsche Kunst durch Reisen und Besuche der wichtigsten Museen und Ausstellungszentren in Berlin, Köln, Düsseldorf, Kassel etc. näher gerückt. Parallel dazu mehrten sich Informationen über die Situation der Kunst, nicht nur in den darauf spezialisierten Medien, sondern auch in Zeitungen. Ausstellungen der Malerei der Neuen Wilden in Privatgalerien und öffentlichen spanischen Institutionen gab es zuhauf. Erwähnt sei z. B. die von Jörg Immendorf (1982) in der *Galería Heinrich Erhard* in Madrid und bei *Juana de Aizpuru* in Sevilla, K. H. Hödicke (1984) in der *Galería Vijande* und Markus Oehlen (1987) in der *Galería Fúcares* (beide in Madrid), Dokoupil (1988) im *Colegio de Arquitectos* in Málaga, außerdem Martin Kippenberger (1989) im *Museo de Arte Contemporáneo* in Sevilla, Rainer Fetting im *Centro Santa Mónica* in Barcelona oder A. R. Penck in der *Galería Juana Mordó* in Madrid.

Neben diesen und anderen Einzelausstellungen fanden Gruppenausstellungen statt, die einen allgemeinen Überblick über die neue Male-

rei boten. Zweifelsohne war die einflussreichste unter ihnen *Origen y visión. Nueva pintura alemana* („Herkunft und Vision. Neue deutsche Malerei“), sowohl wegen ihres frühen Zeitpunkts (1984) als auch wegen der Zahl und Qualität der ausgestellten Werke. Sie wurde im Mai im *Centre Cultural de la Fundació Caixa de Pensions* in Barcelona und von Mai bis Juli im *Palacio de Velázquez* im Retiro-Park von Madrid gezeigt. Dort konnte man die Werke von etwa zwanzig Malern sehen: Georg Baselitz, Werner Büttner, P. Chevalier, Walter Dahn, J. Georg Dokoupil, Rainer Fetting, D. Haaker, Karl Heinz Hödicke, Jörg Immendorf, Anselm Kiefer, Per Kirkeby, Bernd Koberling, Markus Lüpertz, Helmut Middendorf, Albert Oehlen, A. R. Penck und V. Tannert. Fast allen wurden im Laufe der 80er Jahre und vor allem später Einzelausstellungen gewidmet. Außerdem wurden sie in einigen anderen Gruppenausstellungen gezeigt, wie *Hacen lo que quieren. Arte joven renano* („Sie machen, was sie wollen. Junge rheinische Kunst“) 1987, organisiert vom *Museo de Arte Contemporáneo* in Sevilla.

So verbreitete sich in diesen Jahren auch das Werk von Beuys durch Ausstellungen wie *Punt de confluència: J. Beuys*, („Zusammenfluss: J. Beuys“) Düsseldorf 1962–1987, veranstaltet vom *Centre Cultural de la Fundació Caixa de Pensions* in Barcelona im Frühjahr 1988. In dieser Ausstellung spiegelten sich die Tendenzen der Zeit nicht nur in den Werken Beuys' wider, sondern auch in den Werken derer, die seinen Einfluss anerkannten: Jörg Immendorff, Inge Mahn, Blinky Palermo, Sigmar Polke, Gerhard Richter, Klaus Rinke, Ulrike Rosenbach, Reiner Ruthenbeck oder Katharina Sieverding.

1989 schließlich zeigte eine neue Ausstellung die ersten Symptome einer Abkühlung der deutschen Kunst: *La razón revisada* („Die revidierte Vernunft“) wurde von der *Fundació Caixa de Pensions* in ihrer Filiale in Madrid veranstaltet: Helmut Dorner, Günther Förg, Hubert Kiecol, Harald Klingelhöller, Imi Knöbel, Thomas Struth, aber auch andere Künstler wie Ulrich Rückriem waren im *Palacio de Cristal* in Madrid zu sehen.

Es besteht also nicht der geringste Zweifel, dass Deutschland während der erwähnten Jahrzehnte ein Land ersten Ranges in der europäischen und weltweiten Kunst war. Und wenn zu Beginn dieser Zeitspanne die Anziehungskraft eher vom Süden ausging, so übte im Laufe der Zeit andersherum die deutsche Kunst immer mehr ihre Faszination auf viele spanische Künstler aus.

Bibliografie

Corazón, Alberto (Hrsg.) (1971): *La Bauhaus*. Madrid: Comunicación.

Museo de Bellas Artes (1970): Catálogo. *50 años Bauhaus*, Buenos Aires.

Centro de Arte Reina Sofía (1988): Catálogo. *Utopías de la Bauhaus*. Madrid.

Hess, Walter (1967): *Documentos para la comprensión del arte moderno*. Buenos Aires: Nueva Visión.

Lahuerta, Juan José (1989): *La abstracción necesaria en el arte y la arquitectura de entreguerras*. Barcelona: Editorial Anthropos.

Marchán Fiz, Simón (Hrsg.) (1989): *Berlín, punto de encuentro*. Madrid: Centro de Arte Reina Sofía.

Richard, L. (1979): *Del Expresionismo al Nazismo. Arte y cultura desde Guillermo II hasta la República de Weimar*. Barcelona: Editorial Gustavo Gili.

Roh, Franz (1927, 1997): *Realismo mágico. Postexpresionismo*. Madrid: Revista de Occidente.

Sedlmayr, Hans (1956): *El arte descentrado*. Madrid: Editorial Rialp.

Sedlmayr, Hans (1957): *La revolución del arte moderno*. Madrid: Editorial Rialp.

Sels, Peter (1989): *La pintura expresionista*. Madrid: Alianza Forma.

Wedewer, Rolf (1973): *El concepto de cuadro*. Barcelona: Editorial Labor.

Wick, Rainer (1986): *Pedagogía de la Bauhaus*. Madrid: Alianza Forma.

Wingler, Hans M. (1980): *Las escuelas de arte de vanguardia*. Madrid: Taurus.

Michael Scholz-Hänsel

Die Präsenz spanischer Kunst in Deutschland

1. Bestandsaufnahme und Probleme

1.1 Einleitung

Beginnen wir mit einer vielleicht überraschenden aber unbedingt notwendigen Richtigstellung: die Skulptur *Berlin* von dem kürzlich verstorbenen baskischen Bildhauer Eduardo Chillida vor dem neuen Bundeskanzleramt in Berlin vermittelt einen völlig falschen Eindruck vom Bekanntheitsgrad und der Akzeptanz spanischer Kunst in Deutschland.

Zwar kann die spanische Kunst aus der Zeit nach 1939 seit den achtziger Jahren, der in Spanien so genannten *Epoche des Enthusiasmus*, in deutschen Ausstellungen, Kunstmessen und Galerien deutliche Zuwachsraten verzeichnen, doch hatte dies bisher kaum Auswirkungen auf die drei Bereiche, die letztlich zählen:

1. auf die Präsenz spanischer Kunst in deutschen Museen und Privatsammlungen¹,
2. auf ihre Integration in den deutschen kunstgeschichtlichen Diskurs, egal ob wir hier an wissenschaftliche Publikationen oder eher journalistische Veröffentlichungen denken,
3. auf ein gerade in Deutschland festsitzendes Vorurteil bei der Rezeption spanischer Kunst. Danach waren in Spanien nur die Künstler und Künstlerinnen von Bedeutung, die sich gegen die Regierung und vor allem die Kirche in Opposition befanden. Anders als in Italien, wo nach allgemeiner Vorstellung Kunst, Politik und Landschaft ge-

¹ Eine positive Ausnahme bildet die Sammlung Finkenberg: Ausstellungskatalog: *Materialität und Spiritualität. Spanische Moderne nach 1945 aus der Sammlung Finkenberg* (1995). Delmenhorst: Städtische Galerie Delmenhorst, Haus Coburg.

rade im Einklang ihre höchste Blüte erzielten, konnte nach diesem Stereotyp ein spanischer Künstler nur im *Exil* zu Ruhm und Ehre gelangen: Velázquez in Italien, Goya in Bordeaux, Picasso in Paris etc.

Warum das so ist, hilft das Beispiel Chillidas zu verstehen. Der baskische Bildhauer war seit seiner Einladung zur *Documenta* 1964 ein ständiger Gast auf deutschen Kunstaussstellungen. Seine Plastiken finden sich heute überall in Deutschland in Museen sowie im öffentlichen Raum. Trotzdem bleibt zu konstatieren, dass man in Deutschland bis zu der Ausstellung in Bad Homburg 1997 *Chillida und die Musik* über den spanischen Entstehungskontext seiner Arbeiten kaum etwas wusste. Als symptomatisch darf in diesem Zusammenhang gelten, dass sein Alter ego, der in Spanien immer mit ihm in Verbindung gebrachte Jorge de Oteiza, bei uns bis in jüngere Zeit völlig unbekannt blieb.²

Eine auffällige Parallele bietet der Fall von Antoni Tàpies: Über die wichtige Rolle des katalanischen Malers im spanischen Kulturbetrieb sind in Deutschland ebenfalls nur Spezialisten informiert und auch sein berühmter Madrider Gegenspieler Antonio López hat bei uns, mit der Ausnahme einer kurzen Rezeptionsphase in den siebziger Jahren, kein Publikum (Scholz-Hänsel 2000).

Der Grund ist in beiden Fällen eindeutig darin zu suchen, dass Chillida und Tàpies ihren Weg über die französische Kunstszene nach Deutschland nahmen. Als Mittler fungierte bis in jüngere Zeit der Museumsmann Werner Schmalenbach, der mit ihnen immer Französisch konferierte. Die Folgen für Tàpies waren noch gravierender als für Chillida. Der Katalane wird in deutschen Sammlungen in der Regel dem Umfeld der Art brut zugeordnet und somit finden sich Arbeiten aus seinen vielen anderen Werkphasen bei uns nur selten ausgestellt.

Ebenfalls eine Sonderstellung behauptet bei uns das berühmte spanische Dreiergestirn der Klassischen Moderne: Salvador Dalí, Joan Miró und Pablo Picasso. Werke aller drei Künstler sind in Deutschland in bedeutenden Einzel- und Gruppenausstellungen gezeigt worden. Doch wurde dabei lange Zeit das Bild verbreitet, dass sie in Spanien keine

² Eine neue Sicht erlaubte bei uns erst: Schmidt, Sabine Maria (2000): *Eduardo Chillida. Die Monumente im öffentlichen Raum*. Mainz / München: Chorus Verlag, 2000.

künstlerische Karriere hätten machen können und deshalb nach Paris gehen mussten. Der Grund für diese, übrigens längst widerlegte These³, hatte seine Ursache in einer in Deutschland durch die Ergebnisse des Spanischen Bürgerkrieges besonders negativen Spanien-Rezeption. Gerade die Deutschen, die solchen Anteil an dem Erfolg Francos hatten, wollten nach ihrer Demokratisierung nichts mehr mit dem sie kompromittierenden ehemaligen Verbündeten zu tun haben.

Der Schwerpunkt bei der Präsentation der drei spanischen Künstler lag folglich in der Regel auf ihrer Zeit in Frankreich, während ihre Integration in den spanischen Kontext bei uns weit gehend unbekannt blieb.⁴ Insofern sind auch diese Künstler aus einer deutschen Perspektive eher *Franzosen* oder zumindest *internationale* Künstler, deren Werk angeblich fast ohne spanische Bezüge verstanden werden kann. Die unmittelbare Folge ist, und da beißt sich die Katze in den Schwanz, dass Museumsleute, Ausstellungsmacher, Universitätsprofessoren beiderlei Geschlechts daher meinen, diese drei Künstler noch immer völlig ohne ein sachkundiges Studium der spanischen Sekundärliteratur einem größeren Publikum vermitteln zu können.

Chillidas Skulptur *Berlin* ist, wie gesagt, nicht repräsentativ für die Wertschätzung spanischer Kunst in Deutschland, aber vielleicht gerade deshalb hat der deutsche Umgang mit ihr durchaus symbolische Aussagekraft. Nicht nur, dass es eine heftige Kontroverse um ihre Anschaffung gab, bei der ein falscher Titel kursierte. Sie musste nach ihrer ersten Aufstellung vor dem Bundeskanzleramt auch noch einmal umgesetzt werden, weil sie an der gewählten Stelle nicht mit den Dimensionen des Bauwerkes korrespondierte. Es scheint, dass man von politischer Seite interessiert war, den berühmten Bildhauer Chillida für die eigenen Ziele zu instrumentalisieren, sich aber selbst in diesem Fall

³ Ich erwähne als ein Beispiel: Combalá, Victoria (1990): *El descubrimiento de Miró*. Barcelona: Ediciones Destino.

⁴ Wunderbar inszeniert, aber in dieser Hinsicht inhaltlich völlig misslungen war z.B. die Ausstellung *Buñuel! Auge des Jahrhunderts* (Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, Februar–April 1994). Positive Ausnahmen, wie sie sich in letzter Zeit häufen, lieferten dagegen die Übernahme der Ausstellung *El surrealismo en España* (Kunsthalle Düsseldorf, Februar–April 1995) und die Publikation Immenga, Silke (2000): *Picasso und Spanien. Kulturelle Identität als Strategie*. Frankfurt a. Main: Peter Lang.

vorher wenig über die Besonderheiten seines Werkes, insbesondere aber die Wirkung seiner Skulpturen informiert hatte.

1.2 Internationale oder auch spanische Parameter?

Nun könnte man fragen, was daran so wichtig ist, einerseits Chillida oder Tàpies oder andererseits Dalí, Miró und Picasso als Spanier zu identifizieren? Sind diese nationalen Kategorien nicht in einer globalen Welt längst obsolet geworden?

Tatsächlich spielen sie aber im kulturellen Feld weiter eine wichtige Rolle. Die großen biografischen Künstlerlexika nennen nach wie vor an erster Stelle die nationale Herkunft (Allgemeines Künstlerlexikon; Dictionary of Art). Überblicksausstellungen mit mehr als einem Künstler finden häufig unter Titeln statt, die auf die Nationalität der Präsentierten verweist. Als Norman Rosenthal mit der Royal Academy of Arts (London) 1985 seinen Zyklus großer nationaler Überblicksausstellungen konzipierte und in diesem Rahmen deutsche, italienische und englische Kunst zeigte, fragte man sich gleich, ob die Spanier unberücksichtigt blieben, weil sie nicht genug zu bieten hätten. Selbst die *Documenta* ist nicht ganz frei von nationalen Kategorien. Zwar werden im Kurzführer zur *Documenta 11* nur die Geburts- und Lebensorte angegeben, doch ist bei der Auswahl ganz offensichtlich, dass man sich bemüht hat, Kunstschaaffende aus möglichst vielen Ländern zu berücksichtigen. Das 1987 von Florian Matzner herausgegebene Künstlerlexikon mit Registern zur *Documenta 1* bis 8 gliedert dann auch im ersten Register nach „Land, Produkt(art) und Künstler“. Den Hintergrund liefern in all diesen Fällen natürlich ökonomische Gesichtspunkte. Große Lexikonprojekte und Überblicksausstellungen bringen Prestige und haben deshalb immer eine gute Chance, von nationalen Regierungen gefördert zu werden.

Doch es gibt noch einen weiteren Grund, der für nationale Kategorien spricht und der mir, anders als die vorausgegangen, wirklich bedenkenswert erscheint. Die einzelnen Länder haben in ihrer Kunst im Laufe der Jahrhunderte oft hinsichtlich der Technik und der Themen Schwerpunkte gebildet, die bis heute nachwirken.

In Spanien gab es zum Beispiel seit der Renaissance einen klaren Akzent auf der Malerei und der Skulptur. Architektur wurde meist als

eine reine Ingenieurleistung aufgefasst und die Druckgrafik spielte bis zur Zeit von Francisco Goya kaum eine Rolle. Lange Zeit sprach man zudem nicht von Spanien, sondern von der „Hispanischen Welt“, zu der neben den südlichen Niederlanden und großen Teilen Italiens auch bedeutende Gebiete in Übersee gehörten. Folglich haben viele Künstler in diesen Grenzen eine besondere „spanische Mischung“ vertreten, bei der meist spanische (von der Iberischen Halbinsel), niederländische und italienische Elemente verbunden wurden. Das betrifft unter anderem eine Reihe niederländischer Künstler, die in Lateinamerika unter spanischer Ägide gearbeitet haben oder auch eine so bekannte Figur wie Jusepe de Ribera, von dem kein einziges auf der Iberischen Halbinsel gemaltes Werk bekannt ist und der doch zu Recht als ein wichtiger Vertreter der *Spanischen Schule* gilt. Noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schließlich wurde handwerklichen Aspekten in der spanischen Kunst ungewöhnlich viel Raum gegeben und die Konzeptkunst stieß in Spanien in den siebziger Jahren auch deshalb auf so großen Widerstand, weil hier die Malerei ganz gegen den Trend noch immer deutlich Priorität genoss.

All dies sind spanische Parameter, die es zu bedenken gilt, wenn man irgendwo einen Überblick, zum Beispiel über die Kunst des 17. Jahrhunderts in den romanischen Ländern oder über die Kunst der 80er in der westlichen Welt, geben will. Spezifisch spanische Entwicklungslinien sollten in so einem Fall nicht als periphere Sonderwege abgegrenzt, sondern als Bereicherung empfunden und deshalb als ein nicht selten im positiven Sinne irritierender Faktor in allgemeine Kunstgeschichten integriert werden.

1.3 Entwicklungsphasen

Im Folgenden möchte ich nun kurz die wichtigsten Entwicklungsphasen im Dialog der bildenden Künste aus deutscher Sicht referieren. Dabei ist die Auswahl schon deshalb subjektiv, weil es natürlich unmöglich ist, an dieser Stelle alle Veranstaltungen zu berücksichtigen. Gemäß den Zielsetzungen des Symposiums lege ich den Schwerpunkt auf die Epoche nach 1975 und behandle die Zeit davor nur in einem einzigen Absatz. Ich gebe aber zu bedenken, dass die bisher fruchtbarste Phase des Austauschs auf unserem Feld mit Ursprüngen im 19. Jahr-

hundert zwischen den Weltkriegen lag. Das hatte vor allem den Grund, dass Deutschland nach 1918 in Europa politisch ziemlich isoliert da stand und sich deshalb bemühte, die Kontakte zu dem neutral gebliebenen Spanien auszubauen. Jonathan Brown, der in New York lehrende, derzeit vielleicht bekannteste Kunsthistoriker mit Schwerpunkt auf der spanischen Kunst, schrieb einmal ganz offen, dass er in seinen Literaturlisten die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg unberücksichtigt lässt. Das kann er gut tun, weil von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen die Forschung seines Landes bis 1945 wenig zum kunsthistorischen Spanienbild beigetragen hatte. Ganz anders stellt sich dies aus einer deutschen Perspektive dar, so dass man in gewisser Weise sogar sagen kann, die US-Amerikaner hätten die Deutschen nach dem Krieg auf dem Feld der Spanienforschung beerbt. In spanischen Publikationen übrigens finden sich deutsche Beiträge aus der Zeit vor 1945 bis heute ungewöhnlich häufig zitiert; ich nenne als Autoren nur Carl Justi, August L. Mayer und Georg Weise. Aufschlussreich ist auch, dass Brown selbst einen seiner ersten Artikel zu Velázquez noch 1964 in der deutschen *Zeitschrift für Kunstgeschichte* publiziert hat.

Von Justi bis 1975

Es stand nicht immer so schlecht um den deutsch-spanischen Kulturaustausch auf dem Feld der bildenden Künste. Die von Carl Justi mit seinem *Velázquez und sein Jahrhundert* (1888) begründete Tradition hatte vor allem in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg reiche Frucht getragen (Scholz-Hänsel 1990 und Hellwig 1996).⁵ Besonders August L. Mayer, ab 1920 Hauptkonservator an der Alten Pinakothek und außerordentlicher Professor an der Münchner Universität, genoss in Spanien für seine Publikationen hohe Anerkennung (Klein 1990). So besaß die deutsche Kunstgeschichte bei der universitären Ausbildung in Spanien

⁵ Ein besonders komplexes Beispiel bietet die Rezeption El Grecos in den deutschsprachigen Ländern: Klein, Peter: „El Greco's Burial of the Count of Orgaz and the Concept of Mannerism of the Vienna School, or: Max Dvorák and the Occult“. In: Hadjinicolaou, Nicos (Hrsg.): *El Greco of Crete*. Proceedings of the International Symposium. Iraklion: Municipality, S. 507–532.

lange einen guten Ruf. Führende Vertreter der Disziplin auf der Iberischen Halbinsel, zum Beispiel Diego Angulo Iníguez, hatten in Deutschland studiert (Arias Anglés 1995).

Mayer starb als deutscher Jude 1944 im Konzentrationslager. Andere an Spanien interessierte Kunsthistoriker hatten sich durch ihr Engagement für Nationalsozialismus und Franquismus für eine Fortsetzung ihrer Studien in der Nachkriegszeit desavouiert. Immerhin haben nach 1945 noch einige auf dem Feld der modernen und zeitgenössischen Kunst sehr erfolgreiche spanische Kunsthistoriker Teile ihres Studiums in Deutschland absolviert.

In Deutschland konzentrierten in den fünfziger Jahren jene, die den deutsch-spanischen Dialog wieder aufnehmen wollten, ihre Hoffnungen auf Halldor Soehner, der den 1963 erschienenen Katalog der *Spanischen Meister* für die Alte Pinakothek in München verfasste. Doch als er gerade zum Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen aufgestiegen war, verstarb er überraschend. Wer sich seitdem in Deutschland schwerpunktartig mit der spanischen Kunst beschäftigt, der kann davon nicht leben und braucht andere Felder zum Unterhaltserwerb.

Nach 1975: Wenig Überraschendes

Die deutschen kunstgeschichtlichen Spanien-Ausstellungen der siebziger und achtziger Jahre wurden – wahrscheinlich auch in Ermangelung deutscher Fachleute – noch fast ausschließlich auf der Iberischen Halbinsel konzipiert.⁶ Zwei Typen lassen sich unterscheiden:

1. Die politische Ausstellung, bei der der Katalog eine Anthologie historischer Texte enthält, die einen Bogen vom Bürgerkrieg bis zum Tode Francos spannen und die Kunst kaum eine eigene Würdigung erfährt.⁷

⁶ Wenn man sie einrechnen will, bildete die von Werner Hofmann konzipierte und 1980/81 gezeigte Ausstellung *Goya. Das Zeitalter der Revolutionen in der Hamburger Kunsthalle* eine sehr gelungene Ausnahme.

⁷ *Katalanische Kunst des 20. Jahrhunderts* 1978 in Berlin und *Für Spanien 1936/1986* in Bochum.

2. Die reine Kunstausstellung, die wiederum weit gehend ahistorisch den spanischen Kontext ausblendet. Ein besonders markantes Beispiel für den letzten Fall bildete die Schau *Spanische Bilder*, die 1987 von der Welle der *Movida* getragen zunächst im Hamburger und dann im Stuttgarter Kunstverein gezeigt wurde. Die deutschen Ausstellungsmacher hatten kein Problem, bei uns als eigene Auswahl zu präsentieren, was die Galeristin und ARCO-Gründerin Juana de Aizpuru wenig später in einem Interview gegenüber dem spanischen Publikum, wahrscheinlich ganz zu Recht, als ihre Leistung reklamierte.

Um 1990: Ein vielfältiger Neubeginn

1988: Gründung der Carl Justi-Vereinigung:

Während die angelsächsische Kunstgeschichte seit den 60er Jahren erfolgreich das in Deutschland verwaist gelassene spanische Feld bestellte, erfolgte eine ernsthafte Wiederbelebung des deutsch-spanischen Dialoges im Bereich der bildenden Kunst bei uns erst in den achtziger Jahren, und ich darf hier als ein wichtiges Datum die Gründung der *Carl Justi-Vereinigung e.V. zur Förderung der kunstwissenschaftlichen Zusammenarbeit mit Spanien und Portugal* 1988 in Marburg hervorheben (Mitteilungen der Carl Justi-Vereinigung 1988 [1988 und 1989 noch als *Briefe* erschienen] und Karge 1999). Diese Organisation hat seitdem nicht nur jedes Jahr einen Kongress zum Thema veranstaltet, sondern ebenso zahlreiche Publikationen und sogar eine eigene Buchreihe initiiert: *Ars Iberica* (Vervuert Verlag, Frankfurt a.M.). Ein besonderes Ereignis war die von der *Carl Justi-Vereinigung* angeregte und von einer studentischen Projektgruppe konzipierte und ausgeführte Wanderausstellung *Barcelona. Tradition und Moderne*, die 1992/93 in Berlin, Marburg und Kiel Station machte und an der auch junge Kunstschaffende von der Kunsthochschule in Barcelona teilnahmen. 1999 organisierte die *Carl Justi-Vereinigung* auf Einladung von Tomás Llorens erstmals auch einen Kongress in Spanien und zwar im *Museo Thyssen-Bornemisza* unter dem Titel: *Von der Reform zur Avantgarde / Del regeneracionismo a las vanguardias*.⁸ Informationen zu alten und neuen Aktivitäten der *Carl Justi-Vereinigung* bietet die Website:

1991: Frankfurter Buchmesse mit Schwerpunktthema Spanien:

1991 gab es im Hinblick auf das Spanienjahr 1992 – Madrid war Kulturhauptstadt, Barcelona Austragungsort der Olympischen Spiele und Sevilla Schauplatz einer Weltausstellung – einen entsprechenden Länderschwerpunkt auf der Frankfurter Buchmesse, der sowohl Ausstellungen wie auch Publikationen zum Thema der spanischen Kunst in ungewöhnlicher Fülle hervorbrachte: u.a. Hänsel/Karge 1992; Karge, 1991; Scholz-Hänsel, 1991; Reindl/Rivet, 1992. Wer in Deutschland bereits in diesem Bereich gearbeitet hatte, konnte sich nun vor Verlagsanfragen kaum retten. Doch wurden die produzierten Bücher zum Teil schon im nächsten Jahr wieder verramscht. Bei den für Frankfurt konzipierten Ausstellungen und Katalogen handelte es sich zudem erneut fast ausschließlich um Importprodukte, denen kein wirklicher deutsch-spanischer Dialog vorausgegangen war. Die einzige löbliche Ausnahme bildete eine Schau, die ihre Tore ebenfalls im selben Jahr, aber in Berlin öffnete: die Neue Gesellschaft für bildende Kunst präsentierte *Spanien* (Staatliche Kunsthalle) im Rahmen des Projektes *Kunst, Europa. 63 deutsche Kunstvereine zeigen Kunst aus 20 Ländern*.

Trotzdem hatte sich nach Frankfurt das Klima verändert, so dass sich die neuen politischen Kontakte zwischen Spanien und Deutschland endlich auch im Bereich der bildenden Künste niederschlagen konnten. Neben der Europäischen Union denke ich hier auch ausdrücklich an die Partnerschaft der reichen Regionen Katalonien und Baden-Württemberg, die zwar weniger bekannt ist, aber sich für den kulturellen Dialog durchaus fruchtbar zeigte.⁹

1993: Erstes Instituto Cervantes in Deutschland:

Mein Eindruck ist, dass vor diesem Hintergrund der Ausbau des Instituto Cervantes in München genau im richtigen Augenblick begann. Die

⁸ Es gibt eine Publikation der Vorträge des Madrider Kongresses als Sonderheft der *Mitteilungen der Carl Justi-Vereinigung*.

⁹ Erwähnen möchte ich nur zwei Ausstellungen der Städtischen Kunsthalle Mannheim, die durch die Partnerschaft ermöglicht wurden: *Die spanische Kunst in den Sammlungen der Fundació Caixa de Pensions* (1989) und *Jaume Plensa* (1997).

bereits vorhandenen Initiativen wurden nun aufgegriffen und von spanischer Seite gefördert (so die Arbeit der *Carl Justi-Vereinigung*). Damit wurde eine ganz wesentliche Verbesserung des deutsch-spanischen Dialoges im Bereich der bildenden Kunst erreicht und doch, so würde ich einschränkend behaupten, ist im Vergleich mit Frankreich oder Italien der Durchbruch noch nicht geschafft.

Dies zeigt meiner Ansicht nach besonders deutlich der Umgang mit den Alten Spanischen Meistern. Denn obwohl es bedeutende Sammlungen der Maler des *Siglo de Oro* in Berlin, Dresden, München und Köln gibt, um nur die wichtigsten Städte zu nennen, ist doch keine der großen Wanderausstellungen, die seit den achtziger Jahren vom Prado organisiert wurden, in Deutschland zu Gast gewesen: *Zurbarán* war 1988 in Paris, New York und Madrid, *Ribera* 1992 in Madrid, Neapel und New York, aber nicht in Deutschland zu sehen, um nur zwei Beispiele zu nennen. Ein wichtiger Grund ist darin zu suchen, dass es an unseren Museen fast keine Kustoden für die *Spanische Schule* gibt und diese meist von Italienfachleuten mitbetreut wird oder auswärtige Kräfte Zeitverträge erhalten. So steht niemand bereit, der sich für anspruchsvolle Projekte auf diesem Feld engagieren könnte.

Wir müssen bis 1982 zurückgehen, um auf eine repräsentative Schau Alter Spanischer Meister in Deutschland zu stoßen. *Von Greco bis Goya. Vier Jahrhunderte Spanische Malerei* wurde damals in München und Wien gezeigt. Doch selbst diese Kooperation deutschsprachiger Länder bei der Vermittlung spanischer Kunst scheint ohne Fortsetzung zu bleiben: 2001 fand die bedeutende Ausstellung *El Greco* nur noch in Wien statt.

Allerdings deutet sich nun beim Transfer der Maler des *Siglo de Oro* ein gewisser Wandel an. Eine erste repräsentative Auswahl fand sich bezeichnenderweise 1988/89 zunächst nur als Annex *Reni und Spanien* in der Ausstellung eines italienischen Künstlers: *Guido Reni und Europa: Ruhm und Nachruhm* (Schirn Kunsthalle Frankfurt). Erst jetzt, da die spanische Regierung unter Ministerpräsident José María Aznar dem Prado und damit den Alten Meistern in ihrer Kulturpolitik besondere Priorität eingeräumt hat, häufen sich die Beispiele. In diesem Zusammenhang war zum Jahreswechsel 1999/2000 die Ausstellung *Museo Nacional del Prado zu Gast in Bonn. Velázquez, Rubens, Lorraine. Malerei am Hofe Philipps IV.* (Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland) zu sehen, zu der auch ein Symposium

stattfand. Allerdings macht hier schon der Titel „Velázquez, Rubens, Lorraine“ deutlich, dass es nicht vorrangig um eine Neubewertung der spanischen Kunstgeschichte ging. 2001 folgte die Ausstellung *Murillo – Kinderleben in Sevilla* (Alte Pinakothek, München).

Auch bei Francisco Goya scheint das deutsche Publikum nun endlich für reif befunden, aktuelle Fragen ohne größere Verspätungen vermittelt zu bekommen: kursiert doch hartnäckig das Gerücht, dass in Berlin demnächst eine Ausstellung zu dem in Spanien bereits heftig diskutierten neuen Œuvrekatalog stattfinden soll. Obwohl bei uns fast jährlich eine Goya-Ausstellung eröffnet, ist doch der Anschluss an die aktuelle Forschung bisher nicht erreicht worden, denn auch das Image dieses Künstlers wird in Deutschland noch heute, nicht viel anders als im Falle von Dalí, Miró und Picasso, stark von (oft anti-spanischen) Klischees belastet.

Es darf als ein besonderes Verdienst des Könemann-Verlages gelten, den neuen Aufbruch im Dialog der bildenden Künste zwischen Spanien und Deutschland durch eine Reihe anspruchsvoller Veröffentlichungen mit sehr gutem Abbildungsmaterial begleitet zu haben. Denn es zeigte sich immer als ein gravierender Nachteil, dass den interessierten deutschen Lesern im Vergleich zu anderen nationalen Kunstgeschichten auf dem spanischen Feld der spanischen Kunstgeschichte meist nur relativ schlechtes Abbildungsmaterial zur Verfügung stand. Ich erwähne hier die Bände: *Die Geschichte der spanischen Kunst* (1996); *Katalonien: Kunst. Landschaft. Architektur* (2000) und *Spanien: Kunst. Landschaft. Architektur* (2001). Leider wurden all diese Bücher inzwischen veramscht und kam auch die als anspruchsvolles Pendant zu den *Italienischen Meistern* konzipierte Reihe *Spanische Meister* nicht über eine Monografie zu *Jusepe de Ribera* (2000) hinaus. Haben wir es hier schon wieder mit einem Rückschlag zu tun oder wird – hoffentlich – ein anderer Verlag in die Bresche springen?

Jahrtausendwende: Zwei aktuelle Beispiele

In den vergangenen Jahren offerierte man dem deutschen Publikum mit Blick auf die Jahrtausendwende gleich zwei große Überblicksausstellungen zur spanischen Kunst nach 1939: die Schau *Spanische Kunst am Ende des Jahrhunderts* im Museum Würth in Künzelsau-Gaisbach im

Jahr 1999 und *Big Sur. Neue Spanische Kunst* im Hamburger Bahnhof in Berlin im Jahr 2002.

Wer beide Veranstaltungen gesehen hat, dem bot sich zum ersten Mal in Deutschland die Gelegenheit, unterschiedliche Positionen innerhalb der spanischen Kunst, aber auch der spanischen Kunstgeschichte kennen zu lernen. Zwar erhoben beide Ausstellungen den Anspruch einer kritischen Auseinandersetzung mit der *Epoche des Enthusiasmus*, doch gab es bei der Auswahl überraschenderweise keinerlei Überschneidungen. *Spanische Kunst am Ende des Jahrhunderts* setzte mit zehn Künstlern den Akzent auf Klassiker wie Tàpies und Chillida und offerierte als Ausblick nur einzelne individuelle Positionen. *Big Sur* dagegen behauptete, die sechzehn ausgewählten Künstler ständen für eine ganze Generation, die sich für ihre neuen Themen auch veränderter Medien bedient.

Typisch für den deutsch-spanischen Dialog im alten, negativen Sinne war, dass die Ausstellung, die den spanischen Kontext ausdrücklich thematisierte, nämlich *Spanische Kunst am Ende des Jahrhunderts*, an der Peripherie der deutschen Ausstellungslandschaft stattfand. Ein positives Signal in unserem Sinne kam dagegen von *Big Sur*: Nicht nur, dass man die Ausstellung in Berlin an einer guten Adresse für zeitgenössische Kunst präsentierte, sondern sie wurde auch von zwei Kuratoren, einem deutschen und einem spanischen, gemeinsam organisiert, und ihre Katalogbeiträge verraten einen vorab realisierten Austausch.¹⁰

Big Sur gehörte zum offiziellen Kulturprogramm anlässlich der spanischen EU-Ratspräsidentschaft. Und wir gehen sicher nicht falsch, wenn man in diesem Ereignis auch den Hintergrund für das besonders reiche Angebot weiterer Veranstaltungen im Jahre 2002 sieht. Ich erwähne unter anderem noch die Ausstellungen: *Eduardo Chillida und Antoni Tàpies* (Guggenheim Berlin), *Joan Miró: Schnecke Frau Blume Stern* (Stiftung museum kunst palast, Düsseldorf), *Goya – Die graphischen Zyklen* (Josef Albers Museum, Quadrat Bottrop – Moderne Galerie, Bottrop), *Antonio Gaudí: eine polyedrische Vision* (Instituto Cervantes, München).

¹⁰ Ein Teil der deutschen Presse hat bei der Ausstellung allerdings zu Recht das Fehlen vor allem politisch arbeitender Künstler beklagt, die in Spanien weiterhin eine wichtige Gruppe bilden. Auch dies ein Beweis für die gewachsene Kenntnis über das Partnerland.

2. Weiterführende Perspektiven

Abschließend möchte ich nun thesenartig kurz die Desiderata benennen, die unter Berücksichtigung von Bestandsaufnahme und Problemlage Vorrang haben müssten, wenn im Bereich der bildenden Kunst der deutsch-spanische Dialog eine weiterführende Perspektive erhalten soll. Es geht mir zunächst um drei Punkte, die organisatorische Fragen betreffen und des Weiteren noch um einen thematischen Aspekt, der auch auf Aktivitäten des kulturellen Austausches mit Spanien in anderen Ländern rekurriert.

2.1 Organisation

1. An die Stelle der bereits in Spanien fertig geschnürten oder über Drittländer vermittelten bloßen Kunstimporte sollte ein direkter Dialog treten, der auf alle Bereiche der bildenden Kunst auszudehnen wäre. Dabei sollten neben den besonderen spanischen Parametern auch die speziellen deutschen Vorurteile gegenüber der spanischen Kunst Berücksichtigung finden (Beispiel: die Ausstellung *Big Sur*).
2. Ein wichtiges Ziel des Dialoges sollte es sein, dem Partnerland auch Einblick in die Vielfalt der heimischen Positionen zu geben. Nicht ein harmonisches, marktgerechtes Image, sondern gerade auch die im Land herrschenden kontroversen Diskussionen müssten Gegenstand des Austauschs sein (Beispiel: Chillida *und* Oteiza).
3. Für die Pflege dieses Dialoges sollten Rahmenbedingungen geschaffen werden, die an die Stelle schnell vergessener Events größere Kontinuität setzen (Beispiel: die Gründung eines Institutes für deutsch-spanische Studien in Madrid nach dem Modell der *Casa de Velázquez*, wie es im Anschluss an das Symposium gefordert wurde).

2.2 Themen

Bei einer Durchsicht spanischer Publikationen fällt auf, dass in Überblicksartikeln, die die Präsenz spanischer Kunst im Ausland seit 1975 resümieren, in der Regel keinerlei Ausstellungen in Deutschland zur Sprache kommen, obwohl es, wie wir sahen, solche gab. Ein Grund ist

sicher darin zu suchen, dass in thematischer Hinsicht hier kaum neue Perspektiven eröffnet wurden. Es gibt bisher kein einziges deutsches Pendant zur Spanien-*Europalia* (1985 in Belgien), zu *Fünf Jahrhunderte spanischer Kunst* (1987 in Paris), zu *Die Kunst des mittelalterlichen Spaniens 500-1200* (1993/4 in New York¹¹) und zu *Velázquez in Sevilla* (1996 in Edinburgh), um nur einige Beispiele zu nennen.

In Anlehnung an diese und weitere wichtige Austausch-Projekte anderer Länder mit Spanien sollten auch bei uns stärker der besondere spanische Kontext und die für die Entwicklung der bildenden Kunst in Spanien charakteristischen Parameter Berücksichtigung finden. *Spanien ist nicht anders*, wie der Franquismus meinte, aber in einer besonderen Art verschieden von Deutschland. Darin liegt für mich denn auch der eigentliche Reiz der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen im europäischen Kontext.

Bibliografie

Arias Anglés, Enrique (Hrsg.) (1995): *Historiografía del arte español en los siglos XIX y XX*. Departamento de Historia del Arte „Diego Velázquez“. Centro de Estudios Históricos. VII Jornadas de Arte. Madrid: Editorial Alpuerto.

Hänsel, Sylvaine und Karge, Henrik (Hrsg.) (1992): *Spanische Kunstgeschichte. Eine Einführung*, 2 Bde. Berlin: Dietrich Reimer.

Hellwig, Karin (1996): „Neu und unerforscht: Carl Justi entdeckt Spanien für die deutsche Kunstgeschichte“. In: Noehles-Doerk, Gisela (Hrsg.) (1996): *Kunst in Spanien im Blick des Fremden*. Frankfurt a. M.: Vervuert Verlag, S. 201–219.

Karge, Henrik (1999): „Ein Forum für Forschungen und wissenschaftlichen Austausch – Ein Rückblick auf die ersten zehn Jahr der Carl-Justi-Vereinigung“. In: *Mitteilungen der Carl Justi-Vereinigung*, 11, S. 3–9.

¹¹ In diesem Fall gab es allerdings auch nur den Katalog, weil die Ausstellung im letzten Augenblick scheiterte.

Karge, Henrik (Hrsg.) (1991): *Vision oder Wirklichkeit. Die spanische Malerei der Neuzeit*. München: Klinhardt & Biermann.

Klein, Peter (1990): „August L. Mayer“. In: Bayerische Akademie der Wissenschaften/Historische Kommission (Hrsg.): *Neue Deutsche Biographie*, XVI.

Mitteilungen der Carl Justi-Vereinigung e. V., 1. Jg., 1988 ff.

Noehles-Doerk, Gisela (Hrsg.) (1996): *Kunst in Spanien im Blick des Fremden*. Frankfurt a. M.: Vervuert Verlag.

Reindl, Uta M. und Rivet, Gabriele (Hrsg.) (1992): *Kunst in Spanien*, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Scholz-Hänsel, Michael (1990): „Justi und Greco. Ein altes Missverständnis aus der Perspektive neuer Dokumente“. In: *Kunstchronik*, 43, S. 489–494.

Scholz-Hänsel, Michael (1991): *El Greco. Der Großinquisitor. Neues Licht auf die Schwarze Legende*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Scholz-Hänsel, Michael (1995): „El Historiador del arte como mediador en el discurso intercultural: La recepción de El Escorial en Alemania y su influencia en el debate español“. In: Arias Anglés, Enrique (Hrsg.) (1995): *Historiografía del arte español en los siglos XIX y XX*. Departamento de Historia del Arte „Diego Velázquez“. Centro de Estudios Históricos. VII Jornadas de Arte. Madrid: Editorial Alpuerto, S. 111–122.

Scholz-Hänsel, Michael (2000): „Madrid nach der ‘Movida’: künstlerische Kontroversen um figurative und konzeptuelle Kunst vor dem Hintergrund eines Regierungswechsels“. In: Held, Jutta (Hrsg.): *Metropolenkultur. Kunst und Kulturpolitik der 90er Jahre in den Zentren der Welt*. Weimar: VDG, S. 209–226.

Klaus Eder

Anmerkungen zu den deutsch-spanischen Film-Beziehungen

1983 kam Carlos Sauras Tanz-Film *Carmen* in die deutschen Kinos. Der Film, der Prosper Mérimées Novelle spielerisch in Tanz verwandelte, hatte einen rauschhaften Erfolg. Eine ganze Generation von Jungen und Mädchen erfreute sich an Antonio Gades und Laura del Sol, nahm Flamenco-Unterricht und buchte Ferien-Reisen nach Andalusien. Nie wieder hatte ein spanischer Film so großen Erfolg in Deutschland, auch nicht Pedro Almodóvar zu seinen besten Zeiten.

Das lag auch daran, dass der Film den Nerv der Zeit traf. 1982 war Rainer Werner Fassbinder gestorben. Das junge, neue deutsche Kino, der Autorenfilm der späten sechziger und der siebziger Jahre, der verbunden war mit Namen wie Alexander Kluge, Werner Herzog, Fassbinder, Wim Wenders, war an einem Ende angekommen, hatte ausgedient. 1985 war Doris Dörries *Männer* erfolgreich und läutete einen Boom harmlos-netter Komödien ein. Das Verständnis von Kino wandelte sich. Eine neue, junge Generation von Zuschauern erwartete nicht mehr Reflexion, Nachdenken, gar Erinnerung an die Vergangenheit. Sie erwartete Unterhaltung. Von einem Instrument zur Erkundung von Wirklichkeit wandelte sich das Kino zu Beginn der achtziger Jahre zu einem Konsumartikel. Da kam ein Film wie *Carmen* gerade recht. Er passte in die Zeit.

Carlos Saura war zu diesem Zeitpunkt in Deutschland kein Unbekannter mehr. Einige seiner Filme hatten die Filmkunst-Kinos erreicht, *Los golfos* (Die Straßenjungen, 1962) und *La caza* (Die Jagd, 1966) darunter. Seine sensiblen Analysen der spanischen Familie in Zeiten von Francos Diktatur, wie *Ana y los lobos* (Anna und die Wölfe, 1973) und *Cría cuervos* (Züchte Raben, 1975), wurden im Fernsehen gezeigt. Die Sprache, die Saura dafür fand, blieb jedoch weit gehend unverstanden: eine indirekte Sprache der Verschlüsselung eher als der Offenlegung, zum Metaphorischen und Surrealen tendierend. Mit dieser indirekten Art, etwas zu sagen, ohne es auszusprechen, gab es in Deutschland keine Erfahrung. Unverstanden blieb damit auch, dass sich Carlos

Saura in seinen Tanz-Filmen von den Fesseln einer verschlüsselten Ästhetik befreite, und dass Filme wie *Bodas de sangre* (Bluthochzeit, 1981) und *Carmen* den Aspekt eines Aufatmens nach Jahren der Diktatur hatten. Beide Filme wurden in Deutschland ohne diesen politischen Zusammenhang gesehen. Man nahm sie für „typisch spanisch“ und erfreute sich an ihren touristisch-folkloristischen Aspekten.

Das ist nicht ungewöhnlich. Beim Überschreiten von Grenzen erfahren Filme nicht selten überraschende Veränderungen. Jedes Land hat einen anderen Blick auf Filme. Manche Filme überschreiten die Grenzen nie – nicht weil sie zu schlecht oder zu uninteressant wären, sondern weil sie jenseits der Grenzen nicht verstanden werden. Das gilt besonders für Komödien. In den späten achtziger Jahren lachte das deutsche Publikum über die einheimischen Komödien, die in der Nachfolge von *Männer* entstanden. Im Ausland lachte niemand über diesen deutschen Humor; die Filme blieben unverkäuflich. Und umgekehrt: Unter den wenigen spanischen Filmen, die deutsche Kinos erreichten, findet sich kaum eine Komödie (Almodóvar einmal abgerechnet).

Aber fangen wir von vorne an. Um nur ein wenig zu übertreiben: Der einzige spanische Regisseur, der in Deutschland einen gewissen Bekanntheitsgrad hat, ist Luis Buñuel – der die meisten seiner Filme nicht in seiner Heimat drehte (sondern in Frankreich und Mexiko). Außerdem, seit seinem Erfolg mit *Mujeres al borde de un ataque de nervios* (Frauen am Rand eines Nervenzusammenbruchs, 1988), Pedro Almodóvar, den man, weil er gleichermaßen unbürgerlich auftrat, den „Fassbinder Spaniens“ nannte. An Carlos Saura, dessen jüngste Filme die Kinos allerdings kaum mehr erreichten, erinnert man sich vielleicht gerade noch. Von Julio Medem waren zwei Filme zu sehen, *Los amantes del círculo polar* (Die Liebenden des Polarkreises, 1998) und *Lucía y el sexo* (Lucia und der Sex, 2001), wenigstens in einigen Filmkunst-Kinos der großen Städte. Und man kennt natürlich Schauspieler wie Antonio Banderas oder Penélope Cruz – mehr allerdings aus ihren amerikanischen als aus ihren spanischen Filmen. Selbst für ein Publikum, das sich für die spanische Sprache und Kultur interessiert (und begeistert alle möglichen Volkshochschul-Kurse zum Thema Spanien belegt), gibt es wenig Möglichkeiten, regelmäßig neuere spanische Filme zu sehen. Zwar nehmen jedes Jahr auch spanische Filme am Wettbewerb auf der Berlinaleteil, darunter Filme von Gerardo Herrero, Vicente Aranda, Fernando Trueba, zwar finden sich spanische Filme ge-

gelegentlich auch im Programm anderer Festivals, aber für die Kino-Szene in Deutschland blieb dies folgenlos.

Anders herum mag es ein wenig besser sein. Im deutschen Kino gab es eine Periode, die im Ausland auf Interesse stieß: der deutsche Autofilm der sechziger und beginnenden siebziger Jahre. Manch einer, nach dem deutschen Kino gefragt, mag heute noch immer mit Fassbinder, Herzog, Wenders, Schlöndorff antworten, und vielleicht aus jüngerer Zeit noch Tom Tykwer mit *Lola rennt* hinzufügen. Zudem gibt es in Madrid ein jährliches kleines Festival mit neuen deutschen Filmen, ausgerichtet von der Export-Union, der Außenvertretung des deutschen Films (leider fehlt dem spanischen Kino eine vergleichbare Institution zur Propagierung seiner Filme im Ausland). Das große Festival von San Sebastián, eines der großen Ereignisse der Filmwelt in Europa, nimmt regelmäßig deutsche Filme ins Programm, allerdings wird man kaum sagen können, das deutsche Kino habe in San Sebastián je mehr als eine periphere Rolle gespielt.

Der Blick auf San Sebastián und die anderen spanischen Festivals in Valladolid, Huelva, Huesca, zeigt, dass ein prioritäres filmisches Interesse nicht den europäischen Ländern gilt, und schon gar nicht Deutschland, sondern Lateinamerika, der Filmkunst des spanischen und portugiesischen Sprachraumes. Die filmischen Beziehungen zwischen Spanien und Lateinamerika haben Tradition. Es gab und gibt viele Koproduktionen, vor allem das spanische Fernsehen hat sich über Jahrzehnte hinweg in Lateinamerika engagiert – ein Engagement, das dem Kino in Argentinien oder Mexiko in schwierigen Zeiten zu überleben half. Spanien nimmt eine Brücken-Funktion ein in den Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika. Das ist gut, und es ist wichtig. Es zeigt aber auch, dass Spanien nach langen Franco-Jahren der Isolation noch immer Schwierigkeiten hat, sich ins europäische Kino zu integrieren. Gelegentlich werden Filme zusammen mit französischen Partnern gemacht. Koproduktionen mit Deutschland kommen eher nur zufällig vor. Wer die Programme der großen Festivals studiert, in Cannes, Berlin, Venedig, wird feststellen, dass spanische Filme zwar eingeladen werden, aber keineswegs zur Selbstverständlichkeit gehören (wie beispielsweise das italienische Kino in Cannes oder das französische Kino in Berlin). Pedro Almodóvar hat damit kein Problem, der Triumph seiner beiden letzten Filme *Todo sobre mi madre* (Alles über meine Mutter, 1999) und *Hable con ella* (Sprich mit ihr, 2002) begann

bei Festivals. Aber dann? Selbst der seinerzeit rührigen Filmemacherin und Kulturministerin Pilar Miró gelang es nicht, im Filmbereich beständige Beziehungen zu anderen europäischen Ländern aufzubauen. Das FilmFest München widmete Luis Aragón 1987 eine Retrospektive, die folgenlos blieb. Víctor Erice, der vielen als einer der größten europäischen Regisseure gilt, hatte einen einzigen Festival-Auftritt, nämlich 1992 mit *El sol del membrillo* (Das Licht des Quittenbaums). Spanien hat es dabei noch besser als Deutschland, denn fast Jahrzehnte lang wurde das deutsche Kino von den großen internationalen Festivals ignoriert. Wenigstens das haben die beiden Länder gemeinsam: die Erfahrung, wie mühsam es ist, mit einheimischen, nationalen Filmen internationale Aufmerksamkeit zu gewinnen, gar ein Kino-Publikum. Dass spanische oder deutsche Filme wie die von Luis García Berlanga, Juan Antonio Bardem, Volker Schlöndorff bei den großen Festivals Preise gewannen, liegt Jahrzehnte zurück. Erst in jüngster Zeit scheint sich das zu ändern, mit Pedro Almodóvar und mit dem Oscar für Caroline Links Afrika-Film *Nirgendwo in Afrika*. Die Schwierigkeit, mit nationalen Filmen ein internationales Publikum zu gewinnen, ist geblieben.

Noch eine gemeinsame Erfahrung gibt es. Die Dominanz des amerikanischen Kinos ließ und lässt die Marktanteile eigener, nationaler Filme bitter zusammenschrumpfen. In beiden Ländern hat man zeitweise falsch darauf reagiert, indem man versuchte, die Erfolgs-Rezepte Hollywoods nachzuahmen und ein eigenes Genre-Kino zu schaffen. Man übersah, dass Hollywood-Unterhaltung am besten von Hollywood gemacht wird. Erst in letzter Zeit hat sich in beiden Ländern eine jüngere Generation von Filmemachern daran gemacht, eigene Stoffe und Erzählweisen zu erproben. Der Anteil von Debüts unter den neuen Filmen ist in beiden Ländern erstaunlich hoch. Ob sich diese Filme, wie etwa Wolfgang Beckers melancholische DDR-Komödie *Good Bye, Lenin!*, ins Ausland vermitteln lassen, muss sich erst noch zeigen.

Die Situation ist paradox. Da bauen Politiker ein vereintes Europa auf. Wer von Spanien nach Deutschland reist, braucht keinen Pass mehr und muss kein Geld mehr wechseln. Aber von unseren Nachbarn wissen wir wenig – Impressionen aus dem Urlaub, bestenfalls; Spanien, auf die Dimensionen von Mallorca verkleinert. Dabei ist der Film wie kein anderes Medium dazu geeignet, uns einander bekannt zu machen. Die Filme Pedro Almodóvars sind ja nicht nur gefragt, weil es gute, ei-

genwillige, originäre Filme sind, die ein Publikum auch außerhalb Spaniens emotional berühren. Sie teilen auch etwas mit über das Land, die Sprache, die Kultur, den Alltag, über die Menschen, wie sie fühlen und denken, wie sie mit Konflikten umgehen. Und umgekehrt ist Tom Tykwers *Lola rennt* ein Film auch über Berlin und über ein Lebensgefühl, und Sandra Nettelbecks *Bella Martha* stellt einen zutiefst deutschen Charakter (die Köchin Martha, gespielt von Martina Gedeck) vor. Man kann aus diesen Filmen etwas lernen über die Nachbarn, mit denen wir unterm selben europäischen Dach leben.

Deutsch-spanische Film-Beziehungen? Es gibt sie nicht. Es gibt sie allenfalls punktuell: bei Festivals und Filmwochen. Die beiden Länder sind zwar nur zwei Flugstunden voneinander entfernt, aber die sind manchmal länger als der Weg nach New York oder Los Angeles. Wie lassen sich die Entfernungen verkürzen? Das bleibt so lange eine schwierige Frage, als der Film als Ware und Konsum-Artikel gilt, der überhaupt nur dann auf den Markt gelangt, wenn er Aussichten auf einen kommerziellen Erfolg verspricht. Die Nische für alles, was nicht amerikanisch ist, für europäisches, lateinamerikanisches, asiatisches Kino also, ist ohnehin klein geworden, in beiden Ländern – ein, zwei spanische Filme erreichen im Jahr die deutschen Kinos, und umgekehrt (wenn überhaupt). So lange aber wirtschaftliche Gesichtspunkte die entscheidende Rolle spielen, ist die Lage hoffnungslos: Weder in Spanien noch in Deutschland werden die Bestseller produziert, die sich problemlos international verkaufen ließen. Das hätte die Film-Industrie zwar gern, aber das funktioniert so nicht.

Es wäre wünschenswert, den Film weniger unter wirtschaftlichen Aspekten und mehr als kulturellen Ausdruck zu sehen. Dann gäbe es Berührungspunkte. Haben nicht beide Länder vergleichbare historische Erfahrungen mit einer Diktatur machen müssen? Bei aller Verschiedenheit des Films unter Franco und unter Hitler: Liegen nicht gerade da vergleichbare gesellschaftliche Erfahrungen vor, wäre es nicht interessant zu erfahren, wie Filmemacher, wie Intellektuelle im andern Land damit umgingen, in den Jahren und Jahrzehnten danach? Hat nicht eine Generation heute älterer Regisseure ihre Kindheit im Faschismus erlebt? Und jüngere Filmemacher, die Generation von heute: Haben sie nicht vergleichbare Schwierigkeiten, eine vergleichbare Wirklichkeit filmisch in den Griff zu kriegen? Mit solchen Fragen beginnt die Diskussion um einen europäischen Film und nicht mit regierungsamtlichen Abkommen zur Koproduktion.

Sandra Nettelbecks Film *Bella Martha* war 2003 für einen Goya nominiert, den nationalen spanischen Filmpreis (das Gegenstück zum Berliner Deutschen Filmpreis). Das allein macht zwar noch keine deutsch-spanischen Film-Beziehungen. Wir wollen aber freundlich genug gesonnen sein, um dies als ein Zeichen dafür zu nehmen, dass sich vielleicht ja doch noch etwas in Bewegung setzen lässt. Uns allen ist mehr Neugier zu wünschen auf die Nachbarn und ihr Leben.

Hispanistik und Germanistik

Jordi Jané

Profil der spanischen Germanistik

Die spanische Germanistik ist verhältnismäßig jung, und dies kann je nach Einschätzung positiv oder negativ bewertet werden. Für uns spanische Germanisten gilt jedoch nicht der Spruch, der in Deutschland nach 1968 bekannt wurde: „Unter den Talaren steckt der Muff von über tausend Jahren.“ Die ersten Ansätze unserer Germanistik erschienen um die Mitte des 20. Jahrhunderts, und nach und nach verbreitete sich diese an den spanischen Universitäten, vielleicht zunächst noch mit einigen Gepflogenheiten der alten deutschen Germanistik, die ja Modell gestanden hatte, aber in der Sprache der Informatik könnte man sagen, dass wir uns bereits in der zweiten oder dritten Generation befinden.

Ohne übertriebenen Optimismus glaube ich behaupten zu können, dass sich das Niveau sowohl der Sprache wie auch der üblichen Fächer der Germanistik gehoben hat, verglichen mit den Erfahrungen, von denen der Kollege Hans-Jörg Neuschäfer berichtet hat.

In den fünfziger Jahren wurde Germanistik an drei Universitäten eingeführt, nämlich in Salamanca, Madrid und Barcelona; inzwischen wird sie außerdem an vier weiteren angeboten: in Sevilla, Santiago de Compostela, Valladolid und Valencia, und in der Universität des Baskenlandes wird sie zurzeit eingerichtet. Die Zahl der Germanisten ist dementsprechend gewachsen und beträgt – Personalstand 2001 – an den Universitäten 7 Lehrstuhlinhaber und 57 Professoren, an den *Escuelas Universitarias* 5 Lehrstuhlinhaber und 17 Professoren, zu denen noch eine Zahl von nicht beamteten Dozenten zu rechnen ist, die von Universität zu Universität stark abweicht.¹ Fast alle Universitäten mit

¹ Secretaría General del Consejo de Universidades. <http://www.mec.es/cgi-bin/search>. Für nähere Angaben siehe Acosta 1997, Guttack 1997 und Siguan 1998.

Hauptfach Germanistik verfügen über eine/n Lektor/in des DAAD, einige, außerdem, über eine/n österreichische/n Lektor/in. Auf den erfolglosen Versuch, Anglo-Germanistik einzuführen, komme ich später zurück. Zahlreiche Universitäten bieten Literatur und Deutsch als zweite Sprache an, dies hat aber mit dem deutschen System von Haupt- und Nebenfach nichts zu tun, sondern mit dem so genannten „Pflichtfach einer zweiten Sprache und Literatur“ für alle philologischen Studiengänge, das vom Ministerium auferlegt wurde; die entsprechenden Dozenten werden normalerweise in den Instituten für Anglistik oder Anglo-Germanistik integriert. Einige wenige dieser Institute verfügen auch über eine/n DAAD Lektor/in.

Andererseits gibt es die neueren Übersetzungs- und Dolmetscherfakultäten, in denen auch Deutsch angeboten wird. In den neunziger Jahren gingen sie aus den Übersetzungs- und Dolmetscherschulen hervor, die in den sechziger Jahren an der Universität von Granada und der *Universidad Autónoma* von Barcelona gegründet wurden. Die Zahl derer, die Deutsch als erste Sprache anbieten, beträgt zurzeit sechs und an weiteren dreizehn kann Deutsch als zweite Sprache belegt werden. Als erstes Ziel werden hier die Sprachen (als Mutter- und Fremdsprache) zu Ungunsten der anderen typischen Fächer der Germanistik, besonders im Rahmen der Literatur anvisiert (Estelrich 1998: 83).

Ebenfalls in den neunziger Jahren wurden die geisteswissenschaftlichen Fakultäten eingerichtet; einige von diesen bieten Deutsche Sprache, Literatur und Kultur als Fächer an, aber mit sehr unterschiedlichen Programmen.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich die gesellschaftlichen Anforderungen an die Universität erheblich verändert. Ob dieser Entwicklungsprozess positiv oder negativ zu bewerten ist, kann hier nicht diskutiert werden; fest steht, dass wir mitten drin stecken. Die soeben erwähnten Fakultäten belegen dies. Und die Universität darf diese Entwicklung für die Zukunft nicht ignorieren.

Vor kurzem ist das neue Universitätsgesetz (*Ley Orgánica de Universidades*) in Kraft getreten, das die so genannte *Ley de Reforma Universitaria* aus dem Jahr 1983 ersetzt. Letztere hat die spanische Universität grundlegend verändert. In diesen fast zwanzig Jahren hat sich die Zahl der Universitäten verdoppelt, die Zahl der Studenten hat sich um 2,4-fache erhöht,² und aus 50 angebotenen Studiengängen wurden 160. Nach jüngsten demografischen Erhebungen aber wird sich die

Zahl der Studenten in den nächsten Jahren um ein Drittel verringern: im Großen und Ganzen von 1,5 Millionen auf 1 Million.³

Neben dem demografischen Rückgang stehen eine breitere Angebotspalette und die Wahl eines auf die Ausübung von bestimmten Berufen vorbereitenden Studiengangs als Ursachen für den schon merklichen Rückgang an Philologiestudenten; dabei sind die Absolventen der „modernen Philologien“ im Vergleich zu den Altphilologen weniger von Arbeitslosigkeit betroffen.

Heute muss man Studenten mit anderen Lockmitteln anwerben, um sie nicht an neumodischere Studiengänge zu verlieren, die angeblich bessere berufliche Möglichkeiten versprechen; auch wenn dies zwar meistens hypothetisch ist, aber gerade weil sie neu sind, wirken sie anziehender. Parallel dazu müssen neue berufliche Perspektiven für unsere Absolventen gesucht werden.

Bis vor kurzem war es für sie üblich, eine akademische Laufbahn an öffentlichen Gymnasien oder Fremdsprachenschulen einzuschlagen. Jeder Vergleich mit der Lage des Französischen oder gar des Englischen zeigt ein unglaubliches Ungleichgewicht, und der Trend der letzten Jahre ändert nichts an dieser Lage, im Gegenteil, er verschärft sie, denn die Zahl der neu geschaffenen Planstellen an Gymnasien wächst in einer auf den ersten Blick schwer zu verstehenden Proportion. Ich nenne als Kostprobe einige wenige Zahlen: Im Jahr 1997 wurden in Andalusien 170 neue Planstellen für Französisch und keine für Deutsch geschaffen; 1999 und 2000 in Galizien jeweils 60 und 70 für Französisch und keine für Deutsch; in Katalonien ist die Relation nicht so verblüffend, aber doch überraschend: 1998 und 1999 waren es je 15 für Französisch und 2 für Deutsch (Castell 2002). Ironisch hat es Michael Pfeiffer so formuliert: „Für Französisch gibt es mehr Lehrer als Schüler, für Deutsch mehr Schüler als Lehrer“. (Pfeiffer 1998: 39)

Ich finde die Idee einer „merkantilistischen“ Universität, d.h. einer Universität, die ihre positiven oder negativen Ergebnisse nach der Studenten- oder Absolventenzahl ermittelt, ohne die Qualität ihrer For-

² Im Jahr 1999 waren es 48 öffentliche Universitäten mit 1.582.698 Studenten und 16 private Universitäten mit 102.274 Studenten. (Instituto Nacional de Estadística)

³ „Dossier documental“: <http://www.elpais.es/temas/dossieres/leyuniversidad/cifras1.html>.

schung und Lehre zu berücksichtigen, entsetzlich. Aber so sieht das Modell aus, das uns von den zuständigen Verwaltungsbehörden nach und nach auferlegt wird. In letzter Zeit erscheint in diesem Zusammenhang ein neuer Aspekt in den Statistiken: die Zahl der arbeitslosen Absolventen eines jeden Studiengangs und die Dauer der jeweiligen Arbeitslosigkeit.

Auf der anderen Seite werden von Seiten des Ministeriums in Madrid bestimmte Kriterien auferlegt, nach denen alle in Spanien an den öffentlichen Universitäten gültigen Studiengänge bestimmte Pflichtfächer (die so genannten *asignaturas troncales*) enthalten sollen. Dies führt zu einem verhältnismäßig begrenzten Angebot an diesen Studiengängen.

Um den neuen Forderungen der Gesellschaft standzuhalten, und dabei die amtlichen Begrenzungen und Vorschriften zu umgehen, besteht offiziell für jede Universität die Möglichkeit, eigene Studiengänge zu gründen, die zwar eine größere Freiheit erlauben, was die Wahl der Fächer betrifft. Diese Möglichkeit enthält aber zwei nicht unbedeutende Handikaps: einerseits sind diese Studiengänge teurer für die Studierenden, und andererseits werden sie offiziell nicht anerkannt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass in der spanischen Tradition – besonders bei Studiengängen, die zur akademischen Laufbahn führen – die Möglichkeit zur Teilnahme an Staatsprüfungen auch weiterhin ein wichtiges Kriterium darstellt. Für den Arbeitsmarkt im privaten Bereich bieten die Universitäten – sowohl öffentliche wie auch private – eigene Studiengänge an, die eine zunehmende Anerkennung genießen, wie sich aus den Werbungen in den Zeitungen schließen lässt.

In diesem Kontext und im Zusammenhang mit den offiziell gültigen Studiengängen scheint es hier angebracht, den oben erwähnten erfolglosen Versuch der Anglo-Germanistik anzuführen. Anfang der siebziger Jahre begann man in Tarragona, damals eine Zweigstelle der Universität Barcelona, erstmals das Grundstudium Anglo-Germanistik anzubieten, mit einem an die dortigen Umstände angepassten Studienplan. 1983 wurde das Hauptstudium eingerichtet, so dass ein Gleichgewicht zwischen den angebotenen Fächern entstand: 50 Prozent Anglistik und 50 Prozent Germanistik, im Einklang mit den damals geltenden Gesetzen. Die einzigen Pflichtfächer waren beide Sprachen, und die Studierenden sollten sie fünf Jahre lang belegen, der Rest waren Wahlfächer der Linguistik, der Literatur und der Kultur beider Gebie-

te; das in beiden Sprachen erreichte Niveau war beachtlich und nach Vergleichen mit Studierenden einer einzigen Sprache aus anderer Fakultäten (bei Einstufungstests in Sommerkursen in Deutschland, zum Beispiel) war es keinesfalls niedriger. Die Absolventen wurden gewöhnlich als Englischlehrer an Gymnasien oder staatlichen Fremdsprachenschulen eingestellt, und besonders im ersten Fall konnten sie Deutsch als Wahlfach in der jeweiligen Schule anbieten. Auf diese Weise wurde indirekt Deutsch an mehreren Gymnasien der Provinz eingeführt. Das verhielt sich so bis 1992, als das Ministerium eine neue Verordnung der Studiengänge herausgab, gemäß welcher die Germanistik von der Anglistik getrennt wurde. Im Fall Tarragona wurde Germanistik als zweite Philologie innerhalb der Anglistik integriert. Damit mussten die Studierenden nicht mehr 50 Prozent der Pflichtfächer in Deutsch belegen, sondern lediglich 15 Prozent und einige Wahlfächer.

Es hieß noch einmal „aus der Not eine Tugend machen“, und 1994 wurde ein eigener Studiengang der Universität *Rovira i Virgili* (Tarragona) gegründet: *Graduado Superior en Estudios Alemanes* (Aufbaustudium „Deutschlandstudien“), teilweise parallel zu Anglistik, teilweise selbständig als Hauptstudium. Die verschiedenen Aspekte der deutschen Sprache bilden ihr Kerngebiet, zu dem die üblichen Fächer der Philologie kommen, aber auch einige Wahlfächer aus der juristischen, psychologischen, philosophischen, anthropologischen, geschichtlichen und geografischen Fakultät. Ziel dieses Studienganges ist ein unserer topografischen Umgebung angepasstes Programm, denn der hiesige Arbeitsmarkt bietet wenige Perspektiven für Deutschlehrer an, demgegenüber gibt es aber zahlreiche multinationale Konzerne deutschen Ursprungs und einheimische Firmen mit ständigen Beziehungen zu deutschsprachigen Unternehmen. Es ist merkwürdig festzustellen, dass die Studierenden eher die Fächer der Philologie belegen als die der anderen Fakultäten, obwohl sie in den vorbereitenden Sprechstunden über die Vorteile letzterer informiert werden. Vielleicht ist dies so, weil sie sich dessen bewusst sind, dass sie zum Beispiel nach der Interpretation eines Gedichts von Peter Huchel fähig sein werden, jede Textsorte ohne Schwierigkeit zu verstehen.

Um auf das Thema des demografischen Rückgangs zurückzukommen, kann man behaupten, dass er andererseits eine positive Nebenwirkung gehabt hat, nämlich im Primar- und Sekundarbereich; auch die privaten Schulen sind gezwungen, neue Lockmittel zu finden, um

Schüler anzuziehen, die unter vermehrten außerschulischen Aktivitäten wählen können, unter denen in diesem Rahmen der Fremdsprachenunterricht zu erwähnen ist, und zwar neben dem allgegenwärtigen Englischen und dem Französischunterricht, der mehr oder weniger historisch begründet ist. Ergo: Deutsch. Das entspricht keiner subjektiven Bewertung und auch keinem Wunsch: Statistische Zahlen⁴ belegen sowohl die wachsende Schülerzahl der Deutschlernenden an privaten Schulen, als auch, dass dies an den öffentlichen Schulen nicht der Fall ist.

Diesen Zahlen ist aber nicht zu entnehmen, dass die Lehrer, die dort den Deutschunterricht übernehmen, normalerweise keine Germanisten sind, sondern Lehrer anderer Fächer, die aus verschiedenen Gründen mit recht unterschiedlichem Niveau Deutsch beherrschen. Diese Lehrer können an spezifischen Umschulungskursen (sowohl Sprach- als auch Didaktikkursen) teilnehmen, die das Goethe-Institut anbietet. Momentan stellt der Deutschunterricht an privaten Schulen kaum einen Arbeitsmarkt für unsere Absolventen dar. Wenn der Trend anhält, könnte er es aber in der Zukunft werden.

Es war auch eine Initiative des Goethe-Instituts, bei den Schülern in den Gymnasien Werbung für Deutsch mit einer Probestunde und anderen Mitteln zu machen. Eine sicher lobenswerte Aktion, deren Wirksamkeit aber zu bezweifeln ist. Selbst wenn die Schüler von den Vorteilen des Deutschlernens überzeugt werden, nützt das Ganze wenig, da es keine Lehrer, und noch schlimmer, seitens der Verwaltung keine Geldmittel gibt, um Lehrer einzustellen.

Diese ökonomische Erklärung haben die Vertreter der einzelnen Germanistenverbände in jeder Autonomen Region Spaniens jedes Mal erhalten, wenn sie die betreffende Verwaltung mit allen möglichen Argumenten ersuchten, neue Planstellen für Deutsch zu schaffen. An sich würde es nicht verwundern, denn die so genannte Rationalisierung der öffentlichen Ausgaben lässt den Rotstift überall regieren. Denkt man aber an die oben erwähnten Zahlen der neu geschaffenen Planstellen zurück, dann scheint es, dass die Gründe der Verteilung woanders liegen. Darüber habe ich natürlich keine offiziellen Angaben. In eingeführten Kreisen geht die Rede von Vereinbarungen auf höchstem Niveau.

⁴ Siehe <http://www.gencat.es/ense/depart/series.htm>.

Die spanischen Germanisten können sich Gedanken darüber machen, wie das Angebot zu verbessern wäre, aber ohne entschiedenen politischen Willen seitens der entsprechenden Behörden sind unsere Erfolgsaussichten sehr gering.

Wenn kein Druck von höheren deutschen Instanzen ausgeübt wird, um eine Gleichberechtigung von Französisch und Deutsch durch das spanische *Ministerio de Educación y Ciencia* (jetzt *Ministerio de Educación, Cultura y Deporte*) und die entsprechenden Instanzen in den Autonomen Regionen zu erreichen – denn diese entscheiden über die Planstellen im Primar- und Sekundarbereich –, bleibt die Wahrscheinlichkeit unseres Erfolges wirklich dürftig.

Und solange der deutsche Botschafter zwar mit stichhaltigen Argumenten der spanischen Bildungsministerin empfiehlt, das in die Praxis umzusetzen, was die spanischen Gesetze im Einklang mit den europäischen im Bereich der dritten Sprachen in Schule und Gymnasium vorsehen, die Ministerin aber zur Antwort gibt, dass Hölderlin und die deutschen Romantiker ein schönes Bild von Spanien hatten, und in ihrer Funktion als Ministerin für Sport ihren Wunsch äußert, dass Deutschland die Fußballweltmeisterschaft gewinne, sind unsere Erfolgsaussichten – darauf muss ich leider bestehen – sehr gering.

Es ist nicht nur eine zunftmäßige Verteidigung der Arbeitsplätze unserer Absolventen, vielmehr geht es darum, grundsätzlich das Sprachniveau der künftigen Germanistikstudenten zu erhöhen, und allgemein darum, dass die deutsche Sprache die Verbreitung in unserer Gesellschaft erhält, die sie eigentlich verdient. Dass dies eingefordert wird, beweisen die wachsenden Besucherzahlen der öffentlichen und privaten Fremdsprachenschulen.

Ich bedauere es, über die Gründe des Rückgangs unserer Germanistikstudenten in diesem fast elegischen Ton sprechen zu müssen; es wäre mir lieber, wenn mich eine Wehmut nach einem Märchen aus alten Zeiten ergreifen würde, das mir nicht aus dem Sinn geht, so wie es Heine geschah – zumindest behauptete er es so –, aber die Wirklichkeit lässt sich meist nicht lyrisch wie im Gedicht beschreiben.

Zum Schluss möchte ich lieber zu einem Thema überwechseln, das eine optimistischere Sicht erlaubt, nämlich zu dem erwähnten Aufschwung der spanischen Universität in den letzten 25 Jahren, an dem die Germanistik teilhatte und mitgewirkt hat: Es wurden Germanistenverbände in fast allen Autonomen Regionen gegründet, die durch die

Federación de Asociaciones de Germanistas Españolas (FAGE) koordiniert werden; sowohl diese Föderation als auch die einzelnen Verbände organisieren Kongresse und Tagungen; aber auch erfahrene Universitätsinstitute, wie das an der Universität *Complutense*. Sogar die neu gegründete *Sociedad Goethe en España* (Goethe-Gesellschaft in Spanien) hat ihren ersten Kongress nächsten Frühling angekündigt. Die Forschung hat einen erheblichen, noch nie dagewesenen Umfang erreicht; es werden sowohl Bücher und Kongressakten bei Verlagen als auch Artikel in den Verbands- und Institutszeitschriften veröffentlicht.

Wir befinden uns also in einer widersprüchlichen Situation. Während die Germanistik an sich – also die Gesamtheit der Universitätsdozenten im Fach – beträchtlich gewachsen ist, sind die Studentenzahlen in den letzten Jahren zurückgegangen. Eine Lösung besteht darin, auf die Wirkung des Pendelgesetzes zu warten, damit sich unsere Aulen wieder füllen, eine andere, die meines Erachtens eher zu empfehlen ist, neue Anregungen für unsere Programme und Studienpläne, aber auch neue Berufsmöglichkeiten für unsere Absolventen zu suchen.

Dass sich die Funktion der Germanistik, wie auch die der Universität im Allgemeinen, nicht auf die Übermittlung von Kenntnissen beschränken darf, darüber sind sich praktisch alle einig. Schwieriger ist es, die geistigen Fähigkeiten unserer Studenten beispielsweise durch Gedichtinterpretationen, Analyse von grammatischen Strukturen oder durch andere dem Studium der Germanistik eigene Tätigkeiten so zu fördern, dass sie imstande sind, ihre berufliche Laufbahn nicht nur als Deutschlehrer anzutreten.

Dieter Ingenschay

Hispanistik in Deutschland – Profil und Perspektiven

1. Hispanistik und Romanistik

Profil und Perspektiven der deutschen Hispanistik sind geprägt von der Besonderheit, dass innerhalb des deutschen Hochschulsystems die Spanischstudien eine Unterabteilung der Romanistik bildeten und in der Regel immer noch bilden. Dies ist in dieser Form einmalig in Europa. Während in Spanien selbst nur die nicht-hispanistischen romanischen Fächer der *Romanística* bzw. den *Estudios romanísticos* zugeordnet werden, gilt in Deutschland die Hispanistik als Teildisziplin jener traditionsreichen Romanistik, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts mit hohem Selbstbewusstsein aus dem Fächerkanon der neusprachlichen Philologien herausgebildet hat. Verfügt die Hispanistik in anderen europäischen Ländern und an der Mehrzahl der nordamerikanischen Universitäten über eigene Organisationseinheiten, so hat sich in Deutschland das Konzept einer die gesamte Romania umspannenden Disziplin uneingeschränkt behaupten können. Seit in den 1980er Jahren eine intensive Diskussion über Geschichte und Konzeption der Romanistik einsetzte, sind die mit der Vorstellung der Gesamtromania verbundenen wissenschaftstheoretischen und praktischen Probleme zunehmend in den Blick geraten.

Der Deutsche Hispanistenverband e.V. (DHV), als dessen Vorsitzender ich hier schreibe, vertritt ca. 440 an den deutschsprachigen Universitäten in der Hispanistik lehrende Personen, Professor/innen, Angestellte des so genannten Mittelbaus, Assistent/innen und Lektor/innen. (Mit der *Sociedad Suiza de Estudios Hispánicos* verfügt die Schweiz bereits seit 1969 über einen eigenen Verband, doch gehören zahlreiche Schweizer Hispanist/innen auch dem DHV an.) Die Gründung des DHV (1977) steht in zeitlicher und kausaler Relation zum Beginn einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte der deutschen Hispanistik, welche zuerst in einem spanisch bestimmten Kontext einsetzte. Auf Anregung von Ángel Antón Andrés, dem lang-

jährigen Leiter des spanischen Kulturinstituts in München, widmete sich 1984 eine Sondernummer der spanischen Kulturzeitschrift *Arbor* einer ersten kritischen Bestandsaufnahme. Antón Andrés' Einleitung sowie viele der (von deutschen Hispanisten wie Dietrich Briesemeister, Eberhard Müller-Bochat, Manfred Engelbert, Hans-Martin Gauger, Karl Kohut, Klaus Pörtl verfassten) Beiträge sind für uns, zwanzig Jahre später, Zeugnisse einer vergangenen Zeit, vornehmlich aufgrund der ausschließlich historischen Ausrichtung auf das 19. Jahrhundert und die Romantik „con su entusiasmo por el *Volkgeist*, su tendencia idealizadora, su identificación con los valores caballerescos y cristianos” (Antón Andrés 1984: 11). Die Beiträge lesen sich heute wie erste Versuche auf neuem Terrain, und auch ein halbes Jahrzehnt danach stellt Manfred Tietz fest, die „Zeit für eine [...] *Kleine Geschichte der Hispanistik in Deutschland* ist noch nicht reif“ (Tietz 1989, Vorwort o. S.). Wiederum fokussieren alle 13 der in seinem Band *Das Spanieninteresse im deutschen Sprachraum* versammelten Beiträge „klassische“ Problemstellungen der Philologie des 19. Jahrhunderts. (Eine umfassende Geschichte der Hispanistik liegt auch heute nicht vor; vielleicht hat die positive Entwicklung des Fachs das Desiderat eines solchen historischen Abrisses überdeckt, vielleicht ist uns heute weniger an der Konstruktion der Historie, mehr dagegen an der synchronen Verortung im internationalen Feld einer modernen, aktiven Disziplin gelegen.) Besser erforscht dagegen sind in mehreren Aufsätzen und Monographien die Entwicklungsgänge der deutsch-spanischen Literaturbeziehungen (Hoffmeister 1976, Rodiek 1989, Geisler 2001); und – z. B. durch eine Initiative der *Fundación Santillana* und der Bertelsmann-Stiftung – sind auch die generellen Kulturbeziehungen zwischen beiden Ländern in den Blick geraten (Wegner 1989).

Im Kontext des wachsenden Selbstbewusstseins der Hispanistik ist jene bereits vor Jahrzehnten aufgetauchte (Rheinfelder 1960) und jüngst stark diskutierte „Krise der Romanistik“ (Radatz 1997; Schlösser 1997) zu sehen. Von diesem Schlagwort veranlasst, haben sich in der letzten Zeit die Parteigänger einer Ausdifferenzierung der Gesamtromanistik in einzelnen Fachzeitschriften (*Iberoromania*, *travía*) und in den Mitteilungsheften der Verbände lauter geäußert und dabei im Wesentlichen drei Argumente vorgetragen:

- a) Sie heben hervor, dass künftig allein eine fachspezifisch in die einzelnen Teilfächer aufgegliederte Romanistik den internationalen Parametern hoch qualifizierter Forschung entsprechen kann.
- b) Sie weisen darauf hin, dass auf der Ebene der Studierenden heute die Sprachkompetenz in zwei oder mehr romanischen Sprachen eher die Ausnahme bildet.
- c) Sie unterstreichen, dass eine interdisziplinäre Vernetzung der Spanisch-Studien (etwa mit sozialwissenschaftlichen und historischen Disziplinen) wesentlicher ist als das Fortschreiben einer philologisch orientierten „Orchideen-Romanistik“.

Dagegen stehen insbesondere von linguistischer Seite die Befürworter einer Gesamtromanistik (Schlieben-Lange, 1996 oder – unter „französischer Führung“ – Nerlich, 1996). Die zunehmende Ausdifferenzierung hat auch auf Verbandsebene ihren Niederschlag gefunden. Während in den ersten Jahren nach der Gründung des DHV dem Vorstand katalanistische und lusitanistische Delegierte angehörten, wurde dies überflüssig nach der Gründung eines eigenen Katalanistenverbandes (DKV) im Jahre 1987 und des Lusitanistenverbandes (DLV) im Jahre 1993. Im gegebenen Kontext sei dennoch kurz auf die gestiegenen Aktivitäten im Bereich des Katalanischen verwiesen, die sich sowohl der Unterstützung durch die *Generalitat de Catalunya* als auch einzelnen besonders engagierten Seminaren (v.a. Frankfurt a.M., Bochum) verdanken.

Der DHV sieht sich nicht in Konkurrenz zu den anderen Fachverbänden – etwa dem großen Deutschen Romanistenverband (DRV), und er propagiert nicht offiziell eine verbindliche Auflösung der Struktur der Romanischen Seminare in den deutschen Hochschulen. Er tritt aber dezidiert für die Stärkung des hispanistischen Gewichts ein und versammelt in seinen Reihen die Verfechter einer hispanistischen Selbstständigkeit, welche neben der Unabhängigkeit der organisatorischen und haushaltsmäßigen Einheiten vor allem eine eigene Begutachtung der öffentlich geförderten Forschungsmittel betrifft. Da es im deutschsprachigen Raum eine Parallelinstitution zum *Consejo Superior de Investigación Científica* (CSIC) nicht gibt, ist für die Vergabe zentraler Geldmittel für Forschungsprojekte vor allem die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – ein privatrechtlicher Verein – verantwortlich.

Dort waren bisher „Fachgutachter“ an entscheidender Stelle tätig, die meist gerade deshalb gewählt wurden, weil sie – mit stärkerem oder geringerem Recht – als „Gesamtromanisten“ galten. Die Nominierung der äußerst einflussreichen DFG-Gutachter erfolgt durch den Deutschen Romanisten-Verband, also durch den Zusammenschluss jener Fachvertreter, die an *dem* Romanisten als historisch begründetem und vermeintlich auch bewährtem Spezifikum der deutschen Philologie festhalten wollten, (wobei dieser in der Regel ein Galloromanist zu sein pflegte, der schon von seiner Ausbildung her das Französische zum Parameter seiner wissenschaftlichen Beschäftigung in Sprachen oder Literaturen machte). Gerade die Linguistik verteidigt oft gegen alle Evidenzen das Modell einer „romanischen Vielheit“, ohne sich der Zentrierung auf das Französische wirklich bewusst zu sein. Von der Wahlperiode 2003 an wird die DFG die Zusammensetzung der Gutachtergremien gerade in den Geisteswissenschaften vollkommen neu gestalten und sehr viele der bisherigen Fachphilologien zu größere Einheiten zusammenfassen. Die Hoffnung auf eigenständige iberoromanische Fachgutachter, die der DHV lange gehegt und angeregt hatte, hat sich damit als Illusion erwiesen; künftig besteht das Risiko, dass völlig „fachfremde“ – etwa germanistische oder anglistische – Philologen hispanistische Projekte begutachten.

Das klassische Modell der Romanistik hat aber durch alle Instanzen ein fachliches Selbstverständnis festgeschrieben, das sehr schwer zu ändern ist: Auch heute heißt das Promotionsfach in der Regel „Romanische Philologie“, und HabilitandInnen erstreben und erhalten die *venia legendi* in „Romanischer Philologie“, ohne deshalb das italienische Mittelalter, die französische Klassik und den spanischen Postfranquismus gleichermaßen perfekt zu beherrschen.

Die Argumente der Befürworter einer eigenständigen Hispanistik sind jedenfalls, obwohl sie bekannt und verbreitet sind, folgenlos für die Strukturen innerhalb der Universität geblieben. De facto hat die innerromanistische Ausdifferenzierung längst nicht den Stand der Aufächerung nach Anglistik, Nordamerikanistik und *New English Literatures*, um einen in Teilen parallelen Bereich der Neuphilologie zu bemühen, erreicht. Den Kolleg/innen, die um die Notwendigkeit der Spezialisierung zu wissen glauben, dient die (angelsächsisch geprägte) deutsche Anglistik/Nordamerikanistik samt ihren lebhaften, modernen *cultural studies* als Modell für eine Zukunft, die zugleich gekennzeich-

net ist durch die Engführung auf die Hispanistik und die Öffnung auf kultur- und sozialwissenschaftliche Interdisziplinarität.

2. Profil von Lehre und Forschung

2.1 *Profil der Lehre*

Fragen wir nun aber konkret nach dem Profil der deutschen Hispanistik, wie sie innerhalb der Romanischen Institute oder Seminare der deutschsprachigen Länder betrieben wird, und unterscheiden wir nach den beiden Eckpfeilern der Universität im Sinne Humboldts, also nach Lehre und Forschung.

Hispanistische Lehre wird an über 30 deutschsprachigen Hochschulen betrieben. Eine Umfrage bei den Instituten, die der DHV im Jahre 2001 durchgeführt hat (Auswertung 2001: 11-14), hat die Vermutung bestätigt, dass auch in Deutschland die Nachfrage nach hispanistischen Studiengängen sehr stark angestiegen ist, womit eine internationale, auch für Frankreich, Großbritannien und die USA zu registrierende Tendenz bestätigt wird. „España va bien en Alemania“, hat Hans-Jörg Neuschäfer in einem Diskussionsbeitrag auf dem Leipziger Hispanistentag 2001 treffend den spanischen *Presidente del Gobierno* pastichiert. Auch wenn keine konkrete Zahl der Studierenden anzugeben ist, können wir von weit über 10.000 Studienfällen in der Bundesrepublik Deutschland ausgehen. (Eine ähnliche Zahl liegt für Großbritannien vor.) Studierende in diesem Sinne sind solche, die Hispanistik als Haupt- oder Nebenfach in einem Diplom-, Magister- oder Lehramtsstudiengang betreiben; Teilnehmende an Sprachkursen oder Lehrveranstaltungen für Hörer aller Abteilungen sind dabei nicht mitgezählt. Bei einer realistischen Schätzung von 5 Prozent der Abschlüsse aus dem genannten Volumen pro Jahr treten jährlich 500 bis 700 Hispanisten auf den Arbeitsmarkt, sei es als Studienräte für Spanisch, sei es als examinierte Magister, als Diplom-Hispanisten, als Übersetzer/Dolmetscher oder als Absolventen zum Beispiel der kulturwissenschaftlichen Studiengänge.

Da derzeit die philologischen Fachbereiche von den universitären Verwaltungen und mehr noch von den jeweils entscheidenden Ministerialbürokratien der Bundesländer unter starken Innovations- und Re-

formdruck gesetzt sind, kommt institutionellen Neuerungen im Sektor der Lehre und der Studienabschlüsse eine spezifische Bedeutung zu. Das bezeichnendste Ergebnis der gerade genannten Umfrage des DHV ist, dass die Institutionalisierung von neuen Studiengängen abseits der philologischen Kerndisziplinen Sprach- und Literaturwissenschaft weiter fortgeschritten ist als man vermutet. So existiert schon seit vielen Jahren der „neue Abschluss“ als „Kulturwirt“ in Passau. Es finden sich ferner im Angebot der Grad eines „Diplom-Romanisten“ zum Beispiel in Mannheim, des Diplom-Wirtschaftspädagogen (Spanisch) in Gießen oder eines B.A. und M.A. in Lateinamerikastudien in Leipzig. Auch im Bereich der translationswissenschaftlichen Studien, die besonders in Heidelberg, Mainz/Germersheim, Leipzig und Berlin gepflegt werden, gibt es neue Entwicklungen, so den Studiengang „Interkulturelle Fachkommunikation“ an der Humboldt-Universität. Für die Öffnung auf weitere Karriereformen ist an den deutschen Hochschulen sehr viel getan worden; viel mehr bleibt ohne Zweifel noch zu tun.

In der Zukunft werden Abschlüsse stärker als bisher ein wesentliches Kriterium für die Vergabe von Mitteln an die Hochschulen sein (gemäß dem Stichwort der „leistungsbezogenen Mittelvergabe“). Die Anzahl der Examina ist in Relation zu den Immatrikulierten bei weitem zu gering; an der Humboldt-Universität etwa gibt es bei 750 Studierenden unter 20 Abschlüsse in den drei hispanistischen Studienrichtungen (Lehramt, Magister und interkulturelle Fachkommunikation) durchschnittlich pro Jahr. Dabei ist die Zahl der Examina in anderen Bereichen der Romanistik (und damit auch der Gesamtromanistik) noch geringer als in der Hispanistik. Studierende des Spanischen sind oft höher motiviert; Motivationshilfen sind v.a. Spanienaufenthalte, meist infolge der hervorragend funktionierenden Erasmus- und Sokratesprogramme.

Die geplante und von den Universitäten geforderte Umstellung der Studienverläufe in modularisierte B.A.-, M.A.- und Promotionsstudien kann der Spezifizierung der Abschlüsse dienen; die Ruhr-Universität Bochum, aber auch die Universität Regensburg gehören zu den modellbildenden Hochschulen, die dies vorgeführt haben.

Schnelle Wechsel der Studienprofile sind möglich. So stieg zum Beispiel jüngst die Nachfrage nach Abschlüssen im Lehramt deutlich an, als Gymnasiallehrer in verschiedenen Bundesländern erhöhte Einstellungschancen erhielten. Leider reagieren die Hochschulstrukturen

und der Wissenschaftsbetrieb auf solche Entwicklungen nicht schnell genug, so dass das Ungleichgewicht zwischen Französisch und Spanisch – zum Beispiel auch durch *numerus clausus*-Regeln für das Lehramt Spanisch bei freiem Zugang zum weniger aussichtsreichen Französisch – gefestigt wird.

Dem DHV fehlt eine Unterorganisation, die sich ausschließlich dem Sektor der Lehre widmen könnte. Dies unterscheidet ihn vom Deutschen Spanischlehrerverband, dem es gelungen ist, den schulischen Unterricht im Spanischen, in einem Fach „ohne Lehrtradition“ (Weller 1995), als attraktive, interessante und besonders progressive Tätigkeit darzustellen.

2.2 *Profil der Forschung*

Im Bereich Forschung bestätigen die praktischen Befunde vorsichtig die Tendenz zu jener für international profilierte Spitzenforschung erforderlichen Spezialisierung und Differenzierung. Als vor gut 10 Jahren das damalige spanische Kulturinstitut in München in das erste Instituto Cervantes auf deutschem Boden umgewandelt wurde, gab ich auf einer *mesa redonda* einen Rechenschaftsbericht über die deutsche hispanistische literaturwissenschaftliche Forschung anhand der Liste der als Dissertation oder als Habilitationsschrift abgeschlossenen Forschungsprojekte, die durch die Statistik des *Romanistischen Jahrbuchs* schon in vorcomputerisierter Zeit verfügbar war (Ingenschay 1996). Innerhalb des damals betrachteten Zeitraums von 40 Jahren – 1950 bis 1990 – fanden sich rund 20 Habilitationsschriften und 160 Dissertationen zu Themen der hispanistischen oder lateinamerikanischen Literaturwissenschaft. Schaut man nun auf das erste Jahrzehnt nach der deutschen Wiedervereinigung, also auf nur ein Viertel des damals betrachteten Zeitraums, so stellt man fest, dass in dem einen Jahrzehnt von 1990 bis 1999 in Deutschland und Österreich 34 hispanistische Habilitationsschriften und über 190 Dissertationen vorgelegt werden (wobei diese Zahlen die sprachwissenschaftlichen Qualifizierungsarbeiten einschließen). In kurzer Zeit hat die hispanistische Forschung sich also grob gesagt verdreifacht. Entscheidender als diese quantitativ höchst beeindruckende Zahl sind die Entwicklungen der Themen und ihre qualitativen Veränderungen. Schon die Habilitationen belegen, wenn

auch vorsichtiger, die beiden skizzierten charakteristischen Tendenzen a) zur Öffnung auf neue, interdisziplinäre Felder und b) zur spezialisierten hispanistischen Engführung. So treten zwar vereinzelt, doch zunehmend kulturwissenschaftliche Arbeiten auf den Plan, man findet eine filmwissenschaftliche Habilitation (1995). Die Sprachwissenschaft entdeckt lateinamerikanische Themen (die gerade in den 70er Jahren die Spitzenforschung in der Literaturwissenschaft dominiert hatten), während sich die Literaturwissenschaft nun gleichmäßig auf Spanien und Lateinamerika verteilt. Das *Siglo de Oro*, das traditionell schwergewichtige Thema der deutschen Hispanistik, wird weiter beforscht; allein 1998 gibt es zwei Habilitationsschriften dazu. Spezielle Themen haben den Diskurs der Generalisten abgelöst, in dessen Rahmen noch die „großen Romanisten“ sich sporadisch zu vereinzelt Phänomenen des Höhenkamms zu äußern vermochten.

In einem Fazit seines Aufsatzes über hispanisch-deutschen Literaturbeziehungen stellte Christoph Rodiek kurz vor der Wiedervereinigung fest, in den „Forschungsarbeiten ... zeigt sich ein deutliches Übergewicht traditioneller Forschungsgegenstände: Siglo de Oro, lateinamerikanischer „Boom“, spanischer Bürgerkrieg, Don Juan, und er formuliert als Desiderata: „Die Gegenwartsliteraturen ... sind deutlich unterrepräsentiert Sehr wenige Arbeiten finden sich ... im Bereich der intermedialen Studien, der literarischen Wertung und der sog. Paraliteratur.“ (Rodiek 1989: 233). Schaut man auf die Liste der Dissertationen seit 1990, so scheint inzwischen Rodieks Klage erhört worden zu sein: Die Tendenz der klassischen deutschen Hispanistik, sich mit viel Calderón und ein wenig Lorca zu befassen (vgl. Andrés 1984), lässt sich bei den Doktorarbeiten des letzten Jahrzehnts nicht mehr bestätigen. Stattdessen zeigt die deutsche Forschung der 90er Jahre eine starke Hinwendung zu den Themenspektren des 20. Jahrhunderts, etwa zur postfranquistischen Literatur oder zur *gender*-Problematik, und dies gilt durchaus nicht nur für die sog. Nachwuchswissenschaft. Wenn Joachim Küpper im Kontext der neuen Werner Krauss-Edition kritisch anmerkt, die „Behandlung der neueren spanischen Literatur- und Geistesgeschichte durch die extra-spanischen Hispanisten ist kein Highlight der Disziplin“ (Küpper 2000, 548), so gilt es, nun die neuen Hochleistungen der Hispanisten herauszustellen, zu fördern und in einen internationalen Rahmen zu stellen. Um dies am Beispiel der erwähnten Bereiche Postfranquismus und *gender studies* zu verdeut-

lichen: Studien wie Hans-Jörg Neuschäfers *Macht und Ohnmacht der Zensur* (1991), in der spanischen Fassung *Adiós a la España eterna* (1994); oder Paul Julian Smiths *The Body Hispanic* (1989) sind Beiträge zu einer internationalisierten Hispanistik, die den Anschluss an die zentralen Fragestellungen des zeitgenössischen kritischen Diskurses weltweit gesucht und gefunden haben. Die Rolle einer europäisch orientierten Hispanistik scheint mir dabei ganz wesentlich, und deshalb plädiere ich nicht für die Globalisierung, aber für die Europäisierung der Hispanistik. Die nordamerikanische Hispanistik, so wegweisend und so expandierend sie auch ist, steht im nationalen Wettbewerb mit der Palette der anderen Geisteswissenschaften in den USA und auch mit einer starken, sehr selbstbewussten und nicht immer toleranten separaten Lateinamerikanistik. Sie scheint mir nach der Erfahrung von längeren Aufenthalten in den USA als Bezugsgröße weniger geeignet als manche europäischen Kultusbürokraten uns glauben machen wollen.

Auf die Dauer wird es nicht ausreichen, mit Hunderten von Dissertationen aufzuwarten, und seien die auch alle *summa cum laude*. Christiane Peitz schrieb zur Gründung der Fundación Goethe España einen Artikel im *Tagesspiegel* (vom 3.7. 2001), in dem sie fragt, ob die Avancen von Kultur und Wissenschaft gegenüber der Wirtschaft einen „faustischen Pakt oder eine Liaison für die Zukunft“ darstellten. Wie der „Kulturbetrieb“, muss auch die deutsche Hochschulhispanistik außeruniversitäre Förderer suchen und hoffentlich finden. Unabhängig von der konkreten politischen Entwicklung Österreichs, der Bundesrepublik und ihrer Teile, steht die Hispanistik vor der Aufgabe, sich im Konzert der „nationalphilologischen“ Teilfächer zu behaupten. Dazu hat sie – bei allen Problemen – drei sehr wesentliche und gute Voraussetzungen: die steigende Nachfrage nach Absolventen (etwa im Lehramt und den Übersetzerberufen), den energischen Willen der deutschen Hispanist/innen und die Unterstützung durch Spanien. Die Suche der Hispanistik nach einem moderneren Profil ist auf dem Weg der Realisation. Freilich gibt es gegen diese Modernisierungswünsche die Gegenreaktionen vor allem „etablierter“ Wissenschaftler. Wir müssen sehen, dass sich solche Gegenreaktionen nicht gegen eine international wettbewerbsfähige Hispanistik wenden, sondern gegen die mancherorts wuchernde Innovationswut um jeden Preis, und daher dürfen uns solch kritische Stimmen nicht zur Aufgabe der Reformen veranlassen. Die

manchmal geforderte „Gesundshrinkung“ beraubt uns der Chance zur Rekrutierung und Entdeckung qualifizierten Nachwuchses, obwohl die Expansion der Hispanistik gewiss nicht weiterhin so rasant fortschreiten kann wie in den letzten 15 Jahren. Statt an Abbau ist an eine weitere Auffächerung der Wahlmöglichkeiten zu denken; die anstehende Umstellung auf B.A./M.A.-Abschlüsse (mit spezifischeren Aufbaustudien auf M.A.-Ebene) liefert dazu, wie angedeutet, gute Voraussetzungen. Die Umstellung auf B.A./M.A.-Abschlüsse wird innerhalb der nächsten Jahre bundesweit durchgeführt sein. Dennoch bleiben noch wichtige Probleme offen: die Synchronisierung der Lehrveranstaltungen mit den Lehramtsstudiengängen, die Vereinheitlichung innerhalb des European Credit Transfer Systems (ECTS) für an ausländischen Hochschulen erbrachte Studienleistungen, die Polyvalenz der Module und die europaweite Anerkennung der Abschlüsse.

3. Stärken-Schwächen-Analyse und Perspektiven

Damit komme ich zum Versuch einer Stärken-Schwächen-Analyse: Größte Stärken der deutschsprachigen Hispanistik sind a) die zunehmend international anerkannte Qualität der Forschung und b) das Interesse der Studierenden, nicht nur theoretisch Hispanistik zu betreiben. Mag auch der berühmte hispanophobe Romanst Victor Klemperer ein herausragender Literaturwissenschaftler, der hispanophile Werner Krauss dagegen nicht immer ein exzellenter Hispanist gewesen sein, so schadet es nicht, dass heute unsere Studierenden aus erster Hand ihr eigenes Spanien kennen lernen. Hispanophil *und* wissenschaftlich qualifiziert zu sein, muss durchaus kein Widerspruch sein, und es ist gut, dass Spanien in der Gunst der Studierenden einen so unumstößlichen Platz hat (Spanien führt an mehreren Universitäten, zum Beispiel an der Humboldt-Universität, die Beliebtheitsskala aller Länder an, in die Studierenden entsandt werden).

Erwähnt wurde bereits die Förderung, welche die spanischen Behörden den wissenschaftlichen und kulturellen Projekten der deutschen Hispanistik entgegenbringt. Nach dem Muster der Unterstützung solcher Projekte in den USA und anderen Ländern hat das spanische Ministerium für Erziehung, Kultur und Sport auf der Basis eines Vertrags mit den deutschen Hispanisten das Programm „ProSpanien“ ins Leben

gerufen, das unsere Aktivitäten mit einem Etat von ca. 90.000 Euro jährlich fördert. Dass wir für diese Unterstützung immens dankbar sind, sei an dieser Stelle noch einmal deutlich unterstrichen.

Zu den Stärken gehört auch das Editionswesen: Drei Verlage operieren von Deutschland ausschließlich im hispanistischen Sektor: die Edition *travía* (mit der nützlichen und niveauvollen spanienkundlichen Zeitschrift gleichen Namens und einem modernen Publikationsprogramm), der Verlag Reichenberger (mit einem Schwerpunkt bei der Literatur des *Siglo de Oro*, vom Faksimile bis zur Habilitationsschrift), und der Verlag Iberoamericana/ Klaus Dieter Vervuert (mit einem einmaligen Forum der Verbreitung hispanistischer und lateinamerikanischer Wissenschaft über Deutschland hinaus). Einen Eckpfeiler des wissenschaftlichen und kulturellen Austauschs sowie der Nachwuchsförderung bilden die wissenschaftlichen Zeitschriften. Das Spektrum der spezifisch hispanistischen Organe in der Literaturwissenschaft (etwa mit *Iberoromania* oder der neu konzipierten *Iberoamericana*) ist nicht nur sehr breit, sondern weist ein Niveau auf, das keine internationalen Vergleiche scheuen muss. Dass auch die iberische Sprachwissenschaft ein neues Publikationsorgan erhält, ist v. a. das Verdienst des Direktors des Iberoamerikanischen Instituts in Berlin.

Parallel zu ähnlichen Publikationen in verschiedenen europäischen Ländern, ediert der Münsteraner Hispanist Christoph Strosetzki im Auftrag des DHV die *Bibliographie der Hispanistik in der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der deutschsprachigen Schweiz*, die in gedruckter Form für den Zeitraum von 1978 bis 2002 vorliegt und deren Fortsetzung (2002 bis 2004) vorbereitet wird (und dabei im Internet verfügbar ist). Im Bereich der bibliografischen Erfassung und auch des Informationsaustauschs über Projekte wäre für die teilglobalisierte Zukunft ein gemeinsames Vorgehen der europäischen und der spanischen Verbände dringend angeraten.

Zu den strukturellen Schwächen: Das Dasein im Schatten einer galloromanistisch bestimmten Romanistik verhindert die Beteiligung an dem, was die deutsche Hochschulpolitik als Spitzenforschung katalogisiert. Als solche gelten (nach den Parametern von Evaluierungskommissionen) Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereiche und Forschergruppen. Deren Anzahl im hispanistischen Sektor ist aber gering. An der Universität Jena existiert ein Sonderforschungsbereich zu „Spanien – Deutschland – Weimar im 18. Jahrhundert“, einzelne Graduiert-

tenkollegs haben hispanistische Teilbereiche, etwa in Regensburg das Kolleg zur „Kultur der Lüge“. Ein Großprojekt in Form einer so genannten Forschergruppe zum Thema des postfranquistischen/postnationalen Spanien ist leider von der Stiftung Volkswagenwerk abgelehnt worden. Es gibt in Trier ein Portugalzentrum, in Berlin ein Frankreichzentrum, ein Lateinamerika-Zentrum, ein Nordeuropa-, ein Italien- und ein Großbritannienzentrum; allein die Einrichtung eines Zentrums für spanienbezogene Forschung wurde auf der Basis der Evaluation des Wissenschaftsrats abgelehnt. In Leipzig wurde inzwischen ein Interdisziplinäres Zentrum für Iberoamerikanische Forschung eröffnet, das sich Spanien, Portugal und Lateinamerika widmet; es macht ein ausschließlich spanienbezogenes Zentrum wahrscheinlich nicht überflüssig.

Wenn wir zufrieden sein können mit den Immatrikulationszahlen, wenn wir durch spezifischere Studiengänge mehr Absolventen erzeugen und diese bessere berufliche Tätigkeiten finden, so ist einiges erreicht. Darüber hinaus müssen wir der wachsenden Internationalisierung Rechnung tragen und uns an transnationalen Standards orientieren. Dies erfordert vor allem eine „Hispanisierung“ der Forschung. Ein großes Manko zeigte die Umfrage des DHV unter den deutschen Hispanisten: nur sehr wenige einzelne kooperieren mit spanischer Spitzenforschung, etwa mit dem CSIC. Die Zahl der in Deutschland in spanischer Sprache verfassten Dissertationen wächst zwar, aber es müssen bilaterale Abkommen zwischen Hochschulen geschlossen und Promotionsprogramme koordiniert werden, und zwar unabhängig davon, ob Brüssel dies bezahlt oder nicht. Umgekehrt erleben auch deutsche Hispanist/innen ihr „blaues Wunder“, wenn sie ihre Dissertation in Spanien anerkennen lassen wollen. Der Vervuert-Verlag leistet in diesem Sektor Bahnbrechenderes als die deutsche Academia, indem Editorial Iberoamericana von Madrid aus neue, kulturwissenschaftlich orientierte Reihen mit international besetzten Herausgebergremien ins Leben ruft, die hoffentlich weit in alle Peripherien hinein ihr Echo finden werden. Dies ist ein zukunftsweisender Weg. Das Bewusstsein der Transnationalität der Hispanistik hat, auch dies ist äußerst bedauerlich, die Ebene der Bewerbungen und Berufungen noch nicht erreicht, und das nicht nur im als „endogam“ geltenden Spanien.

Das Internet ermöglicht Informationen und Formen des Austauschs in großem Stil. Wahrscheinlich kann gerade das Instituto Cervantes

hier am besten als Vermittlungsinstanz fungieren, doch auch die nationalen Hispanistenverbände sind gefragt. Die Website des DHV, hispanistica.de, und die mit romanistik.de vernetzten Seiten der Parallelverbände leisten bereits gute Arbeit, doch bedarf es einer stärkeren internationalen Koordination und Information (etwa im Bereich der Forschungsgegenstände), und das umso dringlicher, als die bevorstehende Erweiterung der Europäischen Gemeinschaft auch das Augenmerk auf die Hispanistiken Osteuropas lenkt. Der nächste Kongress des DHV im März 2003 in Regensburg hat deshalb die Beziehungen zu den Kolleg/innen der östlichen Länder Europas zum Schwerpunktthema gewählt.

Ein letzter Gedanke: Im Herbst 2001 diskutierte in San Millán de la Cogolla im Kloster Yuso eine internationale Gruppe von Hispanisten aus den USA, Brasilien, Frankreich, Deutschland und Korea das Schicksal unserer „Auslandshispanistiken“. Die strukturellen und praktischen Probleme der einzelnen Länder bei der Förderung hispanistischer Kultur und Wissenschaft, so stellten wir fest, sind nicht durch eine Zauberformel zu lösen, nicht einmal durch Geld. Aber ohne Geld ist es auch unmöglich, sinnvolle Spanienforschung zu betreiben, ohne das Feld den mächtigen USA zu überlassen. Die deutsche Hispanistik kann sich nicht zurückziehen in den sicheren Hafen eines politisch gefördernten Hispanismus, sondern sie muss sich stärker um Drittmittel jedweder Art bemühen, sie muss Energien bündeln und Strategien entwickeln, um die kulturelle und wirtschaftliche Relevanz hispanistischer Aktivität stärker ins Bewusstsein zu bringen. Die Voraussetzungen, dass dies gelingt, sind nicht schlecht, nicht zuletzt auch durch die solidarische Unterstützung der spanischen Behörden. Ich hoffe, dass auch dieser Austausch dazu beiträgt.

Bibliografie

Antón Andrés, Ángel (1984): „Introducción“. *Arbor* 467/468 [Sondernummer zur deutschen Hispanistik], S. 149–161.

„Auswertung der Umfrage zur Lage der Hispanistik in Deutschland“ (2001) In: *Mitteilungen des Deutschen Hispanistenverbandes e.V.*, 18, S. 11–14.

Geisler, Eberhard (2001): *España y Alemania: interrelaciones literarias*. Madrid: Iberoamericana.

Hoffmeister, Gerhart (1976): *Spanien und Deutschland: Geschichte und Dokumentation der literarischen Beziehungen*. Bonn: Erich Schmidt-Verlag (Grundlagen der Romanistik 9); span. Übers. Madrid 1980.

Ingenschay, Dieter (1996): „Las aportaciones de la filología de habla alemana a los estudios de literatura hispánica“. In: Haensch, Günther/Muñoz Cosme, Alfonso (Hrsg.): *Las aportaciones del hispanismo alemán y su recepción en España*. Alcalá de Henares: Instituto Cervantes, S. 55–65.

Küpper, Joachim (2000): „Besprechung zu Werner Krauss: *Essays zur spanischen und französischen Literatur- und Ideologieggeschichte der Moderne*, hg. v. K. Barck“. In: *Poetica* 32, S. 545–559.

Nerlich, Michael (1996): „Überlegungen zur Romanistik am Ende des 20. Jahrhunderts“. In: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 3/6 [Sondernummer zur Fachgeschichte der Romanistik], S. 15–21.

Peitz, Christiane (2001): „Der Flirt von Madrid. Das Goethe-Institut wird 50 – und macht der Wirtschaft Avancen – ein faustischer Pakt oder eine Liaison für die Zukunft“. In: *Der Tagesspiegel*, Berlin, 3.Juli, S. 25.

Radatz, Hans-Ingo (1997): „Ist die „Krise der Romanistik“ vielleicht nur eine „Krise einiger Romanisten“?“ In: *Lusorama* 34, S. 68–77.

Rheinfelder, Hans (1960): „Vom Notstand der Romanischen Philologie“. In: *Die Neueren Sprachen* 5, S. 201–208.

Rodiek, Christoph (1989): „Die hispanisch-deutschen Literaturbeziehungen. Ein Bericht zur komparatistischen Forschung der achtziger Jahre“. In: *Arcadia* 24 (3), S. 225–238.

Schlieben-Lange, Brigitte (1996): „Thesen zur Romanistik – Stellungnahme“. In: *Grenzgänge Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 3/6, S. 41–46.

Schlösser, Rainer (1997): „Anmerkungen zur „Krise“ der Romanistik“. In: *Lusorama*, 34, S. 61–67.

Schönberger, Axel (1991): „Et multum et multa: Zur Hispanistik-Diskussion in *Tranvía*“. In: *Tranvía* 20, März, S. 65–67.

Tietz, Manfred (Hrsg.) (1989): *Das Spanieninteresse im deutschen Sprachraum: Beiträge zur Geschichte der Hispanistik vor 1900*, Frankfurt/M.: Vervuert Verlag.

Wegner, Hans-Dieter (1989): *Der Kulturdiallog zwischen Spanien und Deutschland im Rahmen Europas*. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung.

Weller, Franz Rudolf (1995): „Spanisch – eine Fremdsprache im Aufwind. Überblicksartikel zur fremdsprachendidaktischen Situation eines Schulfachs „ohne Tradition““. In: *Die Neueren Sprachen*, 94, Dez., S. 633–661.

Philosophie und Gegenwartsdenken

Félix Duque

Das eigene und das andere Denken

Zum Einstieg soll sogleich der Titel relativiert werden. Denn sowohl von spanischer als auch von deutscher Seite aus wird immer mehr vermieden, etwas *Eigenes* in Abgrenzung zum *Anderen* darzustellen, das dann *mit*, *gegen* oder *zusätzlich zu* dem *Anderen* gedacht werden müsste. Vielmehr verbrüdern sich beide im Bewusstsein ihres gemeinsamen europäischen Erbes hin zu einer allmählichen Verschmelzung. Soweit die positive Seite. Gleichzeitig wird aber auch immer weniger Wert auf einen spanisch-deutschen Dialog in der zeitgenössischen Philosophie gelegt, weil in beiden Ländern die Meinung vorherrscht, sie sei „antiquarisch“ (Nietzsche dixit). Das „aktuelle Denken“ scheint, wie so viele Dinge, in die USA auszuwandern, trotz der erbitterten und hartnäckigen Anstrengungen der Franzosen, dies zu verhindern. (Derrida spricht überall auf französisch, nur nicht in den USA.) Ich werde mit dem *punctum doliens* beginnen, nämlich der Schwierigkeit, um nicht zu sagen der Unmöglichkeit, des Dialogs.

1. These: Ein Dialog findet nicht statt.

Außer einigen schüchternen, themenbezogenen Begegnungen (in Spanien dank des Goethe-Instituts, in Deutschland auf Initiative von Romanisten und Hispanisten) werden von keiner der beiden Seiten Treffen, Vortragsreihen, Kongresse, Intensivkurse etc. veranstaltet, um spezielle nationale Unterschiede zu thematisieren. Statt dessen werden die großen Klassiker in den Mittelpunkt gestellt (mit Hilfe der entsprechenden Gesellschaften, genannt seien etwa die Kant-, Hegel-, Fichte, Schelling- oder Heidegger-Gesellschaft). Tatsächlich ist bei diesen Veranstaltungen, selbst wenn sie in Spanien stattfinden, Deutsch die Ver-

kehrssprache, aber vor allem aus Gründen der Bequemlichkeit, denn die Teilnehmer ganz unterschiedlicher Nationalität beherrschen normalerweise die Sprache des Autors, auf den sie sich spezialisiert haben. Allerdings kommt es auch immer mal wieder vor, dass man sich bei einigen Kongressen zumindest auf den Gängen auf Englisch als „lingua franca“ verständigt. Die Kongressakten zeigen, dass es keine ausgeprägten „Nationalstile“ gibt, die die Teilnehmer verschiedener Nationalitäten voneinander unterscheiden. Es ist ein Name, der die Kongresseilnehmer zum Treffen veranlasst, nicht eine nationale Kultur. Meistens sind die Teilnehmer beider Seiten besser über Kultur und Politik der Epoche des Autors, dem sie ihre wissenschaftliche Untersuchung widmen, informiert als über die aktuelle Lage des jeweiligen Landes.

2. These: „Philosophie“ versus „Gegenwartsdenken“: Gegenwartsdenken und Philosophie werden unterschieden.

Eine Umfrage unter 30 Kollegen, die alle in Deutschland studiert haben und größtenteils dort seit Jahren leben, zeigt, dass so gut wie alle aufgrund ihrer wissenschaftlichen Arbeiten nach Deutschland gingen, und – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht wegen eines Lehrers. Die akademischen Autoritäten spielen also eine geringere Rolle.

Gegenstand der Untersuchungen waren in ihrer Mehrzahl Autoren des deutschen Idealismus. Kant habe entscheidenden Einfluss auf die spanischen Gelehrten ausgeübt und übe ihn weiterhin aus, so die Befragten (sein Name wird 26-mal erwähnt, Hegel 15-mal, Fichte 8-mal, Schelling 6-mal und Schopenhauer 5-mal). Die meistgenannten Autoren der jüngeren Vergangenheit sind Heidegger (13-mal), Nietzsche (8-mal), Gadamer (4-mal) und Leibniz, Marx und Husserl (je 3-mal). Andere Autoren werden jeweils einmal erwähnt, Apel und Habermas zweimal (wohl von ihren Schülern). Diese sind die einzigen Lehrer mit Einfluss zu Lebzeiten.

3. These: In den philosophischen Werken ist eine starke Konzentration auf die Vergangenheit bemerkbar.

Die Befragten wurden gebeten, drei klassische deutsche Werke zu nennen, die sie persönlich am meisten beeinflusst hätten. Aus dem 20. Jahrhundert wurden Heideggers *Sein und Zeit* 12-mal, Gadamers *Wahrheit und Methode* 6-mal, Wittgensteins *Tractatus logicus philosophicus* und Husserls *Logische Untersuchung* je einmal genannt. Das Werk, das weiterhin in den spanischen Fachkreisen eine Sonderstellung einnimmt, ist Kants *Kritik der reinen Vernunft* (19-mal erwähnt); die *Kritik der praktischen Vernunft* fand immerhin drei, und die *Kritik der Urteilkraft* fünf Erwähnungen; die *Grundlagen der Metaphysik der Sitten* wurden dreimal erwähnt: Insgesamt wurden Kants Werke also 30-mal genannt. Neben *Sein und Zeit* folgen in großem Abstand Hegels *Wissenschaft der Logik* (6-mal) und seine *Phänomenologie* (5-mal).

Kant, Heidegger und Hegel bilden in der spanischen Bewertung also noch heute das große Dreigestirn der deutschen Philosophie. Gadamer erscheint eher als ein Jünger Heideggers.

4. These: Die anerkannten deutschen Philosophen sind für aktuelle Tendenzen des Denkens nicht repräsentativ.

Auf Nachfragen nach ihren wissenschaftlichen Lehrern und Mitarbeitern wurden in den meisten Fällen Spezialisten für die Klassiker Kant, Hegel und Schelling genannt. Dass Apel, Habermas und Tugendhat in diesem Zusammenhang ungenannt bleiben, erklärt die Tatsache, dass die Fachrichtung Ethik in Spanien nicht der Philosophie zugerechnet wird.

Erstaunlich ist jedoch, dass in der Liste der Nennungen kein Vertreter der Analytischen Philosophie auftaucht, auch nicht der Logik oder der Wissenschaftstheorie, dem dritten großen Gebiet, in das sich in Spanien das akademische Philosophiestudium aufteilt. Diese auffälligen Lücken zeigen deutlich die generelle Orientierung der Befragten, von denen 17 der Hermeneutik anhängen, vier der Phänomenologie und drei der Transzendentalphilosophie (als wäre dies ein heutzutage noch bestehender Zweig des Denkens). Nur zwei gaben an, die Analytische Philosophie zu vertreten.

5. These: Die Wahl der Universitäten hängt in erster Linie von ihren Archiven und Schwerpunkten ab, nicht von ihrer Bedeutung für die aktuelle deutsche Philosophie.

München ist die am meisten besuchte Gastuniversität (9 Nennungen), urteilte man aber nach den beliebtesten Professoren, so ginge man dort hauptsächlich hin, um Fichte, Hegel und Schelling zu studieren. Es folgen Mainz mit Schwerpunkt Kant und Bochum mit Schwerpunkt Hegel (je 5 Nennungen); Frankfurt, übrigens die einzige Universität, an der zeitgenössische Philosophen (der Ethik) gefragt sind, findet viermal Erwähnungen. Berlin wiederum wurde hauptsächlich wegen Hegel gewählt (3 Nennungen). Die restlichen 14 Universitäten wurden jeweils nur von einem oder zwei spanischen Wissenschaftlern besucht. Angesichts von 17 Befragten, die ihren eigenen Angaben zufolge die hermeneutische Richtung vertreten, verblüfft, dass nur zwei in Heidelberg bei Gadamer, und niemand in Freiburg, dem „offiziellen“ Zentrum der Heideggerianer, studiert hatte.

6. These: Philosophie an den spanischen Universitäten zeichnet sich durch ihre Fixierung auf die Vergangenheit aus und vernachlässigt die kritische Auseinandersetzung mit der Gegenwartsphilosophie.

Auf die Frage nach den jeweiligen Fachgebieten, werden neben vielen anderen in erster Linie Philosophiegeschichte (20-mal) und Metaphysik (10-mal) genannt. Interessanterweise wird auf die Frage nach persönlichen Interessen nur von einem Befragten angegeben, er befasse sich mit Philosophiegeschichte. Hier tut sich ein Abgrund auf zwischen der Realität des Lehrers, der bei anderen das Denken der Vergangenheit studiert hat, und der subjektiven Einschätzung seiner selbst, wenn es darum geht, wo sich die Befragten selbst für „Philosophen“ oder Experten eines bestimmten thematischen Gebietes halten.

Schlussfolgerungen und Perspektiven

Vergleichbar mit dem Denken des antiken Griechenland oder der Renaissance scheint sich ebenso die deutsche Philosophie von ihrem eigenen Land und ihren besonderen Eigenheiten (soweit heute noch existent) gelöst zu haben, um sich auf die Ebene der Klassik zu begeben. Dies ist zweifellos ehrenhaft, der Preis, den man zahlt, besteht jedoch darin, dass man ihre Philosophie der Vergangenheit zurechnet, die man mit genüsslicher Gelehrsamkeit erforscht. Ich selbst habe ein Buch veröffentlicht, das ich *La Restauración* genannt habe, ohne die mögliche Zweideutigkeit des Titels in Betracht zu ziehen. Einen gebildeten Spanier muss dieser Ausdruck zwangsläufig an Alfons XII. und die Wiedereinführung der Monarchie erinnern, statt an die französisch-deutsche Zeit von 1815–1830, in der das Gedankengut der Hegelschen Schule und ihrer Gegner in Berlin führend war. Abgesehen von einigen Gegenwartsbezügen ist das Buch so geschrieben, als sei die Tatsache, dass ich als Autor Spanier bin, irrelevant, und als richte es sich weder speziell an deutsche Leser (das Buch ist tatsächlich nicht übersetzt worden) noch an spanische, sondern an jeden Historiker, Literaten oder Philosophen, der sich für die Epoche interessiert.

In der Mehrzahl der Fälle berücksichtigt man nicht einmal das zeitliche Entstehungsumfeld, sondern die logische, metaphysische Verknüpfung oder die der Entwicklungs- und Wirkungsgeschichte der Ideen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, dass die einzigen Ausnahmen (Apel, Habermas, Tugendhat) mehr ein ethisch-politisches (oder rechtsphilosophisches) Interesse vertreten als ein eigentlich philosophisches.

Daraus resultieren folgende Punkte:

- 1.) „Echte“ Philosophen oder zumindest solche, die sich Themen und nicht Autoren auf verschiedenen Gebieten der aktuellen philosophischen Wissenschaft widmen (zum Beispiel Hans Blumenberg, Reinhard Koselleck, Odo Marquard, Norbert Bolz, Vittorio Hösle, Wolfgang Welsch, Walther Zimmerli und andere), werden gar nicht oder höchstens einmal zitiert. Lediglich die drei zuerst Genannten werden allmählich übersetzt.
- 2.) Deutsche Professoren passen sich ihren spanischen (und natürlich auch französischen, italienischen und nordamerikanischen) Kolle-

gen immer mehr an, so dass auf Kongressen die Nationalität mehr und mehr an Bedeutung verliert. Hinzu kommt Folgendes: Wer sich nach Deutschland begibt, verfolgt dabei das Ziel, Bibliotheken und Dokumentationszentren zu Rate zu ziehen oder sich gewissermaßen „philologisch“ mit einem Klassiker zu beschäftigen und weniger, den Vorträgen eines ausgewiesenen Experten zu folgen. Im Allgemeinen scheint die Idee des Lehrers mit Bloch, Blumenberg und Gadamer (um nicht vom großen Meister Heidegger zu sprechen) ausgestorben zu sein.

- 3.) Daraus folgt wiederum, dass viele junge spanische Forscher lieber nach Frankreich, Italien oder in die USA gehen (oder sogar gleich in Spanien bleiben), um die klassische deutsche Philosophie zu studieren, da dort Archive und Dokumentationszentren entstehen, die den deutschen durchaus Konkurrenz machen oder sie gar, wie im Falle der USA, übertreffen. Außerdem treten Professoren auf, die in ihrem Fachwissen den deutschen in nichts nachstehen oder ihnen sogar vorgezogen werden (Verra, Vitiello und Cesa in Italien; Jean Grondin – eigentlich der Nachfolger von Gadamer – in Kanada und ganz allgemein in Nordamerika; Richir in Belgien und Courtine in Frankreich für die Phänomenologie; in Spanien Villacañas für den Kantismus; Valls Plana, Ripalda und ich selbst für Hegel; Martínez Marzoa, Navarro Cordón und Ramón Rodríguez für Heidegger, etc.), um nicht von den Professoren zu sprechen, die um ihrer selbst willen gehört werden. Apel und Habermas scheinen keine herausragenden Nachfolger hinterlassen zu haben (es sei denn, man gestehe dem großen Gegenspieler Peter Sloterdijk ihren Platz zu).
- 4.) Dagegen üben – nach Foucault und Deleuze – weiterhin Paul Ricoeur, Jacques Derrida und Jean-Luc Nancy (und für einen sehr differenzierten Bereich der Phänomenologie Jean-Luc Marion) in Frankreich einen großen Einfluss aus, Cacciari, Severino oder Vatlimo ihrerseits in Italien und John Rawls oder Richard Rorty (und auf einem verwandten Gebiet Harold Bloom) in den USA. Sie alle betrachten sich als Erben der deutschen Tradition. Ein Beispiel: Unter der Schirmherrschaft von Hans-Georg Gadamer, die ihm wenige Tage vor seinem Tod angetragen wurde, ist im Mai 2002 das Internationale Institut für Hermeneutik ins Leben gerufen worden. Sein Sitz befindet sich in Toronto. Sein erster Kongress fand an der

Universität von St. Bonaventure im Staat New York statt. Die offizielle Sprache war Englisch, wenn auch Deutsch bei einigen Vortragenden zugelassen war, allerdings eher wegen Schwierigkeiten mit dem Englischen als wegen der terminologischen Genauigkeit. In der Mehrzahl der philosophischen Fachzeitschriften erscheinen immer mehr englische Artikel, während das Französische als „gelehrte“ Sprache langsam verschwindet. Die *Heidegger-Studien* (mirabile dictu!) beinhalten mehr Artikel auf Englisch als auf Deutsch, obwohl sie neuerdings in Berlin herausgegeben werden und nicht mehr in Oakbrook/Illinois in den USA. So überrascht es leider kaum, dass die Subventionen für eine so prestigeträchtige Veröffentlichung wie der *Diálogo Científico*, die speziell dem gedanklichen Austausch zwischen Deutschland und Iberoamerika (u. U. Spanien miteinbezogen) gewidmet ist, gestrichen wurden. Die Folgen dieser Entscheidung sind nicht absehbar, handelt es sich doch um eine der wenigen Verbindungsbrücken zwischen den beiden Kulturen. Aber es ist sicherlich das Konzept der *nationalen* Kultur (wenn sich Iberoamerika überhaupt als eine einzige Kulturnation betrachten darf), das unerwünscht ist.

Mit anderen Worten: Die deutsche Philosophie wird immer mehr (wenn auch nicht im Heideggerschen Sinne) von allen Experten – von Neuseeland bis Tokio, New York oder Pamplona – als das geistige Vermächtnis des Abendlandes verstanden und nach Griechenland als zweiter großer Moment der Philosophie schlechthin.

Die klassische deutsche Philosophie wurde so wie die antike griechische zumindest bis jetzt als gesamtabendländisches Erbe betrachtet, wobei man soweit ging, das Abendland in seiner Eurozentrik mit der gesamten Menschheit gleichzusetzen. Dieses Vermächtnis steht genauso wie das der Antike allen Wissenschaftlern offen, unabhängig von Nationalität, Ideologie oder Glaube. Es hat immer viele Chinesen und Koreaner im Hegel-Archiv und viele Japaner gegeben, die an der Schule von Heidegger interessiert waren.

Vor diesem Hintergrund läuft Deutschland Gefahr, der „Archivkrankheit“ (Derrida) zu erliegen und sich in ein Mausoleum klassischer Werke und Autoren zu verwandeln, an Stelle eines pulsierenden und expandierenden philosophischen Zentrums. Und sogar jene zweifelhafte Ehre des „Archivarentums“ wird ihm von den USA mit immer grö-

ßerem Erfolg streitig gemacht. Ich kenne spanische und italienische Studenten, die, nachdem sie über Kant in Deutschland geforscht haben, in die gigantische „Library of Congress“ in Washington gehen, um ihre Forschungen zu vertiefen oder, laut Aussage von Garzón Valdés, nach Harvard, um bei John Rawls Kants Lehren zu studieren.

Paradoxerweise könnte dies ein großer Vorteil für die aufkeimende wissenschaftlich-philosophische Bewegung in Spanien werden. Nach dem Bürgerkrieg war es nahezu unmöglich (und fraglich, ob überhaupt wünschenswert), an eine ohnehin schwache Tradition anzuknüpfen, die sich allein auf die Namen Ortega y Gasset und Unamuno stützte (eventuell noch auf Zubiri und einige Gelehrte im Exil) – Denker eines Spaniens, das uns heute fremd ist. Einfacher und bereichernder wäre doch, uns das deutsche Vermächtnis zu eigen zu machen und es mit dem der griechischen Welt, einigen Tropfen französischen Charmes und italienischer *Finezza* zu versehen. Die Frage ist, wie zeitgenössische Philosophie heute betrachtet werden soll: als *kontinentale* Philosophie (denn solange Großbritannien nicht für die „Sache“ gewonnen ist, können wir nicht von *europäischer* Philosophie sprechen) oder als *analytische* Philosophie (die als Ganzes *velis nolis* Macht und Einfluss mit der „kontinentalen“ teilen muss, insbesondere in den USA).

Der Austausch zwischen deutschen und spanischen Professoren und Studenten, zum Beispiel auf Kongressen, zeigt, dass die Vorrangstellung, die das deutsche akademische „Establishment“ gegenüber dem spanischen angeblich einnahm, überholt ist. Spanische und deutsche Wissenschaftler unterscheiden sich aufgrund ihrer nationalen Traditionen nicht.

Aber nicht, weil wir in Spanien einen „german way of philosophical life“ angenommen hätten, sondern weil beispielsweise in der Gemeinschaft der Hegel-Kenner überall die gleichen rigorosen Normen und Kriterien für die Argumentation und den Umgang mit Quellen gelten – vergleichbar mit irgendeiner anderen wissenschaftlichen Tätigkeit jenseits von jeder Berücksichtigung des nationalen Charakters.

Ein ganz anderes Panorama tut sich auf, wenn wir nicht von der Lehre der Philosophie sondern von „aktuellem Denken“ sprechen. In diesem Fall ist es offensichtlich, dass der Austausch der Gedanken und Forschungsergebnisse zwischen beiden Ländern intensiviert werden muss. Dies kann nur im Rahmen der Europäischen Union geschehen, angeregt durch die Philosophen desselben Gebietes, mit dem noch weit

entfernten Ziel, allmählich ein spezifisch europäisches Denken zu entwickeln, das sich gegenüber den anderen hegemonialen Blöcken, Nordamerika und Japan, absetzt. In diesem Sinne liegt es auf der Hand, dass die jeweiligen Sprach- und Kulturinstitute (Instituto Cervantes und Goethe-Institut) eine zunehmend größere Korrespondenz zwischen den Philosophen beider Länder aufbauen müssen. Dies sollte aber aus meiner Sicht, und das scheint mir entscheidend zu sein, in einem größeren Rahmen geschehen, mit anderen nationalen Kulturinstituten, aber auch internationalen Institutionen und Stiftungen, wo durch die Teilnahme von Fachleuten anderer Nationen eine fruchtbare Begegnung von bilateraler Bedeutung stattfinden kann. Auf diese Weise würde ein zukünftiger Dialog der Philosophie zwischen Spanien und Deutschland (denn ich glaube nicht mehr an ein ausschließlich spanisches oder deutsches Denken, sondern an ein nahe bevorstehendes gemeinsames europäisches Denken) als Vorbild und Anregung für den Aufbau immer weiterreichender Netzwerke dienen und könnte die alten Hierarchien, die reale Machtbeziehungen verschleierten und manchmal fast schamlos als „reines Denken“ maskierten, zum Verschwinden bringen.

Umfrage über den Einfluss der deutschen Philosophie in Spanien

In Auftrag gegeben von Félix Duque
Stand: Juni 2002

30 Befragte:

10	Professoren
12	Absolventen
2	emeritierte Professoren
1	außerordentlicher Professor
1	Assistent
1	Wissenschaftlicher Mitarbeiter
3	ohne genaue Angaben

I. Professoren an deutschen Universitäten, bei denen spanische Studenten und Professoren studierten

Apel, K.O. (Frankfurt)	
Berlinger, R. (Würzburg)	
Bieri, P. (Berlin)	
Blätner (Kiel)	
Brandt, R. (Marburg)	
Brandt, R. (Marburg)	
Cramer, K. (Göttingen)	
Düsing, K. (Köln)	
Eberhard, S. (München)	
Eichinger, M. (Münster)	
Fischer, N. (Mainz)	
Funke, G. (Mainz)	(4)
Gadamer, H.G (Heidelberg)	
Gerlach, H.-M. (Mainz)	(2)
Gethmann-Siefert, A.-M. (Bochum)	

Groys, B.(Münster)
 Habermas, J. (Frankfurt) (2)
 Heinekamp, A. (Leibniz-Archiv) (Hannover)
 Henrich, D. (München)
 Holz, H. (Münster)
 Hunermann, P. (Münster)
 Inciarte, F. (Münster)
 Jacobs, W.J. (München)
 Jantzen, J. (München)
 Kaulbach, Fr. (Erlangen)
 Krings, H. (München)
 Lucas, H.-Ch. (Bochum) (2)
 Malter, R. (Mainz)
 Müller-Lauter, W.
 Poeggeler, O. (Bochum) (2)
 Poser, H. (Berlin)
 Puntel, L.B. (Berlin)
 Reisenen, P. (München)
 Riedel, M. (Erlangen)
 Schrader, W. (Siegen) (2)
 Seebohm, M. (Mainz)
 Simon, J. (Köln)
 Slaquarda, J. (Wien)
 Sprute, J. (Göttingen)
 Stolleis, M. (Frankfurt)
 Suädelbach, H. (Hamburg)
 Theunissen, M. (Heidelberg)
 Tugendhat, E. (Berlin)
 Wiehl, R. (Heidelberg)
 Wisser, R. (Mainz)
 Wohlfart, G. (Wuppertal)

II. Deutsche Universitäten, an denen spanische Studenten und Professoren studierten

Berlin	(3)
Bochum	(5)
Bonn	(1)
Erlangen	(1)
Frankfurt	(4)
Göttingen	(1)
Hamburg	(1)
Hannover	(1)
Heidelberg	(2)
Kiel	(1)
Köln	(1)
Konstanz	(1)
Mainz	(5)
Marburg	(2)
München	(9)
Münster	(2)
Siegen	(2)
Wuppertal	(1)
Würzburg	(1)

III. Indirekter Einfluss während des Studiums, bei der Doktorarbeit und während der Tätigkeit als Professor

	Studium	Doktorarbeit	Professorentätigkeit
Adorno	1		2
Arendt	1		1
Benjamin		2	2
Böhme			1
Buber		1	
Büchner	1		
Dilthey			1
Fichte		1	1
Frank		1	2

	Studium	Doktorarbeit	Professorentätigkeit
Gadamer		2	3
Habermas	1		2
Hegel	3	1	2
Heidegger	5	4	3
Henrich			1
Husserl	1	1	1
Idealismus	1		
Kafka	1		
Kant	7	5	4
Kierkegaard	1		
Koselleck			1
Nietzsche	2		2
Novalis	1		1
Romantik	1		
Schelling		1	2
Schopenhauer	2	2	2
Wittgenstein	2	2	2

IV. Allgemeine Orientierung

Dialektik	(1)
Phänomenologie	(4)
Philosophie	(1)
Analytische Philosophie	(2)
Transzendente Philosophie	(3)
Hermeneutik	(17)
Philosophiegeschichte	(1)
Deutscher Idealismus	(2)
Literatur	(1)
Mystik	(1)
Transzendente Methode	(1)
Kritische Theorie	(2)

V. Orientierung nach philosophischen Disziplinen

Ästhetik	(2)
Ethik	(2)
Kunstphilosophie	(1)
Sprachphilosophie	(1)
Geschichtsphilosophie	(1)
Politische Philosophie	(1)
Ontologie	(1)
Transzendente Philosophie	(18)
Philosophiegeschichte	(20)
Literaturgeschichte	(1)
Geschichte der moralischen Ideen	(1)
Politische Geschichte	(1)
Deutscher Idealismus	(1)
Metaphysik	(9)
Gesellschaftstheorie	(1)
Erkenntnistheorie	(2)

VI. Einfluss deutscher Autoren

Adorno	(1)
Apel	(2)
Dilthey	(1)
Fichte	(8)
Gadamer	(4)
Habermas	(2)
Hamann	(1)
Hartmann	(1)
Hegel	(15)
Heidegger	(13)
Herder	(1)
Hölderlin	(1)
Humboldt	(1)
Husserl	(3)
Kant	(26)
Leibniz	(3)

Lessing	(1)
Marx	(3)
Nietzsche	(8)
Rilke	(1)
Rosenzweig	(1)
Schelling	(6)
Schiller	(1)
Schopenhauer	(5)
Wittgenstein	(1)

VII. Einfluss deutscher philosophischer Werke

Wissenschaft der Logik (Hegel)	(6)
Kritik der Urteilskraft (Kant)	(5)
Kritik der praktischen Vernunft (Kant)	(3)
Kritik der reinen Vernunft (Kant)	(19)
De rerum originatione radicali (Leibniz)	
Dialektik der Aufklärung (Horkheimer/Adorno)	(3)
Negative Dialektik (Adorno)	
Wissenschaftslehre 1804 (Fichte)	
Einleitung in die Geisteswissenschaften (Dilthey)	
Welt als Wille und Vorstellung (Schopenhauer)	(2)
Phänomenologie des Geistes (Hegel)	(5)
Grundlage des Naturrechts, nach Prinzipien der Wissenschaftslehre (Fichte)	
Zur Genealogie der Moral (Nietzsche)	
Geschichte der neueren Philosophie (Schelling)	
Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (Fichte)	
Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (Kant)	(3)
Ideen I (Husserl)	
Identität und Differenz (Heidegger)	
Über das Wesen der menschlichen Freiheit (Schelling)	
Logische Untersuchungen (Husserl)	
Vorlesungen zur Geschichtsphilosophie (Hegel)	
Metakritik des Purismus der reinen Vernunft (Hamann/Herder)	
Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand (Leibniz)	
Sein und Zeit (Heidegger)	(12)

System des transzendentalen Idealismus (Schelling)
Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers (W. v. Humboldt)
Tractatus Logico-Philosophicus (Wittgenstein)
Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn (Nietzsche)
Wahrheit und Methode (Gadamer) (6)

VIII. Doktorarbeiten

(Originaltitel und Übersetzungen der spanischen Titel)

- Opus postumum (**Kant**)
- La realidad en sí en **Kant** (*Die Wahrheit an sich bei Kant*)
- La fundación formal de la ética (sobre **Kant**) (*Die formale Gründung der Ethik*)
- La Filosofía práctica de **Kant** ... (*Die praktische Philosophie Kants*)
- El problema de las formas negativas en la teoría estética desde **Kant** hasta **Rosenkranz** (*Die Problematik der Verneinungen in der ästhetischen Theorie von Kant bis Rosenkranz*)
- Res cogitans en **Spinoza** (*Res cogitans bei Spinoza*)
- Filosofía de J.G. **Fichte** de 1804 a 1806 (*Die Philosophie von J.G. Fichte von 1804 bis 1806*)
- Derecho natural y revolución. La polémica de la Filosofía política en la época de **Fichte** (*Naturrecht und Revolution. Die Polemik der Politischen Philosophie in der Epoche von Fichte*)
- Recepción de **Hegel** por Ortega y Gasset (*Die Hegel-Rezeption von Ortega y Gasset*)
- Teoría crítica de Adorno y Habermas (*Kritische Theorie von Adorno und Habermas*)
- Metafísica del Amor (**Scheler, Freud**) (*Metaphysik der Liebe [Scheler, Freud]*)
- Lógica trascendental en versión fenomenológica (*Transzendente Logik in phänomenologischer Darstellung*)
- **Gadamer** y la pertinencia de traducir (*Gadamer und die Angemessenheit des Übersetzens*)
- La lógica de **Hegel** (*Die Logik Hegels*)
- La crítica de la metafísica en **Nietzsche** (*Die Kritik der Metaphysik bei Nietzsche*)

- Ciencia e Historia en **Leibniz** (*Wissenschaft und Geschichte bei Leibniz*)
- La Filosofía de „El capital” (*Die Philosophie von „Das Kapital“*)
- El principio dialógico como crítica al Yo trascendental (*Der dialogische Anfang als Kritik des transzendentalen Ichs*)
- **Humboldt**, Filosofía del lenguaje (*Humboldt. Sprachphilosophie*)
- El Nietzsche de **Heidegger** (*Nietzsche bei Heidegger*)
- La presencia de Kant en **Heidegger** (*Die Rolle Kants bei Heidegger*)
- Dasein, Trascendencia, Verdad. La epistemología de **Wittgenstein** (*Dasein, Transzendenz, Wahrheit. Die Erkenntnistheorie von Wittgenstein*)
- Filosofía del lenguaje de Friedrich Hardenberg (*Sprachphilosophie von Friedrich Hardenberg*)

IX. Übersetzungen aus dem Deutschen ins Spanische, Artikel und Bücher über folgende Autoren

	Übersetzungen	Artikel	Bücher
Adorno	(3)	(1)	
Apel	(6)	(4)	
Bal	(1)		
Benjamin		(3)	
Blumenberg	(1)		
Celan		(1)	
Dilthey	(1)		
E.T.A. Hofmann	(1)		
Eberhard	(1)		
Erhard			
Frankfurter Schule			(1)
Feuerbach	(1)	(6)	(1)
Fichte	(8)	(12)	
Frank	(1)		
Freud		(1)	
Gadamer	(3)	(3)	(1)
Goethe	(1)	(2)	
Habermas			
Handke		(1)	(2)
Hegel	(7)	(60)	(4)

	Übersetzungen	Artikel	Bücher
Heidegger	(17)	(34)	(5)
Hölderlin		(9)	
Humboldt		(1)	(2)
Husserl		(2)	
Deutscher Idealismus			(1)
Jaspers	(1)	(1)	
Kant	(15)	(50)	(8)
Die Kritische Ära			(1)
Restauration			(1)
Lauth	(5)	(1)	
Leibniz		(6)	
Lessing	(1)		
Marx			(1)
Meinecke			(1)
Nietzsche	(1)	(11)	(6)
Novalis	(2)	(1)	
Poeggeler	(2)		
Rilke	(1)	(1)	(1)
Rosenkranz			(1)
Schelling	(8)	(17)	(2)
Schlegel	(1)		
Sloterdijk	(2)		
Schopenhauer	(4)	(2)	(2)
Trakl		(1)	
Troeltsch			(1)
Tugendhat	(1)	(4)	
Wittgenstein	(1)	(3)	

X. Derzeitiger deutscher Beitrag zum spanischen Philosophischen Denken

Sehr viel	11
Viel	8
Mittel	3
Wenig	2
Gar nicht	0

Ernesto Garzón Valdés

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Hispanoamerika im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie

1. Einleitung

Um den Lesern die Einordnung der nachfolgenden Überlegungen zu erleichtern, möchte ich zwei persönliche Informationen voranstellen. Die erste betrifft meine Eigenschaft als argentinisch-deutscher Universitätsprofessor. Die fünfzig Jahre Lehre und Forschung, die hinter mir liegen, habe ich praktisch genau zur Hälfte in Argentinien und der spanischsprachigen Welt einerseits und in Deutschland andererseits verbracht – je 25 Jahre hier und dort. Zum zweiten ist vielleicht erwähnenswert, dass ich aus beruflichen Gründen seit Mitte des letzten Jahrhunderts immer wieder an Projekten mitgewirkt habe, die – mehr oder weniger erfolgreich – der Förderung internationaler Kulturbeziehungen dienten. Diese biografischen Umstände erlauben es mir, über das vorliegende Thema Überlegungen anzustellen, die frei von patriotischem Pathos sind und die unterschiedlichen Interessen der verschiedenen beteiligten Akteure berücksichtigen, und darüber gewissermaßen als Insider zu sprechen.

Aufgrund meiner eigenen fachlichen Spezialisierung kann ich im Folgenden nur auf die Kulturbeziehungen im Bereich der Sozialwissenschaften (im weitesten Sinne) und der Philosophie eingehen, werde also die großen Bereiche der Kunst, der Literatur und der Naturwissenschaften weitestgehend außer acht lassen müssen. Im Übrigen werde ich mich überwiegend auf Lateinamerika konzentrieren und spanische Beispiele nur am Rande erwähnen.

Schon bei einer ersten Annäherung an das Thema der deutsch-lateinamerikanischen Beziehungen im Bereich der Sozialwissenschaften und der philosophischen Reflexion fallen zumindest vier Merkmale ins Auge:

(1) Eine unverkennbare doppelte Asymmetrie: Einerseits war und ist in Deutschland das Interesse an philosophischen und sozialwissenschaftlichen Entwicklungen in Hispanoamerika sehr gering, während umgekehrt das hispanoamerikanische Interesse für die Philosophie und die Sozialwissenschaften in Deutschland eine lange Tradition hat. Und andererseits gibt es nur sehr wenige lateinamerikanische oder spanische Untersuchungen zu konkreten Aspekten der deutschen Gegenwart oder Vergangenheit, während deutsche Wissenschaftler sich sehr wohl mit konkreten Problemen der sozialen, politischen, wirtschaftlichen und sogar ideologischen Gegebenheiten Spaniens und Lateinamerikas in Vergangenheit¹ und Gegenwart befassen.

Schon an dieser Stelle möchte ich auf eine wichtige begriffliche Unterscheidung hinweisen: nämlich die Unterscheidung zwischen dem *Interesse*, das man an einem bestimmten Forschungsgebiet haben mag, und dem *Einfluss*, den das Wissen über fremde Ideen und Vorstellungen auf die eigenen ausüben kann. Wenn ein solcher Einfluss vorhanden ist, steht er zwar in vielen Fällen vermutlich in einer kausalen Beziehung zu einem ursprünglich vorhandenen Interesse; aber nicht immer führt Interesse auch zu Einfluss. Diese Beziehung zwischen Interesse und Einfluss spielt eine wesentliche Rolle für die Konzeption jeder Kulturpolitik – oder sollte sie jedenfalls spielen. Ich werde darauf weiter unten zurückkommen. Was ich hier betonen möchte ist, dass im Falle Lateinamerikas (und ich denke, dasselbe gilt auch für den Fall Spaniens) nicht nur von Interesse für das deutsche geistige Schaffen in den Sozialwissenschaften und der Philosophie die Rede sein kann, sondern dass letzteres auch einen erheblichen Einfluss auf das hispanoamerikanische Denken ausgeübt hat. Umgekehrt dagegen war im deutschen Fall das punktuelle Interesse zumindest an Lateinamerika zwar oft größer, aber der dadurch stimulierte Einfluss war – abgesehen von einigen wenigen Teilbereichen in der Rechtsphilosophie, der Theologie und der Theorie der internationalen Wirtschaftsentwicklung – vernachlässigbar klein.

¹ Es sei daran erinnert, dass der erste Historiker am Río de la Plata ein Deutscher war: Ulrich Schmidl.

(2) Diese doppelte Asymmetrie von Interesse und Einfluss steht in deutlichem Kontrast zu der Ausgewogenheit, die auf anderen Gebieten intellektueller Aktivität, wie etwa im Bereich der Literatur, festzustellen ist. Über lateinamerikanische Schriftsteller weiß man in Deutschland ziemlich gut Bescheid, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, dass es diesbezüglich sogar einen fruchtbaren Austausch von Ideen und Kenntnissen gibt.

(3) Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die traditionelle Vorherrschaft der deutschen Philosophie zunehmend zurückgedrängt durch die immer stärkere Rezeption angloamerikanischer Autoren.

(4) Was die Förderung der kulturellen Beziehungen in den genannten Bereichen angeht, ist auf zwei in gewissem Sinne gegenläufige Tendenzen hinzuweisen: Einerseits gibt es ein deutliches Interesse an der Intensivierung der kulturellen Kontakte, andererseits aber auch ein gewisses Fehlen von Kontinuität bei manch begonnenem Projekt und gelegentlich sogar eine unübersehbare Hilflosigkeit bei der Auswahl der jeweiligen Adressaten. Die Kombination dieser beiden Tendenzen führt leicht zur rhetorischen Überbewertung des „Kulturellen“ bei gleichzeitiger Wirkungslosigkeit der aufgewendeten Mühen.

Ich möchte im Folgenden etwas näher auf jeden dieser vier Punkte eingehen und dabei zugleich auch einige Überlegungen zur möglichen zukünftigen Entwicklung der Beziehungen in den hier angesprochenen Bereichen anstellen.

2. Eine doppelte Asymmetrie

Im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie gibt es wohl kaum einen in Lateinamerika (oder auch in Spanien) geschriebenen Beitrag, der nicht den Einfluss irgendeines zeitgenössischen deutschen Autors spüren ließe. Man denke hier nur an Namen wie Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Ernst Tugendhat, Herbert Marcuse oder Theodor W. Adorno. Selbst ein Werk wie das des Argentiniers Enrique Dussel zur so genannten „Befreiungsethik“, das den Anspruch erhebt, authentischer Ausdruck eines genuin lateinamerikanischen Denkens zu sein, enthält in seiner jüngsten Auflage (Dussel 1998) eine gigantische

Namensliste von 503 Autoren, von denen jedoch lediglich 46 spanischsprachig sind. Und von diesen werden die allermeisten nur ein einziges Mal genannt. Jürgen Habermas dagegen ist 72 Mal erwähnt. Umgekehrt dagegen ist mir kein Werk von Habermas bekannt, in dem Dussel oder irgendein anderer lateinamerikanischer Autor Erwähnung fände. Ähnliches gilt auch für Niklas Luhmann, sieht man einmal von seiner Rezeption einiger Ideen von Humberto Maturana ab. Selbst Autoren wie José Ortega y Gasset, Xavier Zubiri oder Francisco Miró Quesada, die in der hispanoamerikanischen Welt so große Bedeutung besitzen, sind bei ihren deutschen Kollegen nicht auf größeres Interesse gestoßen. Mit dem lateinamerikanischen philosophischen Denken haben sich in Deutschland eher noch Politologen beschäftigt, die vor allem daran interessiert waren, den ideologischen Grundlagen der politischen Regime des Subkontinents nachzugehen. Das gilt etwa für Nikolaus Werz, heute Professor für Politikwissenschaft an der Universität Rostock, der 1991 eine umfangreiche Monografie über das zeitgenössische Denken in Lateinamerika vorgelegt hat (Wertz 1991). Weitere Beispiele ließen sich anführen, aber schon diese wenigen genannten genügen, um zu illustrieren, dass man jedenfalls für die Philosophie zwar vielleicht von einem (außerphilosophischen) sektoralen *Interesse* sprechen kann, nicht aber von einem nennenswerten *Einfluss* des lateinamerikanischen Denkens auf das deutsche.

Nicht viel anders sieht dies in den Sozialwissenschaften aus. Für einen sozialwissenschaftlich so wichtigen Bereich, wie den der Rechtsdogmatik beispielsweise, gilt, dass fast alle Mitglieder der kleinen Gruppe deutscher Juristen, die sich mit der Entwicklung der Rechtswissenschaft in Lateinamerika auskennen, betonen, dass das Wissen über die Rechtssysteme und juristischen Institutionen Lateinamerikas in Deutschland eindeutig unbefriedigend ist. Zwei Beispiele mögen dies belegen. Bei Dietrich Nelle (1988: 35) heißt es:

Zu der stark gewachsenen politischen und wirtschaftlichen Bedeutung Lateinamerikas [...] steht die vergleichsweise geringe Beachtung, die das lateinamerikanische Recht bisher in Deutschland gefunden hat, in einem deutlichen Widerspruch: Abgesehen von bestimmten Kontakten mit Brasilien fehlt es weitgehend an einem regelmäßigen, intensiven rechtswissenschaftlichen Austausch. Entsprechend knapp ist auch die in Deutschland bisher über lateinamerikanisches Recht erschienene Literatur.

Und ähnlich äußerte sich auch Hans-Rudolf Horn (1989: 128):

Der Beitrag Lateinamerikas zur Verbesserung des Verfahrens des Grundrechtsschutzes wird von der verfassungsvergleichenden Forschung erst ganz allmählich zur Kenntnis genommen. Juristen folgen nur langsam den Vertretern der Politik- und Literaturwissenschaft, die schon vor einiger Zeit ihre Liebe zu diesem Halbkontinent entdeckt haben.

Das spiegelt sich auch in der Sekundärliteratur wider, die deutsche Juristen benutzen, wenn sie sich mit lateinamerikanischem positivem Recht befassen: Deutsche Autoren fehlen hier fast ganz – im Unterschied zu angelsächsischen Autoren, die recht zahlreich vertreten sind. Dazu wieder einige Beispiele, die jeweils zehn Jahre auseinander liegen:

In Hans Christoph von Rohrs Monografie zum Amparo-Prozess in Argentinien (1969) taucht unter 132 genannten Autoren nur ein einziger deutschsprachiger – H. Krotoschin – auf, der sich mit dem Thema befasst hat. In Jürgen Samtlebens hervorragendem Buch zum lateinamerikanischen internationalen Privatrecht (1979) kommen von 382 in der Bibliografie genannten Autoren nur 52 aus dem deutschen Sprachraum, von denen aber nur neun (darunter Samtleben selbst) mit Arbeiten zum lateinamerikanischen Recht zitiert sind. Und in Dietrich Nelles Untersuchung zum Kodifizierungswerk von Andrés Bello (1988) sind von 301 genannten Autoren zwar 96 deutschsprachig, aber nur vier davon haben zum lateinamerikanischen Recht gearbeitet.²

² Betrachtet man deutschsprachige Periodika, die sich dem internationalen Privatrecht widmen, wie etwa *Rabels Zeitschrift für ausländisches und internationales Privatrecht*, sieht es kaum anders aus: Von den 18 Aufsätzen, die 1980 publiziert wurden, behandelten fünf (28%) allgemeine Themen, fünf (28%) Europa, drei (17%) die Vereinigten Staaten und Kanada, je zwei (11%) Australien/Neuseeland bzw. Asien und nur einer (6%) Lateinamerika. Zehn Jahre später, im Jahr 1990, waren von 16 Aufsätzen acht (50%) Europa gewidmet, fünf (32%) allgemeinen Themen, je einer (6%) Asien, Afrika und Australien/Neuseeland; zu Lateinamerika gab es keinen einzigen Beitrag. In der Zeitschrift *Recht der Internationalen Wirtschaft* waren 1980 zu verzeichnen: von 120 Aufsätzen 60 (50%) zu Europa, 37 (31%) zu allgemeinen Themen, 14 (12%) zu USA und Kanada, sechs (5%) zu Afrika und nur drei (weniger als 3%) zu Lateinamerika; und 1990: von 146 Aufsätzen

Im August 1991 veröffentlichten Helen Ahrens (damals wissenschaftliche Assistentin am Max-Planck-Institut für Ausländisches und Internationales Privatrecht in Hamburg) und Andrea Tiedemann (Rechtsanwältin aus Frankfurt a. M.) eine *Bibliografie zum argentinischen Recht*, die Urteile und Schriften zum nationalen und internationalen argentinischen Recht unter „besonderer Berücksichtigung der deutsch-argentinischen Rechtsbeziehungen“ enthält. Auch hier ist der beschriebene Trend sichtbar: Von 24 Einträgen zum Verfassungs- und Verwaltungsrecht etwa, die in den vergangenen 22 Jahren veröffentlicht wurden, stammen zwar 17 von deutschsprachigen Autoren, aber vier von ihnen behandeln Themen, die mehr zur Politik- bzw. Wirtschaftswissenschaft zu rechnen sind als zur Rechtswissenschaft.

Angesichts all dieser statistischen Daten scheint die Behauptung nicht sehr gewagt, dass die Arbeit deutscher Juristen zum lateinamerikanischen Recht Pioniercharakter hat: Jeder dieser Autoren bewegt sich auf einem von der deutschen Rechtswissenschaft bis dahin nicht beachteten Feld.

Zudem ist aber auch die Beziehung zwischen deutschen und lateinamerikanischen Rechtswissenschaftlern asymmetrisch: Während so gut wie jeder lateinamerikanische Jurastudent zumindest Namen deutscher Zivilrechtler, Strafrechtler und Rechtsphilosophen kennt, ist dies umgekehrt nicht der Fall. Das kann allerdings kaum überraschen, da die deutsche Rechtswissenschaft im 19. Jahrhundert und bis in die drei-

77 (53%) zu Europa, 28 (19%) zu USA und Kanada, 26 (18%) zu allgemeinen Themen, sieben (5%) zu Asien, fünf (3%) zu Afrika und nur drei (2%) zu Lateinamerika. Die Zeitschrift *Verfassung und Recht in Übersee* widmete zwar 1977 (3. Quartal) eine ganze Nummer dem Thema „Recht und Politik in Mexiko“. Nimmt man aber die Jahre 1980 und 1990 als Vergleichsbasis, ist das Bild kaum anders als bei den anderen genannten Zeitschriften: 1980 behandelten von 20 Beiträgen ganze drei Lateinamerika und davon wiederum nur zwei den Bereich des Rechts; 1990 waren es von 15 Aufsätzen zwei zu Lateinamerika, davon keiner zum Recht. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch die Bibliografie, die in dieser Zeitschrift seit 1988 regelmäßig zusammengestellt wird: 1988 betrafen im 1. Quartal von 45 Einträgen zu Lateinamerika nur sechs deutschsprachige Autoren zu juristischen Themen, im 2. Quartal von 41 Einträgen nur drei, im 3. Quartal von 46 nur zwei, im 4. Quartal von 12 nur einer (1989/1: einer von 58, 1989/2: keiner von drei, 1989/3: zwei von zwei; 1989/4: keine Bibliografie; 1990/2: einer von 16, 1990/3: keiner von fünf, 1990/1 und 1990/4: kein Eintrag zu Lateinamerika).

Biger Jahre des 20. Jahrhunderts weltweit von einzigartiger Bedeutung war. Man denke nur an Friedrich Carl von Savigny, Rudolf von Jhering, Gustav Hugo, Franz von Liszt oder Karl Bergbohm im 19. und Hans Kelsen, Adolf Merkl, Carl Schmitt, Hermann Heller oder Gustav Radbruch im 20. Jahrhundert. Zur Illustration mag hier das Beispiel dienen, dass kürzlich Jorge Enrique Dotti ein 930 Seiten starkes Werk über den Einfluss Carl Schmitts in Argentinien vorgelegt hat (Dotti 2000). Und würde man nach ähnlichen Arbeiten zu Hans Kelsen suchen, fände man sicher eine ähnlich bedeutsame oder gar noch stärkere Rezeption.

Diese Asymmetrie steht in deutlichem Gegensatz zur deutschsprachigen Lateinamerikanistik in anderen Fachgebieten – etwa im Bereich der Politikwissenschaft. Während zahlreiche Monografien deutscher Politologen über die politischen Systeme und Probleme Lateinamerikas vorliegen, sind lateinamerikanische Untersuchungen über die politische Geschichte oder die heutige politische Wirklichkeit Deutschlands bestenfalls sehr dünn gesät. Eine Asymmetrie besteht also auch hier, aber genau in umgekehrter Richtung.

Und diese zweite Asymmetrie lässt sich offenbar nicht mit Hilfe der schon genannten Gründe – also durch den Einfluss, den die Entwicklung des Gegenstandsbereichs einer Disziplin in einem Land auf ein anderes haben kann – erklären. Deutsche Politikwissenschaftler interessieren sich nämlich für Lateinamerika gewiss nicht wegen des Einflusses, den die politische Entwicklung dieser Länder auf die Bundesrepublik haben könnte; schließlich entspricht dieser Einfluss durchaus dem der lateinamerikanischen Rechtsinstitutionen in Deutschland, das heißt: Er ist inexistent. Die Erklärung ist also anderswo zu suchen. Wahrscheinlich ist es die – auf nationaler wie auf regionaler Ebene – oft pathologische Situation der politischen Systeme in Lateinamerika, die das Interesse deutscher Politikwissenschaftler weckt. Das jüngste Buch von Peter Waldmann (2002) zur Anomie in Lateinamerika ist dafür ein gutes Beispiel.³

³ Angesichts der Tatsache, dass in Lateinamerika Militärputschs in der Regel für sich beanspruchen, im Namen der Verfassung zu erfolgen, kann es nicht überraschen, dass die richterliche Anerkennung von *De facto*-Regierungen eines der originellsten Themen der lateinamerikanischen Rechtskultur darstellt. Unter den Politik-

Gegen eine umfassendere Entwicklung deutschsprachiger Untersuchungen zum Recht in Lateinamerika wirkt sich zweifellos nicht zuletzt auch die Tatsache erschwerend aus, dass es für diese Fachrichtung – anders als etwa in der Politikwissenschaft – keine institutionelle Basis an den Universitäten gibt und dass sie deshalb nur im Rahmen von rechtsvergleichenden oder völkerrechtlichen Seminaren betrieben werden können. Dies erklärt auch die wichtige Rolle, die den Max-Planck-Instituten für Vergleichende Rechtswissenschaft und für Internationales Recht in dieser Hinsicht zukommt.⁴

Eines der bekanntesten Merkmale lateinamerikanischer Rechtsordnungen ist die große Diskrepanz zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und seiner tatsächlichen Umsetzung. Das gilt nicht nur für die Verfassungen, sondern auch für die verschiedenen Sparten des gewöhnlichen positiven Rechts.⁵ Kai Ambos, von dem schon eine vergleichende Studie zur Antiterroristen-Gesetzgebung in Deutschland, Großbritannien, Peru und Kolumbien (1989) vorliegt, hat dazu vor wenigen

wissenschaftlern mit juristischer Ausbildung ist wohl Tilman Evers (vgl. etwa Evers 1968) derjenige, der am deutlichsten die Bedeutung der Gesetzgebung von *De facto*-Regierungen für das Verständnis der totalitären Regime, die seit den sechziger Jahren in Lateinamerika errichtet wurden, herausgestellt hat. Seine Untersuchung zur „Argentinischen Revolution“ von Juan Carlos Onganía enthält eine Fülle von Hinweisen auf den rechtlichen Rahmen dieses politischen Systems und auf die Rechtslage seiner Institutionen (Evers 1972: bes. 79-102). Vgl. zum Thema der *De facto*-Regierungen auch Wolfgang Spoerr (1989) für den argentinischen und Franz B. Marré (1989) für den uruguayischen Fall.

⁴ Eine zunehmende Berücksichtigung des lateinamerikanischen Rechts ist darüber hinaus auch von den drei derzeit bestehenden Vereinigungen deutscher und lateinamerikanischer Juristen zu erwarten: von der *Deutsch-Mexikanischen Juristenvereinigung* (München), deren erklärtes Ziel es ist, die wechselseitige Kenntnis und das Verständnis der beiden Rechtsordnungen zu fördern; von der *Argentinisch-Deutschen Juristenvereinigung* (Buenos Aires) sowie von der *Deutsch-Brasilianischen Juristenvereinigung* (Frankfurt a. M.). Obwohl in ihren Leitungsgremien Juristen tätig sind, die sich seit langem dem Studium des lateinamerikanischen Rechts widmen, ist die Arbeit dieser Vereinigungen allerdings mehr auf Fragen der Rechtspraxis gerichtet, die eher für Rechtsanwälte als für Rechtswissenschaftler von Interesse sind.

⁵ Zum Strafrecht und seiner Anwendung in Costa Rica gibt es beispielsweise eine wohldokumentierte Monografie von Stephan Baedecker (1984a), von dem außerdem auch eine Untersuchung zur Freiheitsstrafe in Zentralamerika vorliegt (1984b).

Jahren eine erschöpfende Untersuchung über Strafflosigkeit und Strafrecht in Lateinamerika publiziert (Ambos 1997).⁶

Unter den Arbeiten deutscher Forscher zur rechtssoziologischen Wirklichkeit in Lateinamerika verdient im Übrigen das Werk des Soziologen Volkmar Gessner besondere Erwähnung. Sein Buch *Recht und Konflikt* (1976) behandelt insbesondere die geringe Rolle, die die positive Rechtsordnung Mexikos für die Lösung von Konflikten zwischen Privatpersonen spielt. Angesichts der hartnäckigen Stabilität der Wirkungslosigkeit der Justiz auf dem Subkontinent ist Gessners Untersuchung ein auch heute noch relevanter Beitrag nicht nur zur mexikanischen, sondern zur lateinamerikanischen Rechtssoziologie im Allgemeinen.

Auch andere Arbeiten zur Rechtswirklichkeit auf dem Subkontinent etwa im Strafrecht und der Kriminologie führen zu Ergebnissen, die hinsichtlich der tatsächlichen Wirksamkeit der Übernahme fremder, vor allem europäischer Rechtsinstitutionen und -kodizes in Lateinamerika eine skeptische Haltung nahelegen.⁷

Einen anderen Zugang finden wir bei Horst Pietschmann, der Untersuchungen zu rechtshistorischen Aspekten Lateinamerikas, vor allem in Bezug auf die Kolonialzeit, vorgelegt hat (vgl. etwa Pietschmann 1980). In seinen Arbeiten steht also die Sicht des Historikers im Vordergrund. Aber auch er zeigt, dass die Berücksichtigung der Rechtsinstitutionen für das Verständnis der politischen Systeme unerlässlich ist.

Den zuletzt genannten Werken gemein ist die Tatsache, dass sie von Autoren verfasst wurden, die selbst aus einer anderen Disziplin als der Rechtswissenschaft kommen. Sie interessieren sich folglich für deren Entwicklung eher am Rande und haben auch keinen direkten Einfluss darauf.

⁶ Das Thema der Menschenrechtsverletzungen und ihrer strafrechtlichen Behandlung wurde überdies u. a. in Aufsätzen von Juliane Kokott (1984; 1987), Konstantin Thun (1989), Wolfgang Heinz (1989), Detlef Nolte (1989) und Rainer Huhle (1989) behandelt.

⁷ Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhang besonders das schon genannte Buch von Stephan Baedeker (1984b) zur Freiheitsstrafe in Costa Rica sowie die Untersuchung von Hans-Jürgen Brandt *Justicia Popular* (1986) zur Lage in Peru, aber auch die Veröffentlichungen der Friedrich Naumann-Stiftung, die sich vor allem mit dem gesetzlichen und praktischen Schutz der Menschenrechte befassen.

Das sieht im Bereich der Rechtsphilosophie ganz anders aus, wie ich nun zeigen möchte.

Der Nationalsozialismus führte in der deutschen Rechtswissenschaft, insbesondere im Bereich der Rechtstheorie und -philosophie, wie in allen anderen wissenschaftlichen Disziplinen auch, zu einem Bruch. Die Folgen waren Emigration oder Schweigen: Hans Kelsen ging in die Vereinigten Staaten; Hermann Heller starb im Madrider Exil; und Gustav Radbruch musste die Universität Heidelberg verlassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg brachte die deutsche Rechtswissenschaft 1949 zwar ein hervorragendes Grundgesetz zustande, hat sich aber auf dem Gebiet der Rechtstheorie und -philosophie nur langsam erholt. Gerade in diesem Bereich hat dagegen Lateinamerika in den letzten Jahrzehnten – insbesondere in Argentinien und Mexiko – international bedeutende theoretische Beiträge hervorgebracht. Die Namen von Carlos Alchourrón, Eugenio Bulygin, Eduardo García Máynez oder Carlos S. Nino sind hier beispielhaft zu nennen. Wenn noch in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der argentinische Rechtsphilosoph Enrique Martínez Paz mit Recht sagen konnte, dass „in allen Ländern Lateinamerikas [...] das rechtsphilosophische Denken in seiner Entwicklung, wenn auch etwas verspätet, dem Rhythmus des kontinental-europäischen Denkens gefolgt“ ist (zitiert nach Garzón Valdés 1965: 1f.; Martínez Paz bezog sich hier insbesondere auf das Denken des Deutschen Rudolf Stammler), zeigt die Rechtsphilosophie in Lateinamerika heute jedenfalls nicht mehr die Neigung zu „nachholender Entwicklung“, die dem Denken anderswo hinterherhetzt, sondern liefert vielmehr eigenständige Lösungsvorschläge für grundlegende Fragestellungen der Rechtswissenschaft.

Deutsche und hispanoamerikanische Rechtstheoretiker und -philosophen haben sich inzwischen auch besser kennengelernt. Das ist allerdings kein Zufall, sondern die Frucht einer beständigen Übersetzungstätigkeit in beide Richtungen. Schon 1965 veröffentlichte das *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* ein von mir selbst herausgegebenes Beiheft, das der lateinamerikanischen Rechtsphilosophie gewidmet war.⁸ In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre nahm das deutsche Inte-

⁸ Der Band enthielt u. a. Beiträge von Cayetano Betancur (Kolumbien), Carlos Alchourrón, Eugenio Bulygin, Carlos Cossio, Ernesto Garzón Valdés, Ambrosio L. Gioja, Werner Goldschmidt y Roberto Vernengo (Argentinien), Renato Cirell Czerna y Miguel Reale (Brasilien) und José María Delgado Ocando (Venezuela).

resse an dieser Art von Arbeiten dann deutlich zu. Bei Duncker & Humblot in Berlin erschienen Sammelbände zur argentinischen⁹ und zur mexikanischen¹⁰ Rechtsphilosophie. Zudem wird seither eine erhebliche Anzahl von Aufsätzen lateinamerikanischer Rechtstheoretiker in Fachzeitschriften wie *Rechtstheorie* oder *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* veröffentlicht. Und von deutschen Autoren gibt es Kommentare und Diskussionsbeiträge zu diesen Arbeiten. All dies zeugt von zunehmendem gegenseitigem Interesse.

Schon 1977 verwies Norbert Hoerster in einem Kommentar zu einem von elf deutschen Juristen verfassten Lehrbuch der Rechtsphilosophie zur Vorbereitung auf das Staatsexamen auf die bemerkenswerte Entwicklung der Rechtstheorie und -philosophie in Lateinamerika, die er derjenigen in den skandinavischen und englischsprachigen Ländern insofern gleichstellte, als „in der Lösung anstehender Sachfragen definitive Fortschritte“ erzielt worden seien (Hoerster 1977: 416). Und 1988 stellte Werner Krawietz fest:

Nicht von ungefähr wird [...] in den letzten Jahrzehnten von deutschen Juristen mit wachsendem Interesse die genuin iberoamerikanische Leistung zur Kenntnis genommen, die gerade im Bereich des modernen Rechtsdenkens zu verzeichnen ist. [...] Von den Ergebnissen ihrer Untersuchungen gehen vielfältige Wirkungen aus auf zahlreiche andere Gebiete der rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung, insbesondere der Juristischen Methodenlehre und Erkenntnistheorie, der Rechts- und Sozialphilosophie und der Rechtssoziologie. (Krawietz 1988: 546)

Es ist also festzuhalten, dass das deutsche Interesse an der lateinamerikanischen Rechtstheorie und -philosophie in erster Linie der intellektuellen und wissenschaftlichen Qualität der lateinamerikanischen Ar-

⁹ Bulygin/Garzón Valdés 1987, mit Arbeiten von Carlos Alchourrón, Eugenio Bulygin, Genaro R. Carrio, Ricardo A. Guibourg, Carlos S. Nino, Jorge A. Bacqué, Ricardo A. Caracciolo, Roberto Vernengo, José M. Vilanova, Martín D. Farrell, Ernesto Garzón Valdés, Antonio Martino und Eduardo Rabossi.

¹⁰ Olivé/Salmerón 1989, mit Beiträgen von Eduardo García Máynez, Ulises Schmill Ordóñez, Rolando Tamayo, Antonio Gómez Robledo, Alejandro Rossi, Fernando Salmerón, Ramón Xirau, Javier Esquivel, León Olivé, Carlos Pereyra und Luis Villoro.

beiten geschuldet ist und nicht ihrem vermeintlichen Exotismus oder einem eigentlichen Interesse für Systempathologien. Ein gutes Beispiel dafür ist Robert Alexys Arbeit zu Carlos Ninos Ansatz einer rationalen Fundierung der Menschenrechte. Für Alexy gehört Nino mit seinem „eindrucksvollen und weit ausgearbeiteten Versuch einer Begründung der Menschenrechte“ aus einer konstruktivistischen metaethischen Position zur renommierten Gruppe von Rechtstheoretikern und Ethikern, der u. a. auch Denker vom Format eines John Rawls, Karl-Otto Apel, Bruce Ackerman, Peter Singer oder Jürgen Habermas angehören (Alexy 1997: 187). Hier kann man also in der Tat von Interesse *und* von Einfluss sprechen.

Ein zweiter Bereich, in dem ein lateinamerikanischer Einfluss auf das deutsche Denken zu verzeichnen ist, ist die so genannte „Befreiungstheologie“, die unter anderem mit den Namen des Peruaners Gustavo Gutiérrez und des Brasilianers Leonardo Boff verbunden ist. Hans-Jürgen Prien hat den Einfluss dieser theologischen Strömung in Deutschland mit germanischer Gründlichkeit beschrieben (Prien 1978 und 1981; vgl. aber auch etwa Rahner/Modehn/Zwiefelhofer 1977 und Hünermann/Eckholt 1989).

Und schließlich ist hier natürlich auch an die Dependenztheorie zu erinnern, die in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland stark rezipiert und verarbeitet wurde. Der Soziologe Dieter Senghaas ist in diesem Zusammenhang an erster Stelle zu nennen. Er war es, der die Übersetzung von Büchern und Aufsätzen der wichtigsten Vertreter dieser Strömung (Fernando Henrique Cardoso, Theotonio dos Santos, Osvaldo Sunkel, Celso Furtado, Aníbal Quijano, Oscar Braun) entscheidend gefördert und die Rezeption und den Einfluss dieser Interpretation der internationalen Beziehungen aufgezeigt hat (Senghaas 1974, 1976). Schon damals war die Dependenztheorie Gegenstand heftiger Diskussion und Kritik, und viele ihrer Behauptungen erwiesen sich als theoretisch unhaltbar. Aber ihr Einfluss auf die Vorstellungen von der internationalen wirtschaftlichen Entwicklung und ihre Beiträge dazu sind nicht zu leugnen.

Zusammenfassend lässt sich zu diesem ersten Aspekt vielleicht wenigstens das Folgende sagen:

(1) Lateinamerikanisches Denken ist in denjenigen Bereichen in Deutschland auf *Interesse* gestoßen *und* hat deutsche Überlegungen *beeinflusst*, in denen es neuartige, originelle Beiträge geliefert hat.

- (2) In anderen Bereichen der Sozialwissenschaften und der Philosophie hat es eher das sektorale *Interesse* von Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen geweckt, *ohne* dass sich daraus *Einfluss* ergeben hätte.
- (3) Speziell im Bereich der reinen philosophischen Reflexion kann von einer Rezeption lateinamerikanischer Beiträge durch deutsche Philosophen keine Rede sein. Hier liegt *weder Einfluss noch Interesse* vor.

3. Beziehungen auf Gegenseitigkeit: die Literatur

1964 organisierte ich zusammen mit den Kulturattachés der kolumbianischen und der brasilianischen Botschaft das erste deutsch-lateinamerikanische Schriftstellertreffen. Das Ereignis fand in Berlin statt, und von lateinamerikanischer Seite nahmen daran unter anderem Jorge Luis Borges, Eduardo Mallea, Juan Rulfo, Miguel Angel Asturias, Norberto Silvety Paz, Germán Arciniegas, Eduardo Caballero Calderón und Angel Rama teil. Damals war die Unkenntnis über lateinamerikanische Literatur in Deutschland so groß, dass Borges in der deutschen Presse als „in Buenos Aires exilierter spanischer Autor“ vorgestellt wurde. Vielleicht beruhte diese Ignoranz auf einer – allerdings nicht sehr plausiblen – Skepsis: dass es auf einem Kontinent, der gesellschaftlich und politisch so wenig vorzuweisen hatte, wohl auch keine Literatur geben könne, die es wert sei, bei deutschen Schriftstellern Beachtung zu finden. Es mag durchaus etwas daran sein, wenn Juan Viloro zu den kulturellen Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika anmerkt:

Angesichts der großen Nachfrage nach Werken mit dem Gütesiegel „echt Latino“ versuchen manche Künstler, ganz gezielt autochthon zu sein. Gabriel García Márquez und Alejo Carpentier hatten keine Strategie entwickelt, um die ausländische Kritik zu entzücken; ihre Werke sind das natürliche Ergebnis ihrer literarischen Vorstellungen. [...] Nichts wäre schäbiger, als ihre Verdienste schmälern zu wollen. Es lässt sich jedoch nicht bestreiten, dass im Schatten dieser sagenhaften Baumriesen „Tutti-frutti-Federn“ – um Cabrera Infantes Metapher zu benutzen – erblüht sind, die ein Erfolgsrezept wiederholen wollen [...] Lateinamerika ist weit weg; präsent ist es lediglich in den wechselhaften bunten Verpackungen seiner Kaffeebohnen und Salsaplatten. Diese Entfernung bewirkt, dass es auf kultureller Ebene ein seltsames Be-

dürfnis der europäischen Vorstellungskraft befriedigt: die Utopie der Rückständigkeit. Nichts ist spannender in einer globalisierten Welt als ein Reservat, in dem längst vergessene Gebräuche bewahrt werden. (Villoro 2001: 112 f.)

Und trotzdem ist auch unbestreitbar, dass eine aktive und intelligente Übersetzungstätigkeit die lateinamerikanische Literatur auch dem durchschnittlichen deutschen Leser zugänglich gemacht hat und dass die Schriftsteller des Subkontinents inzwischen von ihren deutschen Kollegen mit Interesse und Gewinn rezipiert wurden. Dies scheint mir ein gutes Beispiel für *Interesse und Einfluss* zu sein.

4. Die Verdrängung deutscher durch angloamerikanische Denker

Die „geistige Attraktivität“ der deutschen Kultur erlebt in Hispanoamerika derzeit nicht ihren glorreichsten Moment. Ich denke, ich irre mich auch nicht, wenn ich feststelle, dass diese Attraktivität derzeit nicht nur eher gering, sondern auch weiter rückläufig ist. Lassen Sie mich diese Behauptung mit zwei Beispielen belegen – eines institutioneller, das andere persönlicher Art.

Gisela Janetzke, Stellvertretende Generalsekretärin der Alexander-von-Humboldt-Stiftung – dieser wirklich vorbildlichen Organisation, die sich seit jeher durch ihr intelligentes Management, ihren Widerwillen gegen jede Form von unnötiger Bürokratie und ihr bewundernswertes Geschick bei der Identifizierung und Förderung vielversprechender ausländischer Nachwuchswissenschaftler auszeichnet – erklärte kürzlich:

Während in den 45 Jahren zwischen 1953 und 1998 insgesamt 6 % aller geförderten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Lateinamerika kamen, ist ihr Anteil in den fünf Jahren zwischen 1994 und 1998 auf 3 % gesunken! [...] USA und Westeuropa, besonders Spanien, werden als attraktive Zielländer bevorzugt. (Janetzke 2001: 37 f.)

Und ein paradigmatischer Einzelfall, von dem ich unmittelbare Kenntnis habe, ist der folgende: Die beste mexikanische Nachwuchswissenschaftlerin am Institut für Philosophische Forschung der UNAM – nen-

nen wir sie Fabiola X – beschloss vor einigen Jahren, ihre Doktorarbeit über Kant zu schreiben. Man sollte erwarten, dass diese hervorragende Doktorandin, die im Übrigen in Mexiko-City eine deutsche Schule besucht hat und daher Deutsch spricht, für ihr Promotionsstudium eine deutsche Universität gewählt hätte. Aber nein: Fabiola entschloss sich, ihre Arbeit über Kant in Harvard bei John Rawls zu schreiben.

Dabei muss man oft feststellen, dass die Attraktivität der deutschen Kultur gar nicht unbedingt *absolut* zurückgegangen, sondern dass lediglich die Attraktivität anderer Angebote – insbesondere der angelsächsischen Welt – gestiegen ist. Entscheidend ist letztlich ja die *relative* Attraktivität. Und beispielsweise die Attraktivität eines Promotionsstudiums in den USA für junge Ausländer lässt sich an einschlägigen Statistiken unschwer ablesen: In den USA sind 80 % aller Doktoranden Ausländer, in Deutschland dagegen nur 12 %.

In meiner eigenen Madrider Studienzeit in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts überzeugten mich Professoren wie Enrique Gómez Arboleya und Xavier Zubiri mit guten Argumenten davon, dass ich, wenn ich die deutsche Philosophie nicht im Original lesen könnte, den Gedanken an eine Universitätslaufbahn besser aufgeben sollte. Das war der Grund für meinen Entschluss, als Instrument für die Lektüre juristischer und philosophischer Texte Deutsch zu lernen. Ob die damalige Vorstellung meiner spanischen Lehrer heute noch immer gilt, bezweifle ich allerdings.

Es gehört zu den traurigen Paradoxen der deutschen Kultur, dass der große Aufschwung, den Fächer wie die Ethik und die politische Philosophie in der angelsächsischen Welt verzeichnen konnten, in nicht unerheblichem Maße der Auswanderung, dem Exil deutscher Philosophen, Juristen und Sozialwissenschaftler nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland geschuldet ist. Namen wie Hans Kelsen, Hans Reichenbach, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Ludwig Wittgenstein, Karl Popper, Carl Hempel, Rudolf Carnap, Theodor Geiger und viele andere mehr illustrieren diesen tragischen Prozess. Und es ist auch bezeichnend, dass die deutsche Nachkriegsgeneration ihre intellektuellen Wurzeln oft erst über den Umweg in die angelsächsische Welt wieder entdeckte. Das Werk eines Philosophen wie Hans Albert mit seiner Reaktualisierung des Denkens von Karl Popper ist nur ein Beispiel für diese Entwicklung.

Mit Norbert Hoerster habe ich mich schon vor vielen Jahren darüber unterhalten, dass die Rezeption, die die argentinische Rechtsphilosophie in Deutschland gefunden hat, sicher auch deswegen zustande kam, weil deren Vertreter den Kontakt zu den deutschen Einwanderern pflegten und von ihren Beiträgen zu profitieren wussten. In Deutschland selbst dagegen führte die Abschottung der Nazis dazu, dass sich die Überlegungen in der Rechtstheorie auf abstruse Verweise auf ein rassistisch geprägtes Naturrecht beschränkten und die Philosophie – mit der (in verschiedener Hinsicht bemerkenswerten) Ausnahme von Martin Heidegger – in Institutionen gepflegt wurde, die Karl Jaspers folgendermaßen beschrieben hat:

Die Universitäten wurden ihrer Selbstverwaltung beraubt, der Rektor vom Minister, die Dekane vom Rektor ernannt. [...] Unfähige und geistfremde Parteianghörige erhielten Stellen. Bevorzugt wurden die Charakterlosen [...] die für sich zu den Kompromissen bereit waren. Man ließ die Wissenschaft vertreten durch unwissenschaftliche und wissenschaftsfremde Menschen. (Jaspers 1963: 122)

Trotz der schwierigen Ausgangslage für die deutschen Philosophen nach dem nationalsozialistischen Desaster hat allerdings ihr Werk erneut unzweifelhaft Weltniveau erreicht. Nach Meinung von Georg Henrik von Wright, des finnischen Logikers, der den Lehrstuhl Wittgensteins in Cambridge beerbt und die so genannte „deontische Logik“ entwickelt hat, ist Jürgen Habermas heute der wichtigste Philosoph weltweit. Und Deutschland hat es auch verstanden, Interesse für die junge deutsche Philosophie zu wecken – unter anderem durch Publikationen wie die Reihe *Estudios Alemanes*, durch die der spanischsprachigen Welt hervorragende, aber bis dahin fast völlig unbekannte Autoren vorgestellt wurden, die dann auf das philosophische Denken in Spanien und Lateinamerika auch Einfluss gewannen.

Dass diese Behauptung nicht übertrieben ist, belegen die folgenden Worte des international renommierten spanischen Philosophen Fernando Savater:

Es ist *Sur* (*Estudios Alemanes*) zu verdanken, dass wir Adornos und Horkheimers *Dialektik der Aufklärung* oder die ersten Aufsätze von Walter Benjamin und anderen wichtigen Denkern in der Übersetzung von H. Murena lesen konnten. Was wäre wohl ohne sie aus uns geworden? (Savater 1996: 11)

Mir scheint, dass trotz der wachsenden Bedeutung des angelsächsischen Denkens diese Frage auch heute noch aktuell ist.

5. Zehn Thesen zur Kulturpolitik

Wie eingangs angekündigt, möchte ich hier nicht nur einen (sehr kursorischen, punktuellen) Überblick über die deutsch-lateinamerikanischen Beziehungen im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie geben, sondern auch einige Überlegungen über die Zukunft dieser Beziehungen formulieren. Ich werde dazu im Folgenden zehn Thesen formulieren, die in komprimierter Form meine persönliche Auffassung von diesem komplexen Thema widerspiegeln. Dabei werde ich auch einige Vorschläge machen, deren Umsetzung ich für realistischerweise machbar halte. Die ersten fünf Thesen sind allgemeiner Art. Sie bilden die Grundlage für die restlichen Thesen, die speziell die deutsch-hispanoamerikanischen Kulturbeziehungen im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie betreffen. Dabei werde ich mich allerdings nur auf die eine Richtung, nämlich auf die deutsche Kulturpolitik gegenüber Lateinamerika beziehen und die umgekehrte Richtung außer Acht lassen. Diese Einschränkung scheint mir gerechtfertigt, wenn man bedenkt, dass – von einigen wenigen Ausnahmeerscheinungen abgesehen – von einer lateinamerikanischen Kulturpolitik gegenüber Deutschland kaum die Rede sein kann. Den spanischen Fall und die Aktivitäten von Organisationen wie das Instituto Cervantes, die sehr wohl eine Politik in diesem Bereich besitzen, will ich ausdrücklich ausklammern, da dies die Grenzen des vorliegenden Aufsatzes sprengen würde.

(1) Jede Kulturpolitik, ob national oder international, ist immer in erster Linie *Politik*, das heißt ein Instrument zur Absicherung und Festigung von Machtbeziehungen zwischen denen, die diese Politik entwerfen und umsetzen, und ihren Adressaten. Es geht hier nicht um Beziehungen von großzügiger Wohltätigkeit und uneigennütziger Hilfe – das ist Politik nie –, sondern um die Orientierung von Verhaltensweisen, die im Interesse der betreffenden Handlungsträger sind.

Die Mittel, die politischen Planern im Bereich der Kultur zur Verfügung stehen, zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Wirkungen nicht un-

mittelbar und punktgenau sind, sondern sich meist erst auf lange Sicht erweisen und dass sie in der Regel diffus, dafür aber dauerhaft sind. Wo in der Kulturpolitik doch einmal unmittelbare und spektakuläre Erfolge erzielt werden, sind diese dagegen oft flüchtig und hinterlassen langfristig kaum Spuren.

Gerade weil die Wirkungen kulturpolitischer Maßnahmen meist erst nach einer gewissen Zeit sichtbar werden, empfiehlt es sich, in diesem Bereich geduldig und beharrlich vorzugehen. Das mag selbstverständlich klingen. Aber leider gibt es im Bereich der kulturellen Aktivitäten einen starken Drang zur Innovation, zum Wandel und zum schnellen Erfolg. Angesichts der Langsamkeit kultureller Prozesse und des Wunsches, aufgewendete Mittel vor Haushaltsausschüssen zu rechtfertigen, ist das gewiss eine psychologisch verständliche Reaktion. Aber Innovation und Wandel führen nicht selten zur Neuerfindung des Rades und zur Zerstörung von schon Geschaffenem, um es erneut zu schaffen. Ich habe in Argentinien – und nicht nur dort – im Bereich der Kulturpolitik zahlreiche Beamte erlebt, die eine ausgeprägte Neigung hatten, es Penelope nachzutun.

Bei alledem möchte ich unterstreichen, dass Kulturpolitik, *wenn* sie erfolgreich ist, viel größere Wirkung entfalten kann als nackte Machtinstrumente. Die *Conquista* und die Kolonisierung Hispanoamerikas sind ein gutes Beispiel dafür: was gewaltsam errungen wurde, ging bald wieder verloren; dagegen veränderte die Übernahme neuer Lebensformen und einer europäischen Weltsicht, die später die „westlich-christliche“ genannt werden sollte, die Geschicke des Kontinents ganz radikal. Schon im 16. Jahrhundert wurden die ersten Universitäten gegründet. In der mexikanischen Hauptstadt gab es nur 15 Jahre nach der Eroberung die erste Verlagsdruckerei – eine „Filiale“ der Druckerei des Deutschen Johannes Cromberger in Sevilla –, und mit der Zeit wurde die Stadt zu einem „Zentrum von Kultur und vornehmer Lebensart, vergleichbar mit den großen städtischen Zentren in Spanien und dem restlichen Europa“, wie Irving Leonard (1996: 180) uns in Erinnerung ruft. Später, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, war die Rezeption der Werke aufgeklärter Spanier wie Jovellanos und Feijoo ein sehr viel wichtigerer Impuls für die Unabhängigkeit als der bewaffnete Einmarsch Napoleons in Spanien; und die militärischen Rückeroberungsbemühungen des nicht sehr hellsehbigen Ferdinand VII. scheiterten bekanntlich sehr schnell an der Existenz einer neuen spanisch-mestizi-

schen Gesellschaft, die durch den modernisierenden Einfluss der Herrschaft Karls III. entstanden war. Auch ein Beispiel aus dem letzten Jahrhundert für die politische Bedeutung der Kultur lässt sich hier anführen: Charles de Gaulle, der bekanntlich recht viel von Machtbeziehungen verstand, beschloss ausgerechnet mitten im französisch-algerischen Konflikt, André Malraux auf Kulturvisite nach Hispanoamerika zu schicken, um auf diese Weise bei den Regierungen der Region für seine Nordafrika-Politik zu werben. Und er hatte Erfolg.

Die sanften Mittel der Kulturpolitik haben also ein enormes Machtpotential. Ich will daher meine erste These die *These vom kulturellen Machtpotential* nennen.

(2) Im Unterschied zu anderen politischen Machtmitteln bezwecken die Mittel, die im Bereich der Kultur eingesetzt werden, die Beeinflussung der geistigen Vorlieben der Adressaten in der Weise, dass deren Überzeugungen und Haltungen sich *freiwillig* den Zwecken anpassen, die damit verfolgt werden. Es geht hier also im Grunde um einen Wettbewerb, der darauf abzielt, dass die angebotenen kulturellen Inhalte attraktiver erscheinen sollen als all die anderen aus dem lokalen oder internationalen kulturellen Angebotsspektrum, die nicht mit ihnen vereinbar sind. Die Akzeptanzfähigkeit eines kulturellen Angebots ist direkt abhängig von seiner Attraktivität. Das hängt aber wiederum davon ab, welche Kenntnisse darüber vorhanden sind. Was man gar nicht kennt, kann man schließlich nicht attraktiv finden. Attraktivität setzt Information schon voraus. Damit Adressaten jedoch überhaupt gewillt sind, Informationen aufzunehmen, muss man in ihnen zumindest einen gewissen „Anfangsverdacht“ von Attraktivität wecken. Letztlich haben wir es hier also mit einem recht komplizierten Zusammenspiel von Information und Attraktivität zu tun.

Jedenfalls kann Kulturpolitik nicht erfolgreich sein, wenn das angebotene Produkt nicht als attraktiv wahrgenommen wird. Niemand bekräftigt bzw. ändert seine Vorlieben, wenn er nicht davon überzeugt ist, dass es wirklich die besten sind bzw. dass die geänderten Vorlieben auf besser begründbaren Überzeugungen und Einstellungen beruhen würden. Ich nenne dies die *These von der geistigen Attraktivität*.

(3) Wenn der Adressat einer Kulturpolitik die intellektuellen Vorlieben des Anbieters übernimmt, wird er selbstverständlich selbst zu einem

Kultivator der Werte dieser Kultur. Wo schon gemeinsame kulturelle Wurzeln existieren, bereichert er so die eigene Kultur, kann aber zugleich auch auf die Kultur des Anbieters Rückwirkungen haben. Es ergibt sich dann eine Situation, in der derjenige, der Einfluss ausüben wollte, am Ende selbst durch die Überzeugungen und Geisteshaltungen des ursprünglich Beeinflussten beeinflusst wird. Aus einer asymmetrischen Machtsituation wird dann eine symmetrische Situation geteilter Interessen; die Kommunikation verläuft in beide Richtungen, wird also zu dem, was wir *Dialog* im eigentlichen Sinne des Wortes zu nennen pflegen. Was als einseitige politische Willensäußerung begann, wird zu einer gleichberechtigten, beiderseitigen Aktivität. Ein solcher Effekt ist bei erfolgreicher Einflussnahme durchaus zu erwarten. Die Einflussnahme selbst endet, wenn sie ihr Ziel erreicht hat. Dann aber kann ein Rückkoppelungs-Prozess einsetzen, bei dem nicht lediglich das Empfangene zurückgespiegelt wird, sondern dem ursprünglichen Angebot auch neue Elemente einverleibt werden.

Diese *These von der kulturellen Rückkoppelung* besagt also, dass wirksame Kulturpolitik die eigene Kultur nicht etwa gegen die Übernahme von Elementen der beeinflussten Kultur immunisieren muss, sondern im Gegenteil deren geistige Beeinflussung fördern kann.

(4) Wie jede Politik, so muss auch die Kulturpolitik mit begrenzten, manchmal sogar sehr knappen Mitteln arbeiten. Knappheit herrscht nicht nur finanziell, sondern auch hinsichtlich der verfügbaren Alternativen. Das erfordert eine sehr sorgfältige Vorgehensweise und insbesondere nüchterne Überlegungen über die geeignetsten Adressaten. Will man im Bereich der kulturellen Beziehungen auf eine Weise Einfluss nehmen, die nicht nur wirksam ist, sondern auch effizient in dem Sinne, dass der Nutzen die eingesetzten materiellen und humanen Ressourcen mehr als kompensiert, dann scheint die Vermutung nicht allzu gewagt, dass die konkreten Adressaten in erster Linie Mitglieder der intellektuellen Elite der betreffenden Gesellschaft sein sollten. Sie sind es, die später als lokale Multiplikatoren zur Verbreitung der Werte der Angebotskultur fungieren können. Und je anspruchsvoller das kulturelle Angebot, desto höher muss zwangsläufig das intellektuelle Niveau der Adressaten sein.

Die Auswahl der Adressaten muss selbstverständlich *vor* jeder konkreten kulturpolitischen Aktivität erfolgen. Und soweit es sich um in-

tellectuelle Eliten handelt, tut man gut daran sich bewusst zu machen, dass diese in der Regel selbst anspruchsvoll sind, nicht in Botschaften ein und aus gehen und sich fernab des Rampenlichts des so genannten *social life* bewegen. Das ist eigentlich überall so, und jeder, der auch nur etwas Erfahrung mit dem diplomatischen Leben hat, weiß das. Und es ist ja auch verständlich. Diplomaten dagegen müssen aus beruflichen Gründen in erster Linie die Beziehungen mit den politischen und wirtschaftlichen Protagonisten ihres jeweiligen Standorts pflegen.

Die These, die ich dazu formulieren möchte, ist, dass es ohne angemessene Adressaten keine erfolgreiche Kulturpolitik geben kann – die *These von der Adressatenabhängigkeit der Kulturpolitik*.

(5) Oft ist Kulturpolitik geprägt von einer deutlich ökonomistischen Sichtweise, die zu dem schweren Irrtum führen kann, dass Kulturpolitik nur für wirksam gehalten wird, wenn sie teuer ist. Da aber die vom Staat zur Verfügung gestellten Mittel immer knapper werden, führt das zu der fatalen Entscheidung, Projekte, die wenig kosten und deswegen für wenig prestigeträchtig oder kurzfristig nicht wirkungsvoll gehalten werden, pauschal aufzugeben. Ein solches Denken beruht auf einem Fehlschluss. Gerade im Bereich der Kultur gibt es wirkungsvolle und zugleich finanziell erschwingliche Mittel. Man denke nur an die geistige Wirkungskraft von Büchern. Übersetzung und Druck eines etwa 300-seitigen Bandes kosten derzeit ungefähr 6.000 Euro, also gerade so viel wie ein paar diplomatische Empfänge.

Akzeptiert man die These zur Attraktivität des kulturellen Angebots und ihrer Abhängigkeit von Informationen, dann liegt der Schluss nahe, dass die Auswahl der Bücher, die übersetzt und publiziert werden, nicht allein der Entscheidung von Verlegern des Empfängerlandes überlassen werden sollte. Verlage sind nun einmal gewinnorientierte Unternehmen. Folglich sind sie vor allem an leicht verkäuflichen Werken schon bekannter Autoren interessiert. Es wird immer schwieriger, Bücher zu veröffentlichen, die von weniger bekannten, aber deswegen keineswegs schlechteren Verfassern stammen als diejenigen, die sich auf den vorderen Plätzen der Bestsellerlisten mit ihrem kurzen Verfallsdatum tummeln. Eine gute Kulturpolitik sollte sich daher um die Förderung des unbekannten Guten kümmern, um den Horizont des Publikums zu erweitern und die Attraktivität des kulturellen Angebots zu erhöhen.

Eine rein ökonomistische Auffassung von Kulturpolitik ist im Übrigen doppelt verfehlt. Zum einen lässt sich die Relevanz von Kultur eben nicht allein mit ökonomischen Ertragsmaßstäben messen; andernfalls gäbe es keine guten Argumente dafür, dass so unrentable Institutionen wie Opernhäuser und Theater mit öffentlichen Mitteln subventioniert werden. Und zum anderen sind die Aktivitäten zur Förderung des internationalen Kulturaustauschs sehr viel weniger kostspielig als das, was in anderen Bereichen aufgewendet wird – etwa im Bereich der Militärhilfe für vermeintliche Bündnispartner in Ländern der so genannten „Dritten Welt“.

Dies lässt sich in eine fünfte allgemeine These fassen: Eine adäquate Kulturpolitik sollte sich weder ausschließlich an Kriterien ökonomischer Rentabilität orientieren noch an der Annahme, dass erfolgreiche Kulturpolitik notwendigerweise kostspielig ist. Dies ist, kurz gesagt, die *These von der relativen Unabhängigkeit des Kulturellen vom Ökonomischen*.

(6) Wenn man nun auf der Grundlage dieser fünf allgemeinen Thesen die deutsch-hispanoamerikanischen Kulturbeziehungen insbesondere im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie betrachtet, so kann man ein, wie ich meine, einigermaßen treffendes Bild ihrer aktuellen Lage und künftigen Möglichkeiten zeichnen.

Mit dem Hinweis auf den *politischen* Charakter der Förderung der internationalen Kulturbeziehungen habe ich die Gefahr von Ungeduld und mangelnder Konstanz angesprochen. In Bezug auf Hispanoamerika lassen sich Beispiele finden, die entsprechende Befürchtungen stützen. In den letzten Jahren wurden Goethe-Institute in Brasilia, Belo Horizonte, Medellín, Mendoza, Córdoba, San Juan und Viña del Mar geschlossen. Die generelle Tendenz geht dahin, das Netz von Institutionen in dieser Region auszudünnen, um ein neues Netz in Osteuropa und in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion zu knüpfen (vgl. Lüffe 2001: 65). Dass die Arbeit der genannten Institute gerade dann unterbrochen wurde, als es ihnen gelungen war, sich als unverzichtbare Zentren nicht nur der deutschen, sondern auch der jeweiligen nationalen Kultur zu etablieren, kann – vorsichtig formuliert – kaum als eine sehr glückliche Entscheidung gewertet werden. Die Auswirkungen des damit verbundenen Verlusts sind heute schon spürbar, werden aber in den kommenden Jahren noch sehr viel deutlicher werden. Vielleicht

steht dem Verlust des kulturellen Wirkens in Lateinamerika ja tatsächlich die Zunahme der kulturellen Aktivitäten in Osteuropa gegenüber. Aber wenn man mit dieser Politik weitermacht, dann ist jetzt schon absehbar, dass eines Tages auch die Institute in Osteuropa geschlossen werden, um wieder neue in irgendeiner anderen Weltregion zu errichten, die gerade von Krisen und politisch-sozialen Transformationen gebeutelt wird. Kandidaten dafür gibt es genug, und viele „Penelopes“ werden zufrieden auf ihr Werk blicken.

(7) Diese Maßnahmen werden nun ausgerechnet in einer Zeit ergriffen, in der die (meine zweite allgemeine These betreffende) „geistige Attraktivität“ der deutschen Kultur in Hispanoamerika nicht gerade eine Blütezeit erlebt. Trotz der bewundernswerten Aktivitäten der Goethe-Institute, von Zeitschriften wie *Diálogo Científico* oder der Publikationen der politischen Stiftungen gibt es nicht genügend *Informationen* über die modernen Strömungen deutschen Denkens.

Ich habe eingangs ganz allgemein von der Beziehung zwischen Attraktivität und Information gesprochen. Ich möchte das Thema nun vertiefen durch den speziellen Bezug auf Lateinamerika.

Dass das, was man nicht kennt, weder attraktiv noch unattraktiv sein kann, liegt auf der Hand. Die Frage ist, wie sich Kenntnissnahme am besten stimulieren lässt. Bei denen, die in Deutschland mit dem Entwurf der Kulturpolitik auf internationaler Ebene befasst sind, scheint die Vorstellung weit verbreitet, dass der Vermittlung der deutschen *Sprache* Vorrang einzuräumen ist, um auf diesem Weg das Interesse an der deutschen Kultur zu wecken. Das ist z. B. offenbar die Meinung der Stellvertretenden Leiterin der Kulturabteilung des Auswärtiges Amts, Gabriele von Malsen-Tilborch, wenn sie sagt: „Zwei zentrale Bereiche der AKP in Lateinamerika [sind] die Sprachförderung [...] und die Arbeit der Kulturgesellschaften“ (von Malsen-Tilborch 2001: 17).

Ich halte diese Strategie für alles andere als optimal. Abgesehen von Philologen und eingefleischten Herderianern erwerben Menschen Sprachkenntnisse als Instrument der Kommunikation. Man macht sich daran, eine Sprache zu lernen, wenn man denkt, dass dies nützlich sein kann für irgendeinen anderen, nicht-sprachlichen Zweck. In dem Fall ist man sogar bereit, das mühsame Unterfangen des Erlernens einer so komplizierten Sprache wie des Deutschen auf sich zu nehmen.

Der Sprachförderung Vorrang zu geben heißt aber, den Karren vor die Pferde zu spannen. Die Attraktivität, die die deutsche Kultur zum Beispiel einst bei einem Intellektuellen und Politiker wie Domingo Faustino Sarmiento genoss, beruhte keineswegs auf seinen Deutschkenntnissen (die waren gleich Null), sondern auf seiner Lektüre deutscher Autoren in französischer Übersetzung. Und als er beschloss, die Akademie der Wissenschaften in Córdoba mit Professoren aus Jena zu gründen, tat er das einfach aufgrund des großen internationalen Prestiges der deutschen Wissenschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Inzwischen ist auch in Deutschland in den Sozialwissenschaften das Englische zur Arbeitssprache geworden: In so wichtigen Zeitschriften wie *Rechtstheorie* oder *Analyse & Kritik* erscheinen etwa gleich viele Aufsätze in deutscher und in englischer Sprache (wobei auch letztere oft von deutschen Autoren stammen). Und seit 1997 gibt es in Bonn das *Center for Development Research*, das Forschung betreibt und Doktoranden ausbildet, wobei sämtliche Vorlesungen und Seminare in englischer Sprache gehalten werden. In der modernen deutschen Kulturgemeinschaft wäre wohl niemand mehr bereit, Fichtes These aus den *Reden an die deutsche Nation* zu unterschreiben, wonach die deutsche Sprache eine „ursprüngliche und natürliche Sprache“ sei, während aufgrund ihrer Herkunft aus dem Lateinischen das Französische und die anderen romanischen Sprachen keine vergleichbare „Reinheit“ aufwiesen. Für Fichte beruhte die „Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts“ darauf, sich zur Vernunft hin entwickeln zu können, womit er die in der deutschen Sprache und Kultur enthaltenen Möglichkeiten meinte. Noch 1951 glaubte Franz Thierfelder, kommissarischer Generalsekretär des Goethe-Instituts und Autor eines 1938 veröffentlichten Buches mit dem Titel *Deutsch als Weltsprache*, dass die deutsche Sprache „in den jungen Staaten des Nahen und Mittleren Ostens, die sich von ihren französischen und britischen Kolonialherren emanzipierten“, gute Chancen habe (Michels 2001: 33).

An die Stelle solch metaphysischer und politischer Vorstellungen eines sprachlichen Nationalismus ist heute eine pragmatische Auffassung vom Wert einer Sprache getreten. Das scheint mir kein unerheblicher Aspekt zu sein, wenn es darum geht, die Attraktivität eines kulturellen Angebots zu erhöhen.

Wie anders aber ließe sich diese Attraktivität erhöhen? Akzeptiert man meine Diagnose, dann muss man trivialerweise schließen (da gül-

tige Schlüsse ja *immer* nur aufzeigen, was in den Prämissen schon enthalten ist, also in diesem Sinne Triviales): dadurch, dass das kulturelle Produkt angemessen präsentiert wird. Und „angemessen“ heißt hier: mit angemessenen Mitteln gegenüber angemessenen Adressaten. Aber bevor ich mich dazu äußere, was diese Strategie *konkret* bedeutet, möchte ich der Vollständigkeit halber noch ganz kurz auf das Phänomen der „kulturellen Rückkoppelung“ (also auf meine dritte allgemeine These) eingehen.

(8) Schon seit einigen Jahrzehnten gibt es im Bereich der Sozialwissenschaften und der Moralphilosophie einen durchaus interessanten Dialog zwischen Deutschen und Hispanoamerikanern. Dieser Dialog wurde dadurch möglich, dass man allmählich doch mehr voneinander weiß; aber er hängt auch mit der besonders hohen Qualität der betreffenden Inhalte zusammen. Ich habe dazu weiter oben schon etwas gesagt und will daher hier nicht näher darauf eingehen.

(9) Für das kulturelle Angebot Europas ist Lateinamerika nach wie vor der naheliegendste Adressat und Gesprächspartner. Und am empfänglichsten in diesen Gesellschaften, die von Straflosigkeit, Korruption und Leichtfertigkeit so schwer geprüft sind, sind dafür jedenfalls im Bereich der Philosophie und der Sozialwissenschaften immer noch die Intellektuellen. Diese ziemlich trivial klingende Feststellung wird jedoch offenbar von manch kostspieligem Projekt der Kulturvermittlung nicht berücksichtigt, bei dem ein breiter Strauß von Inhalten für ein diffuses Publikum von sehr geringer Bedeutung für die geistige Entwicklung der Empfängergesellschaft aufbereitet wird.

Die Frage der Identifizierung adäquater Adressaten sollte wirklich sehr ernst genommen werden. Gerade in diesen Zeiten, in denen wir sehr drastisch mit der fälschlicherweise als „Kampf der Kulturen“ betrachteten Weltlage konfrontiert sind, zeigt sich die enorme Wichtigkeit geeigneter Gesprächspartner, die in der Lage sind, die besten Elemente des europäischen Denkens, die der Aufklärung mit ihrer Bekräftigung der Universalität der Menschenrechte und ihrer Ablehnung von ethischem Relativismus und kulturellem Provinzialismus verpflichtet sind, aufzunehmen und fortzuentwickeln. Deutschland hat diesbezüglich viel zu bieten – und kann das noch vermehren, wenn es in Kooperation mit anderen Ländern der Europäischen Union tritt, wie etwa

Spanien, dem im Dialog zwischen Europa und Lateinamerika unbestreitbar eine ganz besondere Stellung zukommt. Das demokratische Spanien hat längst den uralten Streit zwischen den „zwei Spanien“ hinter sich gelassen und sich gleichberechtigt in die Kulturgemeinschaft der iberoamerikanischen Nationen integriert.

(10) Meine letzte allgemeine These bezog sich auf die Beziehung zwischen Kulturarbeit und finanziellen Mitteln. Unbeschadet der Tatsache, dass man heute zunehmend auf Medien zurückgreifen kann, die die moderne elektronische und digitale Technik bietet, wird meines Erachtens auch weiterhin das Buch das kostengünstigste und geeignetste Instrument der Förderung der kulturellen Beziehungen im sozial- und geisteswissenschaftlichen Bereich bleiben. „Buch“ heißt hier selbstverständlich nicht nur das Buch in deutscher Sprache für die Bibliotheken von Kulturzentren und Universitätsinstituten, sondern auch die Übersetzung deutschsprachiger Autoren ins Spanische. Und weil ich es für äußerst wichtig halte, wiederhole ich es noch einmal: Die Auswahl der zu übersetzenden Werke sollte nicht dem kommerziellen Interesse spanischer oder lateinamerikanischer Verlage überlassen bleiben, die verständlicherweise in erster Linie am Erlös interessiert sind, den ihnen die Herausgabe eines bekannten, leicht verkäuflichen Autors verspricht. Die Aufgabe der Auswahl muss hauptsächlich von den Autoritäten und Organisationen geleistet werden, die mit der Kulturförderung betraut sind. Die damit verbundene unmittelbare Informationsaufgabe liegt bei den mit der internationalen Kulturpolitik betrauten staatlichen Stellen. Schließlich haben wir es hier mit einem Gegenstand der Art zu tun, den die Ökonomen ein „öffentliches Gut“ nennen – ein Gut also, dessen ausreichende Bereitstellung privates Gewinnstreben nicht gewährleisten kann.

6. Abschließende Bemerkungen

Ich komme damit zum Ende meiner Anmerkungen zum alten Thema der internationalen Kulturbeziehungen. Nichts von dem, was ich gesagt habe, ist neu – meine Absicht war es nicht, originell zu sein. Ich hoffe aber, mit meinen thesenartig zusammengefassten Überlegungen zur Reflexion und Diskussion anzuregen. Daher ganz zum Schluss die

komprimierten Ratschläge eines alten argentinisch-deutschen Professors und leidenschaftlichen Kulturvermittlers:

1. Miss die Wirksamkeit eines Projekts nicht an der Messlatte billigen Applauses!
2. Vergiss nicht, dass nationale Kulturen nur von relativem Wert sind!
3. Irre dich nicht bei der Auswahl der Adressaten!
4. Spanne nicht den Wagen vor das Pferd!

Und vor allem:

5. *Beware of Penelope!*

Bibliografie

Alexy, Robert (1997): „Carlos Santiago Ninos Begründung der Menschenrechte“. In: Ziemske, Burkhardt/ Langheid, Theo/ Wilms, Heinrich/ Haverkate, Görg (Hrsg.): *Festschrift für Martin Kriele*. München: C. H. Beck, S. 187–217.

Ambos, Kai (1989): *Terrorismo y ley. Análisis comparativo: República Federal Alemana, Gran Bretaña, Perú y Colombia*. Lima: Comisión Andina de Juristas.

Ambos, Kai (1997): *Impunidad y Derecho Penal Internacional*. Bogotá: CIEDLA.

Baedecker, Stephan (1984a): *Entwicklung und Stand der Freiheitsstrafe in Costa Rica – Ein Beitrag zur Unterentwicklung und Entwicklung des Rechts in Lateinamerika*. Pfaffenweiler: Centaurus.

Baedecker, Stephan (1984b): „Die Freiheitsstrafe und ihre Surrogate in Costa Rica, mit Ausblicken auf die Gesetzgebung der zentralamerikanischen Nachbarländer Panama, Nicaragua, El Salvador, Honduras und Guatemala“. In: Jescheck, Hans-Heinrich (Hrsg.): *Die Freiheitsstrafe und ihre Surrogate im deutschen und ausländischen Recht*. Baden-Baden, S. 1103–1120.

Brandt, Hans-Jürgen (1986): *Justicia Popular*. Lima: Fundación Friedrich Naumann.

Bulygin, Eugenio/Garzón Valdés, Ernesto (Hrsg.) (1987): *Argentini-sche Rechtstheorie und Rechtsphilosophie heute*. Berlin: Duncker & Humblot.

Dotti, Jorge Eugenio (2000): *Carl Schmitt en Argentina*. Buenos Aires: Homo Sapiens.

Dussel, Enrique (1998): *Ética de la liberación en la edad de la globalización y de la exclusión*. Madrid/Mexico-City: Trotta, Universidad Autónoma Metropolitana-Iztapalapa und Universidad Nacional Autónoma de México.

Evers, Tilman (1968): „Die „Gesetzesdekrete“ argentinischer Revolutionsregierungen“. In: *Verfassung und Recht in Übersee*, S. 333–354.

Evers, Tilman (1972): *Militärregierung in Argentinien – Das politische System der „Argentinischen Revolution“*. Hamburg: Institut für Auswärtige Politik.

Garzón Valdés, Ernesto (Hrsg.) (1965): *Lateinamerikanische Studien zur Rechtsphilosophie*. ARSP Beiheft 41, Wiesbaden: Luchterhand.

Gessner, Volkmar (1976): *Recht und Konflikt*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Heinz, Wolfgang (1989): „Kolumbien: Menschenrechte und Justiz unter der Regierung Barco“. In: *Lateinamerika: Analysen, Daten, Dokumentation* 11/12, S. 7–18.

Hoerster, Norbert (1977): Bibliographische Anmerkung zu *Wahlfach-Examinatorium*, hrsg. Reinhard Maurach und Ethel Behrendt, Karlsruhe 1976. In: *Juristenzeitung* 1/12, S. 415–416.

Horn, Hans-Rudolf (1989): „Politische und soziale Grundrechte in Lateinamerika“. In: Horn, Hans-Rudolf/ Weber, Albrecht (Hrsg.): *Rich-*

terliche Verfassungskontrolle in Lateinamerika, Spanien und Portugal. Baden-Baden: Nomos, S. 105–128.

Huhle, Rainer (1989): „Menschenrechtsverletzungen in Peru“. In: *Lateinamerika: Analysen, Daten, Dokumentation* 11/12, S. 19–31.

Hünemann, Peter/ Eckholt, Margit (Hrsg.) (1989): *Katholische Soziallehre – Wirtschaft – Demokratie. Ein lateinamerikanisch-deutsches Dialogprogramm.* Mainz: Mathias Grünewald.

Janetzke, Gisela (2001): „Alexander von Humboldt, die Stiftung und ihre Wissenschaftsbeziehungen mit Lateinamerika“. In: Maihold, Günther (Hrsg.): *Ein „freudiges Geben und Nehmen“?* Frankfurt a.M.: Vervuert, S. 33–41.

Jaspers, Karl (1963): „Die Wissenschaft im Hitlerstaat“. In: ders.: *Lebensfragen der deutschen Politik.* München: dtv, S. 121–125.

Kokott, Juliane (1984): „Der Interamerikanische Gerichtshof für Menschenrechte und seine bisherige Praxis“. In: *Zeitschrift für Ausländisches Öffentliches Recht und Völkerrecht* 44, S. 806–821.

Kokott, Juliane (1987): „Völkerrechtliche Beurteilung des argentinischen Gesetzes Nr. 23.521 über die Gehorsamspflicht“. In: *Zeitschrift für Ausländisches Öffentliches Recht und Völkerrecht* 47, S. 506–520.

Krawietz, Werner (1988): „Deutsche Juristen im Dialog mit der Ibero-Amerikanischen Rechtswelt“. In: *Rechtstheorie* 19, S. 541–547.

Leonard, Irving A. (1996): *Los libros del conquistador.* Mexico-City: Fondo de Cultura Económica.

Lüffe, Christian (2001): „Überlegungen zur Arbeit der Goethe-Institute in Lateinamerika“. In: Maihold, Günther (Hrsg.): *Ein „freudiges Geben und Nehmen“?* Frankfurt a.M.: Vervuert, S. 65–70.

Malsen-Tilborch, Gabriele von (2001): „Zum Stand der Auswärtigen Kulturbeziehungen zwischen Deutschland und Lateinamerika“. In:

Maihold, Günther (Hrsg.): *Ein „freudiges Geben und Nehmen“?*, Frankfurt a.M.: Vervuert, S. 13–19.

Marré, Franz B. (1989): „Rechtsnatur der Gesetzgebungsakte von De-facto-Regimes: Ein Urteil des Obersten Gerichtshofes Uruguays“. In: *Verfassung und Recht in Übersee* 1, S. 23ff.

Michels, Eckard (2001): „Weltsprache Deutsch“. In: *Die Zeit* vom 9. August 2001, S. 33.

Nelle, Dietrich (1988): *Entstehung und Ausstrahlungswirkung des chilenischen Zivilgesetzbuches von Andrés Bello*. Neuwied/ Frankfurt a.M.: Alfred Metzner.

Nolte, Detlef (1989): „Menschenrechte und politischer Wandel in Chile“. In: *Lateinamerika: Analysen, Daten, Dokumentation* 11/12, S. 33–45.

Olivé, León/Salmerón, Fernando (Hrsg.) (1989): *Philosophie und Rechts-theorie in Mexiko*. Berlin: Duncker & Humblot.

Pietschmann, Horst (1980): *Lateinamerika – Die staatliche Organisation des kolonialen Iberoamerika*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Prien, Hans-Jürgen (1978): *Die Geschichte des Christentums in Lateinamerika*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Prien, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1981): *Lateinamerika: Gesellschaft – Kirche – Theologie*, 2 Bde., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Rahner, Karl/ Modehn, Christian/ Zwiefelhofer, Hans (Hrsg.) (1977): *Befreiende Theologie*. Stuttgart: W. Kohlhammer.

Rohr, Hans Christoph von (1969): *Der argentinische Amparo-Prozeß unter Berücksichtigung ähnlicher Verfahrensarten in Brasilien, Mexiko und Peru*. Bonn: Ludwig Röhrscheid.

Samtleben, Jürgen (1979): *Internationales Privatrecht in Lateinamerika*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Savater, Fernando (1996): „Angeles decapitados. La desertización cultural bajo el franquismo“. In: *Claves de Razón Práctica* 59 (Madrid), S. 8–13.

Senghaas, Dieter (Hrsg.) (1974): *Peripherer Kapitalismus. Analysen über Abhängigkeit und Unterentwicklung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Senghaas, Dieter (Hrsg.) (1976): *Imperialismus und strukturelle Gewalt. Analysen über abhängige Reproduktion*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Spoerr, Wolfgang (1969): „Richterliche Legalisierung von Staatsstreichregierungen: Das Beispiel Argentinien“. In: *Verfassung und Recht in Übersee* 1, S. 3–22.

Thun, Konstatin (1989): „Das ‚Verschwindenlassen‘ von Menschen vor dem Interamerikanischen Gerichtshof für Menschenrechte“. In: *Lateinamerika: Analysen, Daten, Dokumentation* 11/12, S. 59–64.

Villoro, Juan (2001): *Efectos personales*. Barcelona: Anagrama.

Waldmann, Peter (2002): *Der anomische Staat. Über Recht, öffentliche Sicherheit und Alltag in Lateinamerika*. Opladen: Leske + Budrich.

Werz, Nikolaus (1991): *Das neuere politische und sozialwissenschaftliche Denken in Lateinamerika*. Freiburg i. Br.: Arnold-Bergstraesser-Institut.

Geschichtswissenschaft

Walther L. Bernecker

Deutschland und Spanien: Historiografische Aspekte zur Geschichte des 20. Jahrhunderts

In diesem Beitrag geht es um die spanische und deutsche Geschichtsschreibung und ihren Beitrag zur „Vergangenheitsbewältigung“ der beiden Länder. Ein derartiges Unterfangen kann leichter oder schwieriger als eine „konventionelle“ Vorstellung der Geschichtsschreibung über beide Länder sein: schwieriger deshalb, weil in jedem einzelnen Fall die Frage gestellt werden muss, ob die vorgestellten Werke tatsächlich einen Beitrag zur „Bewältigung“ der Vergangenheit leisten; und leichter, da eine Konzentration auf jene historischen Aspekte möglich ist, die einer „Bewältigung“ im Sinne einer kritischen Analyse bedürfen, da es sich um besonders umstrittene und problematische Phasen der Geschichte beider Länder handelt, wie beispielsweise der Spanische Bürgerkrieg, der Weltkrieg oder die verschiedenen Diktaturen in Deutschland und Spanien. Es geht im Folgenden primär um den deutschen Beitrag zur Aufhellung der spanischen Geschichte sowie (ergänzend) um die spanischen Beiträge zur Interpretation der deutschen Geschichte.

Einleitend muss darauf hingewiesen werden, dass die beiden untersuchten Felder der Geschichtsschreibung nicht sehr umfangreich sind, dass es aber relativ mehr deutsche Untersuchungen zur spanischen Geschichte als spanische Untersuchungen zur deutschen Geschichte gibt. Deutsche und spanische Historiker arbeiten immer dann eng wissenschaftlich zusammen, wenn es um gemeinsame Aspekte der Geschichte beider Länder geht.

Im 20. Jahrhundert hat sich die deutsche Hispanistik vor allem als Philologie und Linguistik verstanden. Im Vergleich zum philologisch-

linguistischen Bereich sind die historischen Studien über Spanien viel weniger zahlreich; außerdem konzentrieren sie sich auf bestimmte Phasen der Geschichte, etwa das 16. Jahrhundert (die Epoche Karls V.) oder den Spanischen Bürgerkrieg. In beiden Fällen handelt es sich um Geschichtsphasen, in denen die deutsche und die spanische Geschichte enge Berührungspunkte aufweisen (Carreras Ares 1995). Die deutsche Historiografie zum Spanischen Bürgerkrieg zum Beispiel ist nicht nur wegen ihrer Beiträge zur Aufklärung bestimmter Fragen zur spanischen Geschichte von Bedeutung, sondern zugleich (bis 1989) als Reflex zweier verschiedener politischer Systeme in Deutschland, der marktwirtschaftlich und parlamentarisch orientierten Bundesrepublik und der staatssozialistisch-volksdemokratisch orientierten Deutschen Demokratischen Republik.

In der deutschen Geschichtsschreibung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es somit zwei parallele Strömungen, die sich deutlich hinsichtlich ihres Begriffsinstrumentariums, ihrer Methoden und selbst ihrer Quellengrundlage unterschieden. Die ideologisch-wissenschaftliche Konkurrenz zwischen den zwei deutschen Staaten zwang die Historiker, ihre Fragestellungen, Begriffe und Methoden stets neu zu überdenken und zu verfeinern. Diese Aussage gilt vor allem für die Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs; zu anderen Phasen der Geschichte bestand nicht die gleiche Konkurrenzsituation zwischen den zwei deutschen Staaten, da die historiografische Produktion in der Deutschen Demokratischen Republik über Spanien nahezu inexistent war. Diese Unterschiede zwischen den zwei deutschen Staaten spiegelten die politische Situation der Nachkriegszeit wider, da bis Ende der 60er Jahre die „Hallstein-Doktrin“ bestand, derzufolge die Bundesrepublik nur dann diplomatische Beziehungen zu einem Drittland unterhielt, wenn dieses nicht zugleich Beziehungen mit der DDR hatte. Zwischen der DDR und dem franquistischen Spanien gab es daher bis in die 70er Jahre keinerlei diplomatische und noch weniger kulturelle oder wissenschaftliche Beziehungen. Die Kenntnisse über das jeweils andere Land waren äußerst gering; Ausdruck hiervon war das weitgehende Fehlen einer ostdeutschen Geschichtsschreibung zum Spanien des 20. Jahrhunderts.

In Westdeutschland sah die Situation anders aus. Zwar gab es auch hier nur relativ wenige historische Werke, die in den Jahren der Franco-Diktatur erschienen sind; in Presse und Publizistik aber wurde aus-

führlich über Spanien geschrieben. Diese Artikel schufen in Deutschland ein Bild Spaniens, das von den 40er bis in die 70er Jahre charakteristisch sein sollte. Dieses Spanienbild, das eng mit der politischen Situation jener Jahre zusammenhing, perpetuierte gewissermaßen die traditionelle Vorstellung deutscher Dichter und Philosophen; zumeist handelte es sich um ein idealisiertes Bild, das weniger auf gründlichen Untersuchungen als vielmehr auf Stereotypen gründete.

Eine weitere Eigenart der deutschen Geschichtsschreibung über Spanien muss von Anfang an herausgestellt werden: Diese Geschichtsschreibung ist akademisch nicht institutionalisiert. Es gibt keinen einzigen Lehrstuhl, der sich ausschließlich der Geschichte Spaniens widmet, obwohl im deutschen Sprachraum das Interesse für die spanische bzw. lateinamerikanische Sprache und Literatur seit Jahrzehnten zunimmt. Es gibt zwar eine relativ große Anzahl von „Hispanisten“; der Begriff Hispanistik bezieht sich im Deutschen aber ausschließlich auf das Studium der Sprache und Philologie, er umfasst nicht die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte des Landes. Das gleiche lässt sich bezüglich der Deutschlandstudien in Spanien sagen: Auch in Spanien gibt es keinen historischen Lehrstuhl, der sich auf deutsche Geschichte spezialisierte, und auch hier ist der Begriff „Germanist“ auf Fachleute für deutsche Sprache und Literatur begrenzt. Seit Jahren besteht somit eine Diskrepanz zwischen dem Fehlen einer akademischen Institutionalisierung und dem zunehmenden (universitären und außeruniversitären) Interesse an der Geschichte beider Länder.

1. Spanien in der Publizistik und Geschichtsschreibung der Nachkriegszeit

Nach 1945 lassen sich in der deutschen Publizistik und Historiografie über Spanien mehrere Phasen unterscheiden. Die erste reicht von 1945 bis ungefähr 1950. In dieser Phase war Westdeutschland von den Alliierten besetzt, es verfügte über keine eigene Souveränität und war vor allem daran interessiert, wieder internationales Ansehen zu gewinnen. Westdeutschland distanzierte sich daher von seiner nationalsozialistischen Vergangenheit und den Alliierten des Dritten Reiches, somit auch von General Franco, der während des Zweiten Weltkrieges das Deutsche Reich unterstützt hatte. Für Nachkriegsdeutschland war das Spa-

nien Francos die letzte Bastion des Faschismus in Europa; die Berichte über Spanien waren daher äußerst kritisch und skeptisch.

Diese kritische Einstellung sollte sich in einer zweiten Phase, die im Wesentlichen die 50er und 60er Jahre umfasste, schnell ändern. Zu Beginn der 50er Jahre hatte der Kalte Krieg bereits eingesetzt; der Hauptgegner der westlichen Demokratien war jetzt die Sowjetunion, der Kommunismus. Franco präsentierte sich als ein wichtiger antikommunistischer Alliierte, die geostrategische Bedeutung Spaniens nahm zu. In der deutschen Presse wurde immer deutlicher zwischen dem Franco-Regime, das als konservativ bezeichnet wurde, und dem Faschismus, der mit der Falange identifiziert wurde, differenziert. 1950 wurde bereits in der deutschen Presse die Frage diskutiert, ob Spanien nicht den ursprünglich für Frankreich vorgesehenen Platz in der NATO einnehmen sollte. Im Zeichen des Kalten Krieges näherten sich Spanien und Europa, zumindest in den publizistischen Interpretationen, rasch an (Briesemeister 1996).

Derartige Deutungen werden vor allem vor dem Hintergrund der deutschen Situation deutlich. Deutschland und Spanien hatten ein ähnliches Schicksal: Beide Länder waren Außenseiter in Europa, beide waren isoliert, beide bedurften der westlichen Unterstützung und Anerkennung. Das Ende der spanischen Isolierung wäre auch für Deutschland ein gutes Zeichen gewesen. Der katholische *Rheinische Merkur* sprach 1951 von einer Metamorphose Spaniens, die das Land zu einem Alliierten Europas machte. Eine derartige Entwicklung wurde auch für Deutschland gewünscht. Die konservativen Regierungen in Bonn waren davon überzeugt, dass der Eintritt Spaniens in die NATO zu einer Entwicklung der spanischen Innenpolitik und zu einer allmählichen Demokratisierung des Landes führen würde. Indem darauf hingewiesen wurde, dass die spanische Frage nicht isoliert, sondern im europäischen Kontext betrachtet werden müsse, wurde zugleich die deutsche Situation angesprochen, die ebenfalls in diesem Kontext gelöst werden müsse.

In einer Untersuchung über die politische Tendenz der Gedenkartikel zum Spanischen Bürgerkrieg kam in der zweiten Hälfte der 60er Jahre der Historiker Rainer Wohlfeil zum Ergebnis, dass die eigentliche Thematik der Journalisten nicht der Bürgerkrieg selbst war; dieser diente vielmehr als Vorwand, um (vorsichtig und verklausuliert) zugunsten der aufständischen Generäle Partei zu ergreifen (Wohlfeil

1968). Den untersuchten Artikeln lassen sich deutliche Vorurteile gegen die republikanische Seite entnehmen, vor allem, wenn die Erinnerung an die Vergangenheit als Waffe in der innenpolitischen deutschen Diskussion verwendet wurde. Das von der Nazi-Propaganda geschaffene Spanienbild überlebte das Dritte Reich und beeinflusste lange Zeit die journalistischen Berichte zu Spanien. Zumeist wiesen die Interpretationen einen deutlichen Rechtstrend auf.

In einer dritten Phase, die Ende der 60er Jahre einsetzte, änderte sich das Spanienbild erneut. Diese Phase umfasst in Deutschland die Jahre der sozialliberalen Koalition mit Willy Brandt als Kanzler und Walter Scheel als Außenminister; in Spanien sind es die krisenhaften Jahre des Spätfranquismus. Im Vergleich zu den vorhergehenden Jahrzehnten war diese Phase der deutschen Politik deutlich „linker“, und die Haltung gegenüber Rechtsdiktaturen wurde zunehmend kritischer. In jenen Jahren wurde in der deutschen Presse weit mehr als zuvor und bedeutend kritischer über die spanische Diktatur berichtet. Selbst in der katholischen Presse, zum Beispiel in *Publik* und in *Christ und Welt*, waren die Berichte über Franco-Spanien äußerst kritisch.

Auch die ersten wissenschaftlichen Studien über den Franquismus spiegeln die Sorge der deutschen Historiker über ihre eigene Geschichte wider, vor allem über die deutsche Variante des Faschismus. Bernd Nellesen etwa untersuchte 1963 die Entwicklung der Falange bis zur Zwangsvereinigung von 1937; dabei betonte er insbesondere die Unterschiede zwischen der „alten“ und der „neuen“ Falange sowie zwischen der faschistischen Bewegung Spaniens einerseits und der Rolle der NSDAP bei der Machtergreifung Hitlers andererseits (Nellesen 1963). Derselbe Autor hat auch eine deutsche Übersetzung von Schriften und Vorträgen des Falangegründers José Antonio Primo de Rivera vorgelegt (Nellesen 1965). Die Rolle der Falange hat darüber hinaus mehrere deutsche Historiker und Politologen beschäftigt. Während die Studie von Nellesen nur bis zum Jahr 1937 reicht, untersuchte Wolfgang Wippermann in einer vergleichenden Studie über faschistische Bewegungen die Rolle der Falange auch während des Franquismus (Wippermann 1983); Walther L. Bernecker wiederum ist der Frage nachgegangen, warum eine faschistische Bewegung in Spanien nicht ähnliche Erfolge aufweisen konnte wie in Deutschland oder Italien (Bernecker 1986; vgl. auch Meuser 1995; Böcker 1996).

Ein eng mit der Entwicklung der Falange zusammenhängendes Problem ist die Frage des Eintritts Spaniens in den Zweiten Weltkrieg. Die erste Studie zu dieser Frage wurde von einem Nordamerikaner, Donald S. Detwiler, vorgelegt; es handelt sich um eine Dissertation, die an der Universität Göttingen unter der Leitung von Percy Ernst Schramm angefertigt wurde (Detwiler 1962). Der Autor konzentriert sich in seiner Untersuchung auf die Phase zwischen Mai/Juni 1940 und dem Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion im Juni 1941; in diesem Jahr änderte Franco offiziell den Kurs der spanischen Außenpolitik, die zuerst „neutral“ war und sodann „nicht-kriegführend“ wurde. Seinerzeit war die Studie von Detwiler von großer Bedeutung, konnte er sich doch auf nicht publiziertes deutsches Quellenmaterial stützen; erstmalig untersuchte er detailliert die „Operation Felix“, die geplante „Rückeroberung“ Gibraltars, die schließlich zum Eintritt Francos in den Zweiten Weltkrieg führen sollte.

Später gelangten Historiker zu einer gründlichen Revision der spanischen Außenpolitik im Zweiten Weltkrieg. In den letzten 20 Jahren haben deutsche und spanische Historiker bei der Aufklärung der spanischen Entscheidungsfindung eng zusammengearbeitet. Dabei gelangten sie zu einer Neu-Interpretation der spanischen Politik, vor allem im Sommer 1940. Auf spanischer Seite haben zu einer Entmythisierung der spanischen Außenpolitik vor allem Victor Morales Lezcano und Antonio Marquina Barrio, von deutscher Seite Matthias Ruiz Holst, Klaus-Jörg Ruhl und Walther L. Bernecker beigetragen (Morales Lezcano 1980, 1984; Marquina Barrio; Ruiz Holst 1986; Bernecker 1989; Ruhl 1975). Die neuere Forschung ist sich darin einig, dass im Sommer 1940, nach dem Fall von Paris, Franco bereit und willens war, am Zweiten Weltkrieg teilzunehmen.

Ein weiterer Aspekt, der in den letzten Jahren einer gründlichen Revision unterzogen wurde, ist die angebliche Rettung von Juden durch Franco im Zweiten Weltkrieg. Es ist zwar richtig, dass mehrere Tausend sephardische Juden vor der deutschen Verfolgung gerettet wurden – hierauf haben früher schon nationalspanische Autoren hingewiesen –, aber sowohl Antonio Marquina Barrio von spanischer als auch neuerdings Bernd Rother von deutscher Seite haben überzeugend nachgewiesen, dass die spanische Regierung für die Juden weit mehr hätte tun können, als sie tatsächlich getan hat (Marquina Barrio; Rother 2001). Jahrzehntlang hatte das Franco-Regime den Mythos gepflegt, es habe

alles Mögliche unternommen, um die sephardischen Juden Europas vor deutscher Verfolgung und Vernichtung zu retten; es sei bei diesem Unterfangen auch erfolgreich gewesen, und nur deutsche Pressionen hätten verhindert, dass es noch mehr Juden rettete. Dieses geschönte Propagandabild Franco-Spaniens wurde inzwischen deutlich revidiert; von einer schnellen und überzeugten Rettungsaktion für die sephardischen Juden kann keine Rede sein. Jeder Fall wurde penibel geprüft; außerdem hatte das antisemitisch eingestellte Franco-Spanien kein Interesse daran, die Sepharden im eigenen Land anzusiedeln und sich somit ein „Judenproblem“ zu schaffen. Spanien war lediglich Transitland; Hintergrund der spanischen Haltung war weit mehr außenpolitisches Opportunitätskalkül und die Durchsetzung von nationalen Souveränitätsansprüchen als humanitäres Engagement.

Die erste gründliche Untersuchung über Spaniens Rolle im Zweiten Weltkrieg ist die Studie von Klaus-Jörg Ruhl (Ruhl 1975). Der Autor hebt hervor, dass in der deutschen Spanienpolitik zwei Tendenzen bestanden: Einerseits betrieb das Außenministerium eine Politik der wirtschaftlichen, militärischen und politischen Unterstützung Spaniens mit dem Ziel, die Hilfe Francos vor allem bei der Lieferung von Rohstoffen zu erhalten. Andererseits widersetzte sich die NSDAP der Unterstützung eines „reaktionären Pfaffenregimes“ und forderte eine Politik der Einmischung, indem sie sich die faschistischen Affinitäten zwischen NSDAP und Falange zunutze machte. Die Partei wollte einen freiwilligen Kriegseintritt Spaniens erreichen. Hitler selbst sprach sich im Laufe der Zeit immer deutlicher für diese letztere Option aus, erreichte sein Ziel jedoch nicht. Die interessantesten Teile der Untersuchung beziehen sich auf die deutschen Versuche, die Falange gegen Franco zu instrumentalisieren. Die Nationalsozialisten unterhielten intensive Kontakte zu den *Camisas Viejas* der Falange, die davon überzeugt waren, dass sie bei enger Anlehnung an das Dritte Reich mehr Chancen haben würden, ihre alten Pläne einer nationalsyndikalistischen Revolution durchzuführen. Im Juli 1942 fand ein Geheimtreffen zwischen Hitler und General Agustín Muñoz Grandes statt, dem Kommandeur der „Blauen Division“, bei dem der spanische General sich bereit erklärte, einen Staatsstreich gegen Franco durchzuführen und danach auf der Seite Hitlers in den Krieg einzutreten. Diese Projekte wurden letztlich nicht durchgeführt – unter anderem, da zwischenzeitlich die Alliierten im Norden Afrikas gelandet waren; Hitler hielt schließ-

lich die Neutralität Spaniens für wichtiger als eine erzwungene Teilnahme des Landes am Weltkrieg.

Während Ruhl seine Studie mehr auf die politischen Aspekte konzentriert, arbeiten der Deutsche Christian Leitz und der Spanier Rafael García Pérez die Bedeutung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen beiden Ländern während des Weltkriegs heraus (García Pérez 1994; Leitz 1996). Der Schwerpunkt der Studie von Leitz liegt auf dem Verkauf von Kriegsmaterial und dem Export von Wolfram; andere wichtige Fragen, wie der gegenseitige Handelsaustausch oder die Problematik der Kriegsschulden, werden ausführlich von Rafael García Pérez behandelt. Beide Studien zusammen ergeben ein abgerundetes Bild der komplexen Wirtschaftsbeziehungen und der wechselnden Abhängigkeitsverhältnisse in einzelnen Phasen des Krieges.

Aus dem ursprünglichen Interesse an der Falange als einem der Pfeiler des franquistischen Regimes erwuchs in den „Entwicklungsjahren“ des Franquismus ein breiteres Interesse an der Struktur des Systems und den Beziehungen der Machteliten untereinander. Die erste politikwissenschaftliche Studie, die sich mit dem franquistischen System beschäftigt, ist die Untersuchung von Klaus von Beyme mit dem Titel „Vom Faschismus zur Entwicklungsdiktatur. Machtelite und Opposition in Spanien“ (Beyme 1971). Dem Autor geht es um die Untersuchung der gesellschaftlichen Grundlagen der Erosion eines faschistischen Systems. Er analysiert die Ideologie der Falange und die antifranquistische Opposition, die Konflikte zwischen den verschiedenen Fraktionen der Machtelite und die unterschiedlichen Konzepte der spanischen Bourgeoisie hinsichtlich der politischen Zukunft des Landes. Das Buch war der erste Versuch in deutscher Sprache, das franquistische System in seiner Gesamtheit zu untersuchen, das heißt sowohl die statischen als auch die dynamischen Elemente zu integrieren.

In der Anlage wie in der Durchführung grundsätzlich unterschiedlich ist die Studie von Raimund Beck über das „Spanische Regierungssystem unter Franco“ von 1979. Der Schwerpunkt der Studie liegt auf der Untersuchung der „Verfassung“ und der „Verfassungswirklichkeit“ in Spanien, die mit den demokratischen Systemen Westeuropas verglichen werden. Es ging um die Beantwortung der Frage, ob das autoritäre Regime des Franquismus in der Lage sei, einen friedlichen Übergang in ein demokratisches System zu schaffen. Die Studie, die kurz vor dem Tode Francos zu Ende gestellt worden war, kam zu dem Er-

gebnis, dass das autoritäre System des Franquismus alle Bedingungen für Veränderungen aufwies, vor allem für demokratische Reformen und für eine Anpassung an die rechtsstaatlichen Systeme des Westens.

Konzentrierten sich die Studien Becks und von Beymes auf die Institutionen und das System des Franquismus, so geht es in der Untersuchung von Hans-Werner Franz über die politische Soziologie des Franquismus um die Analyse nicht nur der Institutionen, sondern auch der „gesellschaftlichen Herrschaft“ in Spanien nach dem Bürgerkrieg (Franz 1981). Aus marxistischer Perspektive werden die verschiedenen Theorien zur Typologie des Franquismus vorgestellt und diskutiert; so dann geht es um die Frage der Hegemonie des „dominanten Blocks“ im Regime sowie um die Beziehungen zwischen dem franquistischen System und der Arbeiterschaft. Die sozialstrukturelle Analyse ähnelt den Deutungen, die Autoren der Arbeiterkommissionen (*Comisiones Obreras*) vorgenommen haben (zum Beispiel Manuel Ludevid, Nicolás Sartorius).

Oppositionsbewegungen

In den 60er Jahren lässt sich ein Themenwechsel in der deutschen Geschichtsschreibung zu Spanien feststellen. Zutiefst beeinflusst von der antiautoritären Bewegung, vom Aufkommen einer „Neuen Linken“ und von den Protest- sowie Oppositionsbewegungen in Spanien, konzentrierten die deutschen Historiker ihr Interesse nicht mehr so sehr auf die Grundlagen und Pfeiler des franquistischen Regimes, sondern mehr auf die destabilisierenden Wirkungen. Die Anfänge dieser Ausrichtung in der Geschichtsschreibung lassen sich in den Werken von Bernhard Schütze, Hans-Werner Franz, Erich Rathfelder, Anna Stein und Klaus Vogel, Hans-Jürgen Degen und Helmut Ahrens, Lothar Maier und Walther L. Bernecker feststellen. Die meisten dieser Autoren sympathisierten mehr oder weniger mit der außerparlamentarischen Opposition zu Ende der 60er Jahre; diese deutsche Protestbewegung war ihrerseits sehr an anderen Protestbewegungen interessiert, vor allem an Formen oppositioneller Organisation in nicht-demokratischen Regimes. Das Hauptinteresse dieser Autoren bezog sich daher auf die neue spanische Arbeiterbewegung, die Arbeiterkommissionen (*Comisiones Obreras*), während die Studentenbewegung nur am Rande behandelt

wurde. Die Untersuchung von Hans-Jürgen Degen und Helmut Ahrens zum Beispiel ging seinerzeit der Frage nach, welche Veränderungen in den Aktionsformen und den Konfliktregelungsmechanismen zwischen 1931 und 1975 stattgefunden hatten. Die wichtigste Veränderung erblickten die Autoren in der Taktik der Arbeiterkommissionen, die Illegalität aufzugeben und in einem halblegalen Umfeld zu agieren.

Die Arbeitsbeziehungen und die neue Arbeiterbewegung haben auch die Aufmerksamkeit anderer deutscher Autoren hervorgerufen. In mehreren Studien ist Walther L. Bernecker sowohl dem vertikalen Syndikalismus des Regimes als auch den Basisbewegungen der spanischen Arbeiter nachgegangen. Es geht in seinen Untersuchungen (Bernecker 1985, 1993) darum, eine Periodisierung für die spanische Arbeiterbewegung zu finden, eine Typologie der verschiedenen Aktionsformen zu entwerfen und zwischen Elementen von „Kontinuität“ und „Diskontinuität“ auf dem Hintergrund eines beschleunigten ökonomischen Transformationsprozesses zu unterscheiden. Das kollektive Verhalten der spanischen Arbeiterklasse wird im Kontext des Regimes interpretiert, das heißt unter Berücksichtigung der Arbeitsbeziehungen und des politischen Systems. Daher finden sowohl die staatliche Politik als auch die unternehmerischen Strategien Berücksichtigung.

Das deutsche Interesse an den Oppositionsbewegungen im frankquistischen Spanien beschränkte sich nicht auf den Arbeitsbereich; es bezog auch das zweite große Thema der Opposition gegen den Franquismus mit ein, nämlich die Regionen und Nationalitäten. Das große deutsche Interesse an der regionalistischen Opposition gegen den frankquistischen Staat und am Problem des gewalttätigen Separatismus erklärt sich aus der bundesstaatlichen Struktur Westdeutschlands und aus der deutschen Erfahrung, die durch das zentralistische Regime des Nationalsozialismus sensibilisiert worden ist, sowie aus der nachhaltigen Wirkung, die in Deutschland der Terrorismus und die politische Gewalt der 70er Jahre hinterließen. Über das Thema des ethnischen Nationalismus und des gewalttätigen Separatismus sind gründliche Studien von Peter Waldmann, Hans-Jürgen Puhle, Ludger Mees, Josef Lang, Werner Herzog, Walther L. Bernecker und anderen Autoren erschienen. Natürlich stützen sich diese Autoren auf die zahlreichen Untersuchungen, die in Spanien zu diesem Thema publiziert worden sind; zumeist bringen sie als neue Elemente eine komparatistische Perspektive und theoretische Überlegungen in die Untersuchung ein und tragen somit

zum wissenschaftlichen Fortschritt auf diesem überaus komplexen und aktuellen Gebiet bei. (Umgekehrt liegen keine spanischen, quellengesättigten Untersuchungen über den Terrorismus in Deutschland vor, etwa über das Phänomen der Roten Armee Fraktion.)

Insgesamt sind die Oppositionsbewegungen, sowohl der Arbeiterwiderstand als auch der regionalistische Widerstand, das am häufigsten behandelte Thema in der deutschen Geschichtsschreibung über das franquistische Spanien. Für einen ausländischen Beobachter waren diese Bewegungen das sichtbarste Symptom der allmählichen Erosion des franquistischen Regimes. Es erhob sich die Frage, in welchem Umfang diese Opposition zur Schwächung des Regimes beitragen oder ihm sogar einen entscheidenden Schlag versetzen konnte. Der spanische Fall war außerdem einzigartig in Europa: Ein nicht-demokratisches Regime sah sich einer Protest- und Oppositionsbewegung konfrontiert, die von Jahr zu Jahr stärker und selbstbewusster auftrat. Eine archaische politische Struktur überdeckte mit einem repressiven Mantel eine äußerst differenzierte und „moderne“ Gesellschaft; diese Situation erweckte verständlicherweise das Interesse von Politikwissenschaftlern, Soziologen und Historikern.

2. Die Geschichtsschreibung über den Spanischen Bürgerkrieg

Es war aber nicht das franquistische Spanien, das in der deutschen Geschichtsschreibung das größte Interesse hervorgerufen hat, sondern der Spanische Bürgerkrieg; wie in anderen europäischen Ländern, beschäftigen sich auch in Deutschland zahlreiche Publikationen mit diesem Krieg (Collotti 1987; Buschak 1987; Bernecker 1997). Aber im Unterschied zu der überwiegend „liberalen“ Haltung in Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Frankreich, weist die deutsche historiografische Produktion zu diesem Thema zwei Charakteristika auf: Zum einen beruht sie bis 1945 auf einer faschistischen Ideologie und die Interpretationen der ersten Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg waren ausgesprochen konservativ und rechtslastig; zum anderen entstand seit den 50er Jahren in der Deutschen Demokratischen Republik eine „parallele“ Geschichtsschreibung, die sich zutiefst von der westdeutschen unterschied. Seit damals fanden die deutsch-deutschen Auseinandersetzungen in heftigen Polemiken zwischen den Historikern der

beiden deutschen Staaten ihren Niederschlag. Diese Polemiken waren nur zum Teil Ausdruck unterschiedlicher wissenschaftlicher Konzepte; häufiger reflektierten sie die politischen Haltungen ihrer jeweiligen Regierungen gegenüber dem Franco-Regime.

Hebt man auf die untersuchten Themenbereiche ab, so lassen sich zwei Forschungsphasen unterscheiden. In der ersten Phase ging es vor allem um das deutsche Eingreifen in den Bürgerkrieg. Ende der 60er und zu Beginn der 70er Jahre erlangte die deutsche Geschichtsschreibung zu diesem Thema ein hohes Niveau, da die Historiker einerseits auf umfangreiches Quellenmaterial zurückgreifen konnten, die ideologisch-wissenschaftliche Konkurrenzsituation zwischen den zwei deutschen Staaten sie andererseits zu einer ständigen Verfeinerung ihrer Fragestellungen und methodischen Zugänge zwang. In einer zweiten Untersuchungsphase, die Ende der 60er Jahre einsetzte, ging es vor allem um Fragen der sozioökonomischen Entwicklung in der republikanischen Zone, schwerpunktmäßig um Studien zur sozialen Revolution der Anarchisten.

Das deutsche Eingreifen in den Bürgerkrieg

Es mussten mehr als 20 Jahre vergehen, bis in Deutschland die erste wissenschaftliche Arbeit über den Spanischen Bürgerkrieg erschien. Es handelt sich um eine Studie über die Wirtschaftsinteressen des Dritten Reiches in Spanien, die als Dissertation von Manfred Merkes eingereicht und 1961 publiziert worden ist (Merkes 1961). Seinerzeit hatte diese Studie Pioniercharakter, auch wenn sie an einem Mangel litt, den viele frühe deutsche Studien aufwiesen: Sie verwendete ausschließlich deutsche und nicht auch spanische Archivalien. Hinsichtlich der Frage der internationalen Kontakte der Verschwörer vor Beginn des Bürgerkrieges versicherte Merkes kategorisch, dass die deutsche Regierung an den Vorbereitungen des Staatsstreichs nicht beteiligt gewesen war und Hitler die Entscheidung, in Spanien einzugreifen, ohne Rücksprache mit dem Außenministerium getroffen hat.

Die zweite wissenschaftliche Studie zum deutschen Eingreifen ist die Doktorarbeit von Hans-Henning Abendroth, die breiter als das Buch von Merkes angelegt ist. In dieser Studie geht es darum, das deutsche Eingreifen in den Bürgerkrieg nicht isoliert, sondern im Rahmen

der europäischen Interessenpolitik Ende der 30er Jahre zu betrachten. Zugleich arbeitet der Autor heraus, wie Franco die bestehenden Spannungen zwischen den Blöcken zu seinen Gunsten ausnutzte (Abendroth 1973). Die Studie ist auch im Hinblick auf die britische und französische Politik gegenüber dem Spanischen Bürgerkrieg von Interesse, da Abendroth nicht nur deutsche, sondern auch englische Quellen auswertete. Er macht deutlich, dass den strategischen, wirtschaftlichen und ideologischen Interessen der Engländer weder ein faschistisches noch ein kommunistisches Spanien, sondern ein liberales und schwaches entsprach. Daher war bereits zu Beginn des Krieges das britische Außenministerium daran interessiert, zumindest inoffizielle Kontakte zu den Aufständischen herzustellen. Die ungeschickte Diplomatie des deutschen Botschafters Faupel und die brutalen Wirtschaftsmethoden des Kompensationssystems HISMA/ROWAK erleichterten diese englische Strategie. Im Unterschied zu Merkes, der zum Ergebnis gelangt war, dass die deutsche Intervention Ergebnis einer allzu optimistischen Analyse der tatsächlichen Situation Francos war, sieht Abendroth seine These durch die Hartnäckigkeit bestätigt, mit der Hitler die Unterstützung Francos fortsetzte, obwohl die Berichte aus Spanien eher negativ waren.

In der zweiten Hälfte der 70er Jahre sollte von spanischer Seite Angel Viñas in einer quellengesättigten Studie die These untermauern, dass die deutsche Seite an den Vorbereitungen des Militäraufstands vom 18. Juli 1936 nicht teilgenommen hatte; diese inzwischen allgemein akzeptierte These hat Viñas neuerdings in der gründlich überarbeiteten Ausgabe seines Buches abermals bekräftigt (Viñas 1977, 2001). In den 70er Jahren wurden weitere Studien veröffentlicht, etwa die von Hans-Henning Abendroth oder die von Wolfgang Schieder (1976), die spezifische Themenbereiche der deutschen Intervention untersuchten oder sich mit der innerdeutschen Debatte über die Politik gegenüber dem Spanischen Bürgerkrieg beschäftigten. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Polemiken bezogen sich mehr auf die Struktur des nationalsozialistischen Staates als auf die deutsche Außenpolitik gegenüber Spanien. Es ist auffällig, dass es von spanischer Seite unter den Historikern keine vergleichbare Debatte gibt, welche die Verantwortlichkeiten im spanischen Machtapparat und den Entscheidungsfindungsprozess der Außenpolitik gegenüber Deutschland thematisiert.

Im Vergleich zu dem großen Interesse, das in der Geschichtsschreibung die nationalsozialistische Intervention hervorgerufen hat, ist das Schicksal der deutschen Linken während des Spanischen Bürgerkrieges relativ wenig untersucht worden. Die bisher einzige gründliche Arbeit ist die Studie von Patrik von zur Mühlen, die den programmatischen Titel „Spanien war ihre Hoffnung“ trägt (Mühlen 1983). Der Autor versteht seine Studie als integrierenden Teil der Geschichte zweier Länder; daher wendet er eine komparative Methode an. Die bisherige Forschungslücke bezüglich der Deutschen in den Internationalen Brigaden wird demnächst durch die Dissertation von Michael Uhl (2002) gefüllt werden.

Der Fall Guernica

In Anbetracht ihrer gewaltigen Auswirkungen wäre zu erwarten gewesen, dass deutsche Historiker sich ausführlich mit der Bombardierung Guernicas beschäftigen. Wenn auch dieses Thema in allen allgemeinen Darstellungen zum Bürgerkrieg mehr oder minder umfangreich behandelt wird, widmet sich nur eine einzige Studie ausschließlich der Bombardierung: die Untersuchung von Klaus A. Maier, die das im Militärgeschichtlichen Forschungsamt lagernde Quellenmaterial verarbeitet hat. Dem Autor ging es vor allem um eine Klärung der deutschen Verantwortung bei der Bombardierung Guernicas (Maier 1975). Als Schlussfolgerung seiner Untersuchungen hielt er fest, dass mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit Guernica ausschließlich durch den Luftangriff am Nachmittag des 26. April 1937 zerstört worden ist. Der Angriff wurde von der Legion Condor und einer Formation italienischer Kampfflugzeuge durchgeführt. Dieses in Deutschland bereits 1975 veröffentlichte Ergebnis wird heute von allen ernsthaften Historikern akzeptiert. Als es erstmalig in Spanien veröffentlicht wurde (1976), zirkulierten dort noch gewagte neofranquistische Thesen über die Bombardierung, die eine Relativierung der Verantwortlichkeiten von deutscher bzw. nationalspanischer Seite erreichen wollten. Wenn auch die Studie Maiers keinen Zweifel daran lässt, wer Guernica bombardierte und wie die Stadt zerstört wurde, bestehen bis heute Zweifel hinsichtlich der Bombardierungsabsicht. In der Diskussion geht es im Wesentlichen um die Frage, ob es sich um einen reinen Ter-

rorangriff handelte oder ob der Angriff militärisch gerechtfertigt war. Maier kommt zum Ergebnis, dass die Zerstörung der Stadt auf ein ungünstliches Zusammenwirken von ungünstigen Umständen zurückzuführen war. Implizit lehnt der Autor somit die These ab, der Angriff habe die Zerstörung der Stadt und die Demoralisierung der Bevölkerung intendiert. Zu dieser Schlussfolgerung sind allerdings mehrere spanische und ausländische Autoren gelangt, etwa Angel Viñas und Herbert Southworth. Sie stellen die Frage, warum die Flugzeuge eine Mischung aus Brand- und Explosivbomben verwendeten; außerdem schoss die Flugzeugbesatzung mit Maschinengewehren auf die vor den Flugzeugen fliehende Zivilbevölkerung. Richthofen sprach von einem „vollen technischen Erfolg“, was schwer verständlich wäre, wenn die einzige Absicht des Angriffes in der Zerstörung der Rentería-Brücke bestanden hätte (die am Schluss außerdem nicht zerstört wurde) (Bernecker 1988, 1990).

Die ostdeutsche Geschichtsschreibung

Die ersten DDR-Veröffentlichungen zum Spanischen Bürgerkrieg waren Besprechungen westdeutscher Bücher. Nach der Publikation der Studie von Merkes begann das, was man eine ideologische Schlacht nennen könnte. Die ostdeutschen Kritiken hoben in der Regel zwei Aspekte hervor: zum einen die Rolle, die das „deutsche Monopolkapital“ bei den Vorbereitungen der deutschen Intervention gespielt hat; zum anderen die deutsche Beteiligung an den Vorbereitungen des Militäraufstandes. In den ersten ostdeutschen Reaktionen gegenüber westdeutschen Veröffentlichungen wurde diesen vorgeworfen, sie rechtfertigten die aggressive Politik der deutschen Monopolisten und Militärs gegenüber Spanien und stellten die Notwendigkeit und Gerechtigkeit des Kampfes der spanischen Arbeiter und Bauern in Frage. Ostdeutschen Veröffentlichungen zufolge gab die Mehrzahl der westdeutschen Historiker die Verantwortung für den Eingriff in den Spanischen Bürgerkrieg ausschließlich Hitler und einigen Nazi-Größen, womit sie zugleich die Verantwortung der Industriekapitäne bei der Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges verbargen. Der Spanische Bürgerkrieg wiederum war nichts anderes als eine Generalprobe für den Weltkrieg.

In ostdeutschen Veröffentlichungen (Interbrigadisten 1966) wurde hervorgehoben, dass westdeutsche Studien deutlich die vielfältigen Zusammenhänge zwischen „imperialistischer“ Geschichtsschreibung und Bonner Politik erkennen ließen. Diesen Kritiken zufolge übernahmen die westdeutschen Historiker die faschistische Interpretation der Ereignisse der 30er Jahre. Es ging ihnen angeblich nicht um die Aufklärung der Hintergründe des Eingreifens des faschistischen Deutschland; sie betonten auch nicht den Ausbeutungscharakter des deutschen Imperialismus. Hätten sie es getan, so hätten sie zugleich die Politik der „Machthaber“ in Bonn kritisieren müssen, da es eine (angebliche) Klassenidentität zwischen den Kräften, die den Faschismus stützten, und denen, die das „Bonner System“ trugen, gab. Die westdeutsche Geschichtsschreibung versuchte aber, diese Übereinstimmungen zu leugnen.

Der zweite Aspekt bezog sich auf die Kenntnisse, die das nationalsozialistische Deutschland vom geplanten Militäraufstand hatte und auf die Frage, ob das Dritte Reich an den Vorbereitungen beteiligt gewesen war. Wenn auch die ostdeutschen Autoren akzeptierten, dass es keine Quellenbelege zu derartigen Vorbereitungen gab, betonten sie doch die Wühlarbeit der deutschen Imperialisten in den Jahren, die dem Krieg vorangingen; diese Tätigkeiten ließen auch die Schlussfolgerung zu, dass die Aufstandspläne mit Vertretern der nationalsozialistischen Regierung abgesprochen waren. Ohne im Detail die internationale „faschistische Verschwörung“ nachweisen zu können, hat die ostdeutsche Geschichtsschreibung nie einen Zweifel daran gelassen, dass die vielfältigen Kontakte, die vor dem 18. Juli 1936 zwischen deutschen und spanischen Institutionen bestanden, ausschließlich der Vorbereitung des Aufstandes gegen die Regierung der Republik dienten.

Anfangs stützten sich die Historiker, die die These einer „faschistischen Verschwörung“ gegen die Republik vertraten, auf eine Dokumentation, die im Auftrag der Kommunistischen Internationale zusammengestellt worden war; Grundlage dieser Dokumentation waren Papiere, die im Archiv der Auslandsorganisation der NSDAP in Barcelona gefunden worden waren (Spielhagen 1936). Wenn auch später die Theorie einer faschistischen Verschwörung gegen die Republik aufgegeben wurde, ist die unbestimmte Haltung der ostdeutschen Historiker zu dieser Frage aufschlussreich. In einer 1986 erschienenen Veröffentlichung heißt es zum Beispiel – eher vernebelnd als aufklärend – im

Hinblick auf die internationalen Kontakte der Verschwörer vor dem Aufstand, es habe sich um eine Gruppe von Generälen gehandelt, die dem Faschismus zuneigten, sowie um Handlungen der reaktionärsten Kreise innerhalb und außerhalb des Landes (Kühne 1986).

Obwohl die deutsche Intervention zu den am intensivsten untersuchten Themen des Spanischen Bürgerkrieges gehört, kam es zwischen der östlichen und der westlichen Interpretation hinsichtlich der Gründe und der Ziele des deutschen Eingreifens nie zu einer übereinstimmenden Interpretation. Wenn auch die Untersuchungen der 80er Jahre sich immer mehr von den verschiedenen Theorien der exogenen Ursprünge des Krieges entfernten und sich auf die endogenen Gründe konzentrierten, wurde bis zum Zusammenbruch der DDR die Politik des Dritten Reiches gegenüber Spanien zwischen den Historikern von Ost und West unterschiedlich interpretiert. Ein deutliches Anzeichen, wie wenig die differierenden Positionen sich angenähert hatten, ist die Tatsache, dass ein bereits 1962 in Ost-Berlin von Marion Einhorn veröffentlichtes Buch im Jahre 1976 in der Bundesrepublik neu herausgegeben wurde, ohne dass die Autorin die zahlreichen Studien berücksichtigt hätte, die zwischen den zwei Erscheinungsdaten erschienen sind (Einhorn 1962, 1976). Wenn auch die Studie von Einhorn eine Reihe interessanter Detailergebnisse erbringt, ist zu bezweifeln, dass es der Verfasserin gelungen ist, den Zusammenhang zwischen den politischen und den militärstrategischen Interessen des „deutschen Imperialismus in Spanien“ aufzuzeigen – ein Anspruch, den sie im Vorwort ihrer Studie erhebt. Diese beruht auf der Theorie des „staatsmonopolistischen Kapitalismus“ und kommt zu der (unhaltbaren) Schlussfolgerung, dass die „entscheidenden Kreise des deutschen Monopolkapitalismus die Richtung der Politik der Regierung Hitlers gegenüber dem franquistischen Spanien bestimmten“ (Einhorn 1962: 121). Später hat auch die Geschichtsschreibung der DDR die These aufgegeben, das „deutsche Finanzkapital“ habe vor allem neue „Gewinnquellen“ in Spanien gesucht; vielmehr wurde die Erweiterung der Rohstoffbasis als eine der wichtigsten wirtschaftlichen Zielsetzungen der deutschen Intervention in Spanien herausgestellt.

Ein entscheidender Aspekt aller kommunistischen Beiträge war der Kampf der Internationalen Brigaden, die nach 1945 in den Ländern Osteuropas einer umfangreichen Mythenbildung unterlagen. Interbrigadisten erlangten dort herausragende Positionen in der Hierarchie von

Partei und Staat. Auch in der DDR erhielten die Internationalen Brigaden herausragende Aufmerksamkeit. Das außergewöhnliche ostdeutsche Interesse an den Brigaden und an dem „heldenhaften Kampf“ der Interbrigadisten erklärt sich aus der Tatsache, dass die „Nationale Volksarmee“ der DDR die „revolutionäre Militärtradition der Arbeiterbewegung und des deutschen Volkes“ fortsetzte; die Historiker mussten daher an der Entwicklung eines „sozialistischen historischen Bewusstseins“ mitwirken (Kühne 1969).

Der ostdeutschen Bibliografie über den Spanischen Bürgerkrieg kann man entnehmen, dass ein Teil dieser Geschichtsschreibung dazu bestimmt war, der Staatsräson eines Staates ohne Geschichte Traditionen zu verschaffen. An den Jahrestagen des Bürgerkrieges erinnerte die DDR an die „tapferen Kämpfer aus aller Welt, die neben dem spanischen Volk die Unabhängigkeit der jungen Republik und die Demokratie gegen den Angriff des Faschismus verteidigten“. Die deutschen Teilnehmer an den Internationalen Brigaden wurden als Keimzelle der Armee der DDR betrachtet (Uhl 2002).

Die Entwicklung in der republikanischen Zone

Ende der 60er Jahre kam, unter dem Einfluss der außerparlamentarischen und studentischen Protestbewegung, in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik über den Spanischen Bürgerkrieg eine neue Thematik auf: die „Soziale Revolution“ in der republikanischen Zone, die Kollektivierungsbewegung, der Anarchismus und die „Basisdemokratie“ in den Selbstverwaltungskomitees. Diese Aspekte unterlagen in den Darstellungen der deutschen Linken bald intensiver Mythenbildung. Zu den ersten Publikationen gehörte die Neuauflage einer schon klassischen Darstellung von Augustin Souchy, ihr folgten zahlreiche Bücher und Broschüren von Souchy und anderen Teilnehmern am Bürgerkrieg. In vielen Fällen handelte es sich um Neuauflagen alter Bürgerkriegsveröffentlichungen. Es folgten die Memoiren des Trotzlisten Paul Thalmann und viele Übersetzungen „linker“ (aber nicht orthodox-kommunistischer) Werke über den Bürgerkrieg. Einige neu entstandene Verlage lebten von der Mystik, die den iberischen Anarchismus umgab. Die deutsche „intelligentsia“ interessierte sich für die revolutionären Experimente der Anarchosyndikalistinnen und Anarchisten

(CNT/FAI), der revolutionären Sozialisten (UGT) und anderer linker Organisationen (POUM) (Tosstorff 1987). Die meisten der zahlreich erschienenen Schriften dienten dazu, eine politisch-ideologische Identifizierungsgrundlage zu liefern (Souchy 1969; Gerlach/Souchy 1974; Thalmann 1974).

Ab Mitte der 70er Jahre erschienen akademische, quellengesättigte Studien über die Linke im Spanischen Bürgerkrieg, von denen einige auch ins Spanische übersetzt und Bestandteil der innerspanischen Diskussion wurden (Bernecker 1977, 1978, 1980). Einige Jahre zuvor hatte Hans Magnus Enzensberger sein „Der kurze Sommer der Anarchie“ publiziert, eine Art historischer Roman, der die Struktur einer Collage aufweist und sich im Wesentlichen um Leben und Tod von Buenaventura Durruti dreht, wie der Untertitel auch sagt (Enzensberger 1972).

Die meisten deutschen Studien über die spanische Linke im Bürgerkrieg konzentrieren sich auf die Anarchisten; eine Ausnahme stellt die Dissertation von Rainer Huhle über die kommunistischen „Geschichtsvollzieher“ dar, die sich mit „Theorie und Politik der Kommunistischen Partei Spaniens“ im Bürgerkrieg beschäftigt (Huhle 1988). Der Autor untersucht die Bedingungen, die es ermöglichten, „dass wichtige kommunistische Parteien mit einer breiten Mitgliederbasis und einer in langen Kämpfen errungenen Identität sich manipulieren ließen“, wie es im Falle vieler Parteien im Zuge ihrer Bolschewisierung geschah. Er sucht nach „allgemeinen“ Bedingungen, die – unabhängig von einem spezifischen historischen Kontext – stalinistische Tendenzen im Umfeld der kommunistischen Theorie förderten. Für den Autor war die Praxis der Kommunistischen Partei Spaniens im Bürgerkrieg die konsequente Umsetzung einer schon vor 1936 formulierten Politik. Die theoretische Grundlage der kommunistischen Politik war das Volksfrontkonzept, das aus der Faschismustheorie der Komintern und der leninistischen Theorie der Demokratischen Revolution resultierte. Die Faschismustheorie der Kommunistischen Partei Spaniens entsprach dem Konzept einer demokratisch-bürgerlichen Revolution. Dieser Gedanke, demzufolge der antifaschistische und der demokratisch-revolutionäre Kampf eine Einheit darstellten, musste der Kommunistischen Partei Spaniens nicht aufgezwungen werden.

Vergleicht man die Veröffentlichungen der Geschichtsschreibung in West- und Ostdeutschland bezüglich der Entwicklung in der republikanischen Zone während des Spanischen Bürgerkriegs, so lassen sich

zwei Phänomene festhalten: Zum einen fällt auf, dass in der DDR keine einzige Studie über die sozioökonomischen Veränderungen in der republikanischen Zone veröffentlicht wurde. Alle Publikationen Ostdeutschlands konzentrierten sich auf militärische oder internationale Aspekte des „nationalrevolutionären Krieges des spanischen Volkes“ (die Bezeichnung „Bürgerkrieg“ wurde vermieden). Zum anderen wird deutlich, dass bei der Einschätzung aller nichtkommunistischen gesellschaftlichen Kräfte in der republikanischen Zone bis zum Zusammenbruch der DDR im Wesentlichen die Charakterisierung der 30er Jahre beibehalten wurde. In dieser Interpretation waren die Anarchisten Teil der „Fünften Kolonne“ und „diese Agenten der Fünften Kolonne konnten ihre Pläne mit einer pseudorevolutionären Phraseologie überdecken. Die Arbeiter und Bauern mussten mit ihrem Blut die Tatsache bezahlen, dass Provinzialismus, Sektarismus und andere Vorbehalte gegen die Kommunisten die militärische Kraft der Republik behinderten“ (Kühne 1979: 18). Alle Kommunisten und Linkssozialisten, die sich nicht der „orthodoxen“ Interpretation der Dritten Internationale anschlossen, waren Provokateure und franquistische Agenten, Demagogen und Konterrevolutionäre, während alle „wirklich fortschrittlichen“ Kräfte die Interpretation der Situation teilten, die im Namen der Kommintern Palmiro Togliatti vorlegte.

Wenn hinsichtlich der Rolle des Dritten Reiches und der westlichen Demokratien im Spanischen Bürgerkrieg eine gewisse Annäherung zwischen den Historikern der zwei deutschen Staaten festzustellen war, so nahmen die Diskrepanzen bei der Interpretation des Krieges als sozialem Ereignis nicht ab, sondern eher zu, seit in Westdeutschland die sozioökonomischen Aspekte des Krieges zu einem bevorzugten Thema der Geschichtsschreibung über den Bürgerkrieg geworden waren. Erst der Zusammenbruch der DDR brachte das Ende dieser ideologischen Konfrontation.

Die Besonderheit der deutschen Geschichtsschreibung über den Spanischen Bürgerkrieg besteht somit darin, dass sie einen „Parallelcharakter“ aufweist und die Interpretationen häufiger die gesplante deutsche Realität als die spanische Situation der 30er Jahre widerspiegeln. Im Laufe der 70er und 80er Jahre näherten sich die Interpretationen Ost- und Westdeutschlands in einigen Punkten einander an, wobei vor allem die Historiker der Bundesrepublik gewisse Interpretationen der DDR-Geschichtsschreibung übernahmen.

Noch ein weiterer Aspekt verdient Beachtung. Vergleicht man die Gedenkartikel der 50er und 60er Jahre mit denen, die 1986 und 1996 erschienen, so lässt sich ein deutlicher Interpretationswandel aufzeigen. Inzwischen lassen alle Stellungnahmen eine Unterstützung des demokratischen Spanien erkennen. In zahlreichen Artikeln und Sendungen, Vorträgen und Veranstaltungen wurde auch in Deutschland der Jahrestage 1936 – 1986 – 1996 gedacht. Bei allen Veranstaltungen dominierte klar eine antifranquistische Haltung. Auch in diesem Fall dürfte die politische Situation die historische Debatte beeinflusst haben: Die Wiedererlangung der politischen Freiheit in Spanien nach 1975 und der Eintritt des Landes in die Europäische Gemeinschaft erfuhren und erfahren in Deutschland eine ausschließlich positive Würdigung. Aus dieser Perspektive werden die Jahre 1939 bis 1975 als eine Unterbrechung des spanischen Weges nach Europa gedeutet.

3. Weitere Themen der Geschichtsschreibung

Zu den bisher vorgestellten, schon „klassischen“ Themen in der Geschichtsschreibung über Deutschland und Spanien, müssen vor allem zwei weitere Aspekte angesprochen werden, die in den letzten Jahrzehnten verstärkt Aufmerksamkeit erlangt haben. Das erste dieser Themen sind die deutsch-spanischen Beziehungen im Laufe des 20. Jahrhunderts. In chronologischer Reihenfolge ist zuerst die Dissertation von Nils Havemann über die Beziehungen des Deutschen Kaiserreiches mit Spanien in den zwei letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu erwähnen. Die kulturwissenschaftliche Studie von Jens Albes beschäftigt sich mit der deutschen Propaganda in Spanien während des Ersten Weltkrieges (1996). Zur Phase der Weimarer Republik liegen über die Beziehungen zwischen beiden Ländern eine ganze Reihe von Studien vor: die von Ramin Alexander Sepasgosarian (1993), die von Wolfgang Pöppinghaus (1999), die von Jesús de la Hera Martínez (2002) oder der Sammelband, der von Jaime de Salas und Dietrich Briesemeister über die „Akademischen Kulturen“ zwischen 1898 und 1936 herausgegeben worden ist (Salas/Briesemeister 2000). Es ist auffällig, dass in letzter Zeit mehrere Studien sich mit den kulturellen Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und dem Spanien von Alfons XIII. beschäftigen. Im Institutionalisierungsprozess einer auswär-

tigen Kulturpolitik der Weimarer Republik wurde Spanien zu einem bevorzugten Zielland deutscher Interessen, was sowohl auf die spanische Neutralität während des Ersten Weltkrieges als auch auf die traditionell guten wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zurückzuführen sein dürfte. Die Kulturpolitik durchlief in den einzelnen Etappen der Zwischenkriegsjahre sehr unterschiedliche Phasen. In der Studie von Jesús de la Hera Martínez werden die Ziele und Aktivitäten der deutschen Kulturpolitiker sowie die von der deutschen auswärtigen Kulturpolitik entwickelten Instrumente ausführlich dargelegt.

Das zweite Thema, das neuerdings verstärkt Aufmerksamkeit findet, ist die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Erste Studien, die schon auf das inzwischen zugängliche Archivmaterial zurückgreifen konnten, sind die soliden Untersuchungen von Petra-Maria Weber (1992), Carlos Collado Seidel (1991, 2001) und Birgit Aschmann (1999). In all diesen Fällen handelt es sich nicht um konventionelle Studien diplomatiegeschichtlicher Art, sondern um originelle Ansätze, die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Aspekte – neben den politikhistorischen – integrieren. Zur Frage, wieso Franco nach 1945 politisch überleben konnte, liegt bisher nur die marxistische Studie von Marion Einhorn (1983) vor; in Kürze ist zu dieser Thematik eine umfangreiche Untersuchung von Carlos Collado Seidel zu erwarten. Interdisziplinär angelegt ist auch der von Miguel Angel Vega Cernuda und Henning Wegener herausgegebene Sammelband zu den „gegenseitigen Wahrnehmungen zwischen Deutschland und Spanien im Laufe der letzten fünf Jahrhunderte“ (Vega Cernuda / Wegener 2002).

Besonders intensiv haben sich deutsche Historiker und Sozialwissenschaftler mit der neuesten Entwicklung in Spanien beschäftigt: dem PostFranquismus, der *transición* und der demokratischen Konsolidierung, dem Beitritt Spaniens zur Europäischen Gemeinschaft und der Entstehung des „Staats der Autonomien“. Zu diesen Themenbereichen liegt eine Fülle solider Untersuchungen vor, von denen viele komparativ angelegt und theoretisch innovativ sind (vgl. den historiografischen Überblick bei Bernecker 2000). Vergleicht man nun das bedeutende Phänomen der demokratischen *transición* in Spanien mit dem nicht weniger wichtigen der deutschen Wiedervereinigung, so muss darauf hingewiesen werden, dass die spanische Geschichtsschreibung sich kaum mit diesem für die europäische Geschichte Ende des 20. Jahr-

hunderts so überaus bedeutsamen Ereignis beschäftigt hat; es liegen lediglich einige thematisch eng umrissene Dissertationen und der eine oder andere Sammelband vor.

Abschließend sei, nach diesem kursorischen Überblick über die Geschichtsschreibung, auf einige Probleme und Perspektiven hingewiesen: Eines der Hauptprobleme der deutsch-spanischen Geschichtsschreibung besteht darin, dass die historische Forschung zu Deutschland und Spanien akademisch nicht institutionalisiert ist, somit für Nachwuchswissenschaftler keine Anreize bestehen, sich diesen Themengebieten der Forschung zuzuwenden, da kaum Aussichten auf die Erlangung einer Universitätsstelle bestehen. In beiden Ländern liegt der eigentliche Forschungsschwerpunkt auf den eigenen Nationalgeschichten, was in einem zusammenwachsenden Europa zu Beginn des 21. Jahrhunderts nur schwer zu rechtfertigen ist. Trotz dieses institutionellen Hindernisses liegen in deutscher Sprache relativ viele Studien zu Spanien vor, während die historische Deutschlandforschung in Spanien – bezogen auf das 20. Jahrhundert – kaum existent ist. Die überaus verdienstvollen Studien von Joaquín Abellán, Juan José Carreras Ares und der Mitarbeiter des deutsch-spanischen Forschungsinstituts der Görres-Gesellschaft in Madrid beziehen sich schwerpunktmäßig auf das 19. Jahrhundert.

Im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts hat in Deutschland zweifellos das wissenschaftliche Interesse an Spanien deutlich zugenommen; eine ganze Reihe von Überblicksdarstellungen und Reihen legt Zeugnis von diesem Interesse – auch im nicht-akademischen Publikum – ab. Dringend erforderlich ist daher (und zwar in beiden Ländern) die akademische Institutionalisierung der Spanien- bzw. Deutschlandforschungen. Dringend erwünscht ist darüber hinaus die Einrichtung eines Deutschen Historischen Instituts in Madrid, nachdem es vergleichbare Institutionen seit längerem in Rom, Paris, London, Washington und anderen Hauptstädten der Welt gibt. Ein derartiges Forschungsinstitut könnte und würde die Forscher beider Länder zusammenführen, gemeinsame Forschungsprojekte durchführen, Stipendien vergeben und die gegenseitigen Kenntnisse wesentlich verbessern. Das vom Goethe-Institut und Instituto Cervantes gemeinsam initiierte Projekt eines deutsch-spanischen Wissenschaftsdialogs ist ein gelungener Auftakt, um die Wissenschaftskontakte in beiden Ländern zu intensivieren.

Bibliografie

Abendroth, Hans-Henning (1973): *Hitler in der spanischen Arena. Die deutsch-spanischen Beziehungen im Spannungsfeld der europäischen Interessenpolitik vom Ausbruch des Bürgerkrieges bis zum Ausbruch des Weltkrieges 1936-1939*. Paderborn.

Albes, Jens (1996): *Worte wie Waffen. Die deutsche Propaganda in Spanien während des Ersten Weltkrieges*. Essen.

Aschmann, Birgit (1999): „Treue Freunde...“? *Westdeutschland und Spanien 1945-1963*. Stuttgart.

Beck, Raimund (1979): *Das spanische Regierungssystem unter Franco*. Bochum.

Bernecker, Walther L. (1977): *Die Soziale Revolution im Spanischen Bürgerkrieg. Historisch-politische Positionen und Kontroversen. Mit einer Bio-Bibliographie*. München.

Bernecker, Walther L. (1978): *Anarchismus und Bürgerkrieg. Zur Geschichte der Sozialen Revolution in Spanien 1936-1939*. Hamburg; spanische, erweiterte Fassung (1982): *Colectividades y revolución social. El anarquismo en la Guerra Civil Española, 1936-1939*. Barcelona.

Bernecker, Walther L. (Hrsg.) (1980): *Kollektivismus und Freiheit. Quellen zur Sozialen Revolution im Spanischen Bürgerkrieg 1936-1939*. München.

Bernecker, Walther L. (Hrsg.) (1985): *Gewerkschaftsbewegung und Staatssyndikalismus in Spanien. Quellen und Materialien zu den Arbeitsbeziehungen 1936-1980*. Frankfurt a.M.

Bernecker, Walther L. (1991): *Krieg in Spanien 1936-1939*. Darmstadt (Neuaufgabe 1997); spanische Fassung (1996): *Guerra en España 1936-1939*. Madrid.

Bernecker, Walther L. (Hrsg.) (1992): *España y Alemania en la Edad Contemporánea*. Frankfurt a.M.

Bernecker, Walther L. (1993): *Arbeiterbewegung und Sozialkonflikte im Spanien des 19. und 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M.

Bernecker, Walther L. (1986): „Spaniens ‘verspäteter Faschismus’ und der autoritäre ‘Neue Staat’ Francos“. In: Schieder, Wolfgang (Hrsg.): *Faschismus in autoritären Regimen*. Göttingen (= Sonderheft der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“).

Bernecker, Walther L. (1988): „Cincuenta años de historiografía sobre el bombardeo de Guernica“. In: Tuñón de Lara, Manuel (Hrsg.): *Guernica: 50 años después (1937-1987)*. *Nacionalismo, República, Guerra Civil*. Bilbao, S. 219–242 (Ausgabe bearbeitet von José Luis de la Granja und Carlos Garitaonandía).

Bernecker, Walther L. (1989): „Neutralität wider Willen. Spaniens verhinderter Kriegseintritt“. In: Altrichter, Helmut/ Becker, Josef (Hrsg.): *Kriegsausbruch 1939. Beteiligte, Betroffene, Neutrale*. München, S. 153–177.

Bernecker, Walther L. (1990): „El bombardeo de Guernica. La polémica historiográfica“. In: Engelbert, Manfred/ García de María, Javier (Hrsg.): *La Guerra Civil Española – medio siglo después*. Frankfurt a.M., S. 165–186.

Bernecker, Walther L. (2000): „Nuevas tendencias en la historiografía alemana sobre España. Temas, enfoques, resultados“. In: *Historia Contemporánea*, 20, S. 117–147.

Beyme, Klaus von (1971): *Vom Faschismus zur Entwicklungsdiktatur. Machtelite und Opposition in Spanien*. München.

Böcker, Manfred (1996): *Ideologie und Programmatik im spanischen Faschismus der Zweiten Republik*. Frankfurt a.M.

Briesemeister, Dietrich (1996): „Die Iberische Halbinsel und Europa“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B8/86, S. 13–27.

Buschak, Willy (1987): „Bibliographie der deutschsprachigen Veröf-

fentlichungen zum Spanischen Bürgerkrieg“. In: *Mitteilungsblatt des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung*, 8, Bochum, S. 68–109.

Carreras Ares, Juan José (1995): „España en la historiografía alemana“. In: *Revista de Historia Jerónimo Zurita*, 71 („La Historia en el Horizonte del año 2000“), S. 253–267.

Collado Seidel, Carlos (1991): *Die deutsch-spanischen Beziehungen in der Nachkriegszeit: Das Projekt deutscher Militärstützpunkte in Spanien 1960*. Saarbrücken.

Collado Seidel, Carlos (2001): *Angst vor dem „Vierten Reich“. Die Alliierten und die Ausschaltung des deutschen Einflusses in Spanien 1944-1958*. Paderborn.

Collado Seidel, Carlos: *Garantiemächte wider Willen. Neubetrachtung der britisch-amerikanischen Spanienpolitik 1942-1946* (in Vorbereitung)

Collotti, Enzo (1987): „Sotto il cielo di Spagna. Publicistica in lingua tedesca sulla guerra civile“. In: *Belfagor*, 2, S. 125–158.

Degen, Hans-Jürgen/ Ahrens, Helmut (1977): *Widerstand in Spanien. Wandlungen in den Aktionsformen vom Bürgerkrieg bis zum Tode Francos*. Wetzlar.

Detwiler, Donald S. (1962): *Hitler, Franco und Gibraltar. Die Frage des spanischen Kriegseintritts in den Zweiten Weltkrieg*. Wiesbaden.

Einhorn, Marion (1962): *Die ökonomischen Hintergründe der faschistischen deutschen Intervention in Spanien 1936-1939*. Berlin (Ost), 2. Auflage (1976) Berlin (West)

Enzensberger, Hans Magnus (1972): *Der kurze Sommer der Anarchie. Buenaventura Durrutis Leben und Tod*. Frankfurt a.M.; spanische Fassung: (1976): *El corto verano de la anarquía*. Barcelona.

Franz, Hans-Werner (1975): *Klassenkämpfe in Spanien heute*. Frankfurt a.M.

Franz, Hans-Werner (1981): *Der Frankismus. Zur politischen Herrschaftssoziologie Spaniens während der Franco-Ära*. Frankfurt a.M.

Franz, Hans-Werner/ Tovar, Santiago (Hrsg.) (1976): *Gewerkschaftsbewegung in Spanien. Auf dem Weg zur Einheit?* Berlin

García Pérez, Rafael (1994): *Franquismo y Tercer Reich. Las relaciones económicas hispano-alemanas durante la segunda guerra mundial*. Madrid.

Gerlach, Ernst/ Souchy, Augustin (1974): *Die soziale Revolution in Spanien. Kollektivierung der Industrie und Landwirtschaft in Spanien 1936-1939. Dokumente und Selbstdarstellungen der Arbeiter und Bauern*. Berlin (Ost).

Hera Martínez, Jesús de la (2002): *La política cultural de Alemania en España en el período de entreguerras*. Madrid.

Herzog, Werner (1979): *Spanien. Die zerbrechliche Einheit*. Zürich.

Herzog, Werner (Hrsg.) (1979): *Terror im Baskenland – Gefahr für Spaniens Demokratie?* Reinbek bei Hamburg.

Huhle, Rainer (1980): *Die Geschichtsvollzieher. Theorie und Politik der Kommunistischen Partei Spaniens 1936-1938*. Gießen.

Interbrigadisten (1966): *Der Kampf deutscher Kommunisten und anderer Antifaschisten im national-revolutionären Krieg des spanischen Volkes 1936-1939*. Berlin (West)

Kasper, Michael (1997): *Baskische Geschichte*. Darmstadt

Kasper, Michael (1998): *Guernica und Deutschland. Geschichte einer Versöhnung*. Bilbao.

Kühne, Horst (1969): *Revolutionäre Militärpolitik 1936-1939. Militärpolitische Aspekte des nationalrevolutionären Krieges in Spanien*. Berlin (West).

Kühne, Horst (1979): *Krieg in Spanien 1936-1939*. Berlin (West)

Kühne, Horst (1986): *Krieg in Spanien 1936-1939. Militärgeschichtliche Skizzen*. Berlin (West).

Lang, Josef (1983): *Das baskische Labyrinth. Unterdrückung und Widerstand in Euskadi*. Frankfurt a.M.

Leitz, Christian (1996): *Economic Relations between Nazi Germany and Franco's Spain 1936-1945*. Oxford.

Maier, Klaus A. (1975): *Guernica, 26.4.1937. Die deutsche Intervention in Spanien und der „Fall Guernica“*. Freiburg; spanische Fassung (1976): *Guernica, 26-4-1937*. Madrid.

Maier, Lothar (1977): *Spaniens Weg zur Demokratie*. Meisenheim am Glan.

Marquina Barrio, Antonio (1986): *España en la política de seguridad occidental, 1939-1986*. Madrid.

Marquina Barrio, Antonio/ Ospina, Gloria Inés (1987): *España y los judíos en el siglo XX*. Madrid.

Mees, Ludger (1991): *Entre Nación y Clase. El nacionalismo vasco y su base social en perspectiva comparativa*. Bilbao.

Mees, Ludger (1992): *Nacionalismo vasco, movimiento obrero y cuestión social (1903-1923)*. Bilbao.

Merkes, Manfred (1961): *Die deutsche Politik im spanischen Bürgerkrieg*. Bonn, 2. erweiterte Auflage (1969)

Meuser, Norman (1995): *Nation, Staat und Politik bei José Antonio Primo de Rivera: Faschismus in Spanien?* Frankfurt a.M.

Morales Lezcano, Víctor (1980): *Historia de la no-beligerancia española durante la segunda guerra mundial*. Las Palmas.

Morales Lezcano, Víctor (1984): „Las causas de la no-beligerancia española, reconsideradas“. In: *Revista de Estudios Internacionales*, 5, 3, S. 609–631.

Mühlen, Patrik von zur (1983): *Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im spanischen Bürgerkrieg 1936-1939*. Bonn (Taschenbuchausgabe 1985)

Nagel, Klaus-Jürgen (1991): *Arbeiterschaft und nationale Frage in Katalonien zwischen 1898 und 1923*. Saarbrücken.

Nellesen, Bernd (1963): *Die verbotene Revolution. Aufstieg und Niedergang der Falange*. Hamburg.

Nellesen, Bernd (1965): *José Antonio Primo de Rivera, der Troubadour der spanischen Falange*. Stuttgart.

Posth, Michael (1973): *Grundprobleme der spanischen Außenpolitik von 1945 bis 1950*. Bonn (Dissertation)

Pöter, Bernd (1996): *Von der Ohnmacht zur Gegenmacht. Die Arbeiterkommissionen der Provinz Barcelona unter dem Frankismus*. Saarbrücken.

Puhle, Hans-Jürgen (1982): „Baskischer Nationalismus im spanischen Kontext“. In: Winkler, Heinrich August (Hrsg.): *Nationalismus in der Welt von heute*. Göttingen, S. 51–81.

Rathfelder, Erich/ Stein, Anna/ Vogel, Klaus (1976): „Alle oder keiner!“ *Comisiones Obreras – neue Arbeiterbewegung in Spanien*. Berlin.

Rother, Bernd (2001): *Spanien und der Holocaust*. Tübingen.

Ruhl, Klaus-Jörg (1975): *Spanien im Zweiten Weltkrieg. Franco, die Falange und das „Dritte Reich“*. Hamburg.

Ruiz Holst, Matthias (1986): *Neutralität oder Kriegsbeteiligung? Die deutsch-spanischen Verhandlungen im Jahre 1940*. Pfaffenweiler.

Salas, Jaime de/ Briesemeister, Dietrich (Hrsg.) (2000): *La influencia de las culturas académicas alemana y española desde 1898 hasta 1936*. Frankfurt a.M.

Schieder, Wolfgang (1976): „Spanischer Bürgerkrieg und Vierjahresplan. Zur Struktur nationalsozialistischer Außenpolitik“. In: Schieder, Wolfgang/ Dipper, Christof (Hrsg.): *Der spanische Bürgerkrieg in der internationalen Politik (1936-1939)*. München, S. 162–190.

Schütze, Bernhard (1969): *Rekonstruktion der Freiheit. Die politischen Oppositionsbewegungen in Spanien*. Frankfurt a.M.

Sepasgosarian, Ramin Alexander (1993): *Eine ungetrübte Freundschaft? Deutschland und Spanien 1918-1933*. Saarbrücken

Souchy, Augustin (s.f.): *Nacht über Spanien*. Darmstadt, Neuauflage (1969) mit dem Titel: *Anarcho-Syndikalisten über Bürgerkrieg und Revolution in Spanien. Ein Bericht*. Darmstadt.

Spielhagen, S. (1936): *Spione und Verschwörer in Spanien. Nach offiziellen nationalsozialistischen Dokumenten*. Paris.

Thalmann, Paul (1974): *Wo die Freiheit stirbt. Stationen eines politischen Kampfes*. Olten.

Tosstorff, Rainer (1987): *Die POUM im spanischen Bürgerkrieg*. Frankfurt a.M.

Uhl, Michael (2002): *Erfahrung und Mythos des Spanischen Bürgerkriegs bei den deutschen Mitgliedern der Internationalen Brigaden und ihr Erbe in der DDR 1936-1989*. Manuskript (Dissertation) Tübingen.

Vega Cernuda, Miguel Angel/ Wegener, Henning (2002): *España y Alemania. Percepciones mutuas de cinco siglos de historia*. Madrid.

Viñas, Angel (1977): *La Alemania nazi y el 18 de julio*. Madrid.

Viñas, Angel (2001): *Franco, Hitler y el estallido de la Guerra Civil. Antecedentes y consecuencias*. Madrid.

Waldmann, Peter (1989): *Ethnischer Radikalismus. Ursachen und Folgen gewaltsamer Minderheitenkonflikte am Beispiel des Baskenlandes, Nordirlands und Quebecs*. Opladen.

Waldmann, Peter (1982): „Sozio-ökonomischer Wandel, zentralistische Unterdrückung und Protestgewalt im Baskenland“. In: Waldmann, Peter u.a.: *Die geheime Dynamik autoritärer Diktaturen. Vier Studien über sozialen Wandel in der Franco-Ära*. München, S. 199–286.

Waldmann, Peter (1984): „Katalonien und Baskenland: Historische Entwicklung der nationalistischen Bewegungen und Formen des Widerstands in der Franco-Zeit“. In: Waldmann, Peter/ Bernecker, Walther L./ López-Casero, Francisco (Hrsg.): *Sozialer Wandel und Herrschaft im Spanien Francos*. Paderborn, S. 155–192.

Weber, Petra-Maria (1992): *Spanische Deutschlandpolitik 1945-1958. Entsorgung der Vergangenheit*. Saarbrücken.

Wippermann, Wolfgang (1983): *Europäischer Faschismus im Vergleich (1922-1982)*. Frankfurt a.M.

Wohlfeil, Rainer (1968): „Der spanische Bürgerkrieg 1936-1939. Zur Deutung und Nachwirkung“. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 16, S. 101–119.

Wirtschaft und Kultur

Santiago García Echevarría

Wirtschaft und Kultur – Unternehmenskultur

Europa durchlebt gerade einen Moment großer Chancen, steht aber auch vor großen Herausforderungen. Angesichts des europäischen Defizits an Innovation im Vergleich zur starken Entwicklung in den USA stellt sich die Frage, welche Barrieren den Wissenstransfer auf dem Gebiet der Innovation erschweren und was die Umsetzung neuer Erkenntnisse in wirtschaftliche und soziale Realitäten behindert. Allgemeiner ausgedrückt, erschwert hoher Kosten- oder Zeitaufwand – dem Sog von „schwarzen Löchern“ vergleichbar – die Umsetzung von Erkenntnissen in deren soziale und wirtschaftliche Anwendung. Wie sich auch in Europa zeigt, hat dies zur Folge, dass unsere Produktivität, sprich: die erfolgreiche Nutzung der begrenzten Ressourcen in den europäischen Volkswirtschaften, hinter dem wirtschaftlichen Fortschritt der USA weit zurückliegt.

Die Wirtschaft ist zweifelsohne Ausdruck der Kultur eines Volkes; sie spielt in der Entwicklung gerade der fortschrittlichsten Industrieländer eine bedeutende Rolle. Die Entwicklung einer Volkswirtschaft ist ebenso wie etwa die Entwicklung eines Unternehmens oder die Entwicklung jeglicher Ausbildungseinrichtung kulturell eingebunden und in einem bestimmten Wertesystem verankert, das sich hemmend auf die Entfaltung der Fähigkeiten jedes Einzelnen in einem effizienten wirtschaftlichen und sozialen Kontext auswirken kann. Organisatorische Veränderungen sind kulturelle Veränderungen; und eine der grundlegenden Sorgen ist heute die, dass ohne die Veränderung der Unternehmenskultur kaum größere wirtschaftliche Effizienz erzielt werden kann. Denn diese basiert auf dem Verhalten der Menschen und auf den zugrunde liegenden Organisationsformen.

Der Erfolg oder Misserfolg eines wirtschaftlichen Prozesses hängt also vom kulturellen Kontext der wirtschaftlichen Aktivitäten ab. Ein gutes Beispiel in unternehmerischer Hinsicht ist der Fall Bertelsmann. Die treibende Kraft des Unternehmens, Reinhard Mohn, war ein echter Pionier in diesem Prozess, indem er die Entwicklung seines Unternehmens auf kulturellem Wege vorantrieb und dabei die volle Unterstützung seiner Mitarbeiter fand.

Dasselbe Phänomen ist auf internationaler Ebene zu beobachten: Der kulturelle Rahmen der betreffenden Länder bestimmt massiv ihre Kooperationsfähigkeit und -bereitschaft, wie auch die Effektivität der Zusammenarbeit von Ländern und Personen.

Natürlich gibt es entscheidende Unterschiede – wie sie auch zwischen Deutschland und Spanien analysiert worden sind – besonders hinsichtlich betriebswirtschaftlicher Phänomene im Zusammenhang mit der Rolle des Einzelnen im Unternehmen; das führt zu großen Produktivitätsunterschieden zwischen beiden Ländern. Auch hier gibt es „schwarze Löcher“, das heißt Organisationsformen und -kulturen mit ihren eigenen Werten, welche den Transfer von Fähigkeiten, Bestrebungen und Begabungen der Menschen wie von Organisationsformen und von Prozessen der Güter- und Dienstleistungsproduktion in das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem ernsthaft erschweren.

Aber über solche Werte hinaus, die sich direkt auf die Arbeitswelt und die Personen innerhalb unternehmerischer Strukturen beziehen, gibt es weitere kulturelle Werte, die im deutsch-spanischen Fall das Aufeinanderabstimmen der Menschen – und sie sind es ja, die Beziehungen eingehen – eindeutig erleichtern. Die deutsche und die spanische Kultur haben zweifelsohne einen gemeinsamen Rahmen für die wirtschaftliche Zusammenarbeit geschaffen. Das lässt sich an der gesamten Geschichte der beiden Länder ablesen. Die deutsch-spanischen Beziehungen waren immer gut, denn sie basieren seit jeher auf Werten, die mit geringem Aufwand eine gegenseitige Abstimmung ermöglicht haben.

Es ist also die Kultur, die über Erfolg oder Misserfolg der Wirtschaft entscheidet, insofern sie die Kosten der Koordination zwischen den Personen bestimmt, welche die Wirtschafts- und Gesellschaftsprozesse verwirklichen.

Veranstaltungen wie dieses Symposium sollen dazu beitragen, die Beziehungen im kulturellen Bereich unmittelbar kennen zu lernen, die

die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen den deutsch-spanischen Unternehmen erleichtert haben, wie in dem hervorgehobenen Fall von Bertelsmann sowie in dem Fall, der auch eine der wichtigsten Traditionen in den deutsch-spanischen Beziehungen betrifft, dem Bankwesen.

Die heutige Gelegenheit zu einer offenen Debatte liefert einen wichtigen Beitrag zu einer Annäherung zwischen zwei Nationen, den Menschen und ihrem Wissen, das schließlich und endlich Menschen und Völker bereichert und die Grundlage aller Innovation ist; diese wiederum ist Grundlage des Reichtums der Völker, der Unternehmen und der Menschen generell. Entscheidend ist jedoch, ob die „schwarzen Löcher“, also die „Barrieren“, die eine Umsetzung des Wissens in Innovationen verhindern, überwunden werden können. Dies kann nur durch eine Weiterentwicklung der Unternehmenskulturen geschehen, die der Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg sind.

Deshalb kann man sich die Frage stellen, ob Europa von Anfang an die kulturelle Dimension vernachlässigt und betriebswirtschaftlichen Aspekten den Vorzug gegeben hat und ob es nicht längst an der Zeit ist, der interkulturellen Komponente innerhalb der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verzahnung mehr Bedeutung zukommen zu lassen. Ich bin überzeugt, dass die Herausforderung, einen „einzigen europäischen Wissensraum“ zu schaffen, der Schlüssel für den europäischen Erfolg ist, insofern es um die gegenseitige Annäherung der Personen und die Schaffung eines Europa der Menschen geht.

Dieses Symposium ist ein großartiger Beweis der Kooperation zwischen den Kulturen zweier Länder, repräsentiert durch das Goethe-Institut und das Instituto Cervantes, die dazu aufgerufen sind, dieses kulturelle deutsch-spanische Wertennetz zu knüpfen, auf dem sich dann die wirtschaftliche Zusammenarbeit beider Länder entwickeln kann.

Diese Form der Zusammenarbeit, wie wir sie auf diesem Symposium erlebt haben, ist die einzige, die die Menschen ihren Institutionen wirklich näher bringt.

Carsten Moser

Unternehmenskultur und Kooperation in den deutsch-spanischen Wirtschaftsbeziehungen

Herzlichen Dank für die Einladung zur Teilnahme am Ersten Symposium des Goethe-Instituts und des Instituto Cervantes über „die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen im Europäischen Kontext: Bestandsaufnahme, Probleme, Perspektiven“. Man hat mich und meinen Kollegen Mariano Riestra gebeten, über Wirtschaft und Kultur zu sprechen, insbesondere über die Unternehmenskultur in Deutschland und Spanien, wie auch über die Beziehungen zwischen Unternehmen und Kultur.

Meine erste Reaktion war: „Welch leichte Aufgabe!“. Die zweite war die Erkenntnis, dass diese Themen genug Stoff bieten, um an der Fakultät unseres Moderators der heutigen Gesprächsrunde, Professor Santiago García Echevarría, mehrere Doktorarbeiten zu verfassen. Und die dritte Reaktion war die Einsicht, dass grundlegende Gedanken, subjektive Eindrücke und persönliche Erlebnisse das Einzige sind, was ich zu diesem Thema beitragen kann.

1. Unternehmenskultur in Deutschland und Spanien

Beginnen wir also mit dem Thema „Unternehmenskultur in Deutschland und Spanien“. Für die, die es noch nicht wissen, G+J España gehört zum Zeitungs- und Zeitschriftenverlag Gruner + Jahr, der wiederum Teil der Bertelsmann-Gruppe ist.

Im Fernsehsektor beteiligt sich Bertelsmann mit dem Sender RTL, dem zu 17% Antena 3 gehört; im Buchverlagssektor mit Random House, die in Spanien als Random House Mondadori auftreten und zu denen Plaza y Janés, Lumen, Debate, Grijalbo Mondadori, etc. zählen; im Bereich der Buchclubs mit dem *Círculo de Lectores* Spaniens, im Druck mit Printer und Erohuecos, in der Musik mit der Sigle BMG, und so weiter und so fort. Und wenn es ein gutes Beispiel für Unternehmenskultur bei deutschen Unternehmen gibt, dann ist das Bertels-

mann: Seine Philosophie beinhaltet den Kompromiss von Qualität und Auserlesenheit, gutem Management und Informationsvielfalt, der Orientierung am Kunden und der Sensibilität beim Kontakt zum Künstler und Autor. Genauso wichtig wie der wirtschaftliche Erfolg ist „der Beitrag des Unternehmens für die Gesellschaft“. In diesen turbulenten Zeiten, in denen alles erlaubt zu sein scheint bis der Widersacher aufgibt, ist die Tatsache, dass ein Unternehmen wie Bertelsmann den „Beitrag für die Gesellschaft“ fordert, nicht gerade üblich. Dies ist sicherlich in großem Maße auf die Persönlichkeit und Antriebskraft des Gründers Reinhard Mohn zurückzuführen, der den spanischen Preis *Príncipe de Asturias* für Kommunikation und Geisteswissenschaften im Jahre 1998 bekam. Die Jury hob seine besondere Beziehung zu Spanien hervor, „einem Land, mit dessen Kultur er eine sichtbare Identifikation gezeigt habe“, und unterstrich ebenfalls Mohns „Fähigkeit, ein integratives und die Mitarbeiter beteiligendes Unternehmensmodell im Bereich Kommunikation und Geisteswissenschaften zu entwerfen und durchzuführen“.

Lassen Sie mich kurz Reinhard Mohns Lebenslauf zusammenfassen. Ich glaube, Sie können anhand dieser Persönlichkeit mein Unternehmen besser verstehen.

Er wurde 1921 geboren. Seine Mutter war Tochter eines evangelischen Pastors, Enkelin von Carl Bertelsmann, einem Mann, der 1835 in der kleinen westfälischen Stadt Gütersloh eine Druckerei mit einem Verlag für Chormusik und religiöse Bücher besaß, und damit das Fundament für das gelegt hatte, was eineinhalb Jahrhunderte später zur ersten Verlagsgruppe der Welt für Bücher und dem viertgrößten Kommunikationskonzern werden sollte.

Seine Kindheit und Jugend waren die eines Kindes des deutschen Mittelstandes. Nach dem Abitur im Jahre 1939 musste er wegen des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs zum Militär. Nach der Niederlage in der Schlacht bei El Alamein 1943 wird Mohn von alliierten Kräften gefangen genommen und kommt im nordamerikanischen Staat Kansas in Kriegsgefangenschaft. Dieser Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verändert sein Leben vollständig. Dank seines pragmatischen und unternehmerischen Wesens nutzt er die Zeit, um Englisch zu lernen und zu lesen und kennen zu lernen, was immer ihm über nordamerikanische Unternehmenskonzepte in die Hände fällt. Als Bewunderer von Alfred Sloan, dem sagenhaften Präsidenten von General Motors, gab Mohn

zu, von ihm alles gelernt zu haben, was später für seine unternehmerische Karriere essentiell wurde: eine Struktur zu schaffen und später nicht zu vergessen, dass sie weiterhin funktionieren muss.

Als der Krieg beendet war, kehrte Reinhard Mohn 1946 nach Gütersloh zurück, wo ihn sein Vater davon überzeugte, das Familienunternehmen zu übernehmen, dessen Einrichtungen durch die schweren Bombardierungen dieser Region Deutschlands völlig zerstört worden waren. Mohn analysierte die Situation des Verlagswesens und Buchhandels und wies an erster Stelle auf die großen Verteilungs- und Lieferschwierigkeiten hin, die den größten Teil des Landes betrafen. Während seines Aufenthaltes in den USA hatte er den Erfolg des Verkaufs durch Katalogversand kennen gelernt, und in etwas mehr als zwei Jahren, mit Unterstützung weniger Angestellter des Unternehmens, die die Kriegstragödie überlebt hatten, baute Mohn den ersten deutschen Buchclub auf: den Lesering. In einem Jahrzehnt erweiterte der Buchclub seine Tätigkeit auf Österreich und überstieg die Zahl von über vier Millionen Mitgliedern. Unerlässlich war die Mithilfe der Mitarbeiter, die keine Sekunde zögerten, einen Teil ihres Gehaltes in Unternehmenspapiere zu investieren. So trugen sie zur Finanzierung des Unternehmens bei, da wegen der strengen Kriterien des deutschen Bankwesens der Kredit für einen Jungunternehmer, dessen eigentliches Vermögen jene Millionen Mitglieder waren, nicht ausreichend Garantie bot. Aufgrund dieser Mitarbeiterbeteiligung hat Mohn einige Konzepte geschmiedet, die für sein Unternehmensmanagement Modellcharakter bekommen haben:

Der Schlüssel bei der Kooperation von Kapital, Unternehmensleitung und Angestellten liegt im Konsens über die gemeinsame Verantwortung. Diese drei Partner müssen der Überzeugung sein, dass alle für dasselbe Ziel arbeiten und dass heutzutage das Vertrauen und die Zusammenarbeit den Erfolg aller garantieren. [...] Der Mensch möchte auf Grund seines Naturells seine Fähigkeit erproben und erfolgreich sein. [...] Das Unternehmen, das auf Zusammenarbeit baut, muss diesem Wunsch entsprechen.

Zu Beginn der 70er Jahre gründet sich der Erfolg der Bücherclubs von Bertelsmann in Deutschland und Österreich auf Innovation im Buchhandel und der Verbreitung von Lesegehnheiten. In den folgenden

Jahrzehnten treibt Mohn die internationale Entwicklung der Bertelsmann-Gruppe zu neuen Horizonten voran, nämlich zu Zeitschriften, Zeitungen, Musik, Fernsehen und den neuen Kommunikationsmedien.

1991 zog sich Reinhard Mohn von der Präsidentschaft des Aufsichtsrats des Unternehmens zurück und widmet sich seitdem ausschließlich unterschiedlichen Aufgabenfeldern der Bertelsmann-Stiftung, die er selbst 1977 ins Leben rief, um den Fortbestand des Unternehmens und seine finanzielle Unabhängigkeit zu garantieren so wie zur Entwicklung sozialer Initiativen und Projekten beizutragen.

Da drei Persönlichkeiten aus dem Betriebswesen Schlüsselpositionen im Unternehmen haben – Thomas Middelhoff als Präsident des Verwaltungsrates, Gerd Schulte-Hillen als Präsident des Aufsichtsrates und Günter Thielen als Präsident der Bertelsmann-Stiftung –, sehe ich keine Probleme in der Fortführung der Bertelsmann-Gruppe nach den von Reinhard Mohn vorgegebenen Linien.

Als ich 1985 nach Madrid kam, um G+J España zu leiten, kam ich mit der Unternehmenskultur von Bertelsmann im Handgepäck und fand zwei unterschiedliche Wirklichkeiten vor:

Die Erste: Das Konzept von Unternehmenskultur existierte in Spanien so gut wie nicht. Ganz im Gegenteil: Die Beziehungen zwischen Kapital, Leitung und Angestellten charakterisierten sich weiterhin mehr durch Konfrontation als durch Kooperation. Dies verändert sich nun langsam, obwohl, meiner Meinung nach, noch sehr viel zu tun ist: Die Geldgeber müssen akzeptieren, dass die kurzfristig angestrebte höchste Rentabilität keine Zielsetzung darstellen darf, die Unternehmensleitung muss darauf achten, dass die neuen Managementmethoden sehr viel effizienter sind als der endgültige, launenhafte Befehl, und die Angestellten müssen anerkennen, dass weder das Kapital noch die Unternehmensleitung ihre Feinde sind, die es zu besiegen gilt. Unser Ziel muss weniger Konfrontation und mehr Kooperation sein, was auf keinen Fall bedeutet, die Augen vor der Lösung eines Problems zu schließen – sowohl in schwierigen Zeiten, wenn es der Wirtschaft schlechter geht und es keine andere Möglichkeit gibt, als Unternehmensaktivitäten zu beenden und Arbeiter zu entlassen, als auch in besseren Zeiten, wenn sich oftmals die Interessen derer, die Arbeit haben, den Versuchen entgegenstellen, jene in die Welt des Unternehmens zu integrieren, die keine haben.

Die Zweite: Viele Mittel, die die Bertelsmann-Gruppe benutzt, um einen Konsens über die gemeinsame Verantwortung zu finden, waren bei G+J España nicht angewendet worden, manchmal aufgrund rechtlicher Beschränkungen (wie im Fall der Gewinnbeteiligung, die wir jetzt aber haben), manchmal aber auch wegen der fehlenden Überzeugung, dass das Kapital, die Unternehmensführung und die Mitarbeiter demselben Ziel dienen, und dass nur das gegenseitige Vertrauen und die Zusammenarbeit den Erfolg aller garantieren. Mit der Einführung einiger Erneuerungen, wie gemeinsame Sitzungen von Unternehmensleitung und Mitarbeitern für die Verbesserung der Transparenz, dem Intranet für die Förderung der Information und Kommunikation untereinander, oder Angestelltenumfragen zur Feststellung des Meinungsstands durch alle Etagen, bewegen wir uns langsam in die richtige Richtung.

Wenn man die Unterschiede zwischen Deutschland und Spanien verallgemeinern möchte, könnte man meiner Meinung nach sagen, dass die Gesellschaft in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg eine erste Zeit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Konfrontation erlebte, um sich dann nach und nach in eine Gesellschaft des Konsenses zu verwandeln, in der die „Mitbestimmung“ eine wichtige Rolle spielt. Vielleicht ist Deutschlands derzeitiges Problem, den Konsens zur Gewohnheit gemacht zu haben, sodass es jetzt nicht in der Lage ist, sich den notwendigen Strukturreformen zu stellen, weil sie mit Konfrontationen verbunden wären. Die Regierungen Kohl und Schröder sind ein Beispiel dafür.

Spanien war im Gegenteil dazu ein Beispiel des Konsenses in der Zeit der *transición* nach Franco. In den nachfolgenden Jahren steuerte die spanische Gesellschaft aber auf eine Kultur politischer Konfrontationen zu, wie zwischen der spanischen Regierung und der des Baskenlandes beobachtet werden kann, aber auch sozialer und wirtschaftlicher Konfrontation, wie wir gerade mit dem Generalstreik vom 20. Juni (der übrigens auch zweimal während der Regierungszeit der Sozialisten stattfand) erlebt haben. Es wäre wünschenswert, dass Spanien im politischen und gesellschaftlichen Leben einen Teil des Konsenses wiedererlangte.

2. Die Beziehungen zwischen Unternehmen und Kultur

Das zweite Thema, die Beziehungen zwischen Unternehmen und Kultur, ist mir ebenfalls vertraut. Seit langer Zeit arbeite ich in einem Unternehmen, das eng mit der Kultur verbunden ist. Ich möchte sogar soweit gehen, es als einen wichtigen Teil der Kultur zu bezeichnen; mit dem Ziel, der Gesellschaft zu dienen. Sein Inhaber, Reinhard Mohn, war sich dessen von jungen Jahren an bewusst. Im Alter von sechzehn Jahren schrieb er in einem Schulaufsatz: „Ich wünsche mir zwei Dinge: Erstens, die Chance zu bekommen, etwas zu tun. Zweitens, dass das, was ich tue, zum Wohle der Allgemeinheit sei.“ Aus diesem Grund gründete er 1977 die Bertelsmann-Stiftung, die größte ihrer Art in Deutschland. Es ist eine Institution, die auf der Grundlage von Prinzipien arbeitet, und die wünscht, zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beizutragen. Die Stiftungsaktivitäten richten sich auf die Bereiche „Kultur und Bildung“, „Wirtschaft und gesellschaftliche Beziehungen“, „Internationale Beziehungen“, „Demokratie und Gesellschaft“ wie auch „Gesundheit“. Ich zitiere aus einer Broschüre der Stiftung: „Heutzutage steht die Bertelsmann-Stiftung für gesellschaftliche Reform, Denkanstöße und politische Beratung, für 180 sehr ehrgeizige Projekte. Sie hat mehr als 250 Angestellte, und einen Jahresetat von 70 Millionen Euro. Ihr Ziel ist die Arbeit an Reformen und Problemlösungen zu Gunsten einer demokratischen und gerechten Gesellschaft.“

Meine Erfahrung mit Stiftungen in Spanien begrenzt sich auf zwei Projekte: Erstens die *Fundación Goethe*, die ich mit Interesse begleite und unterstütze. Ich möchte zunächst die drei Gründe zusammenfassen, warum ich sie für wichtig halte.

1. Um den Aktivitäten des Goethe-Instituts mehr Präsenz und Glanz zu verleihen, im Gedenken an die Rolle, die das Institut in den 70er Jahren spielte, als die Vertreter des Regimes und der Opposition, Spanier und Deutsche, Intellektuelle, Gewerkschaftler und Unternehmer in diesem Hause diskutierten, ihre Ideen vorstellten, Gegenteiliges vernahmen, Kompromisse suchten.
2. Um die unterschiedlichen Gesichter der heutigen deutschen Kultur zu zeigen – nicht nur anerkannte Künstler, denn das tun schon Verlage, Konzert- und Veranstaltungsagenturen und Kunstgalerien, sondern junge Talente und innovative Experimente.

3. Um die Solidarität deutscher Unternehmen in Spanien und spanischer Unternehmen in Deutschland mit der Kultur zu dokumentieren. Die Arbeitgeber sind sich bewusst, dass diese Zusammenarbeit keinen direkten Gewinn bringt, außer dem sich daraus ergebenden „good will“. Dennoch ist das Interesse, an diesem Wagnis teilzunehmen, offenkundig.

Meine zweite Erfahrung bezieht sich auf die Stiftung *Euroamérica*. Diese Stiftung ist eine unpolitische Stiftung und ohne lukrative Interessen, deren oberstes Ziel die Kooperation und das Verständnis zwischen Institutionen, Unternehmen, Persönlichkeiten aus Europa und Lateinamerika ist, um die Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika zu stärken. *Euroamérica* organisiert hervorragende Treffen und Seminare auf beiden Seiten des Atlantiks, gibt eine Zeitschrift heraus, bewilligt Stipendien und bringt definitiv all das vorwärts, was eine Unterstützung für die Verbesserung dieser Beziehungen darstellt. Zu uns, die an diesem Projekt arbeiten, gehören Lord Garel-Jones, Carlos Solchage, Miguel Angel Cortés, Mario Soares, Esperanza Aguirre, Liebano Sáenz Ortiz, Hans-Dietrich Genscher, und viele mehr.

Ich bin kein genauer Kenner der Welt der Stiftungen, aber die Meinungen dreier Experten, die am 9. April 2002 in der spanischen Tageszeitung *El Mundo* veröffentlicht wurden, bringen mich zu der Annahme, dass noch viele Dinge zu tun und zu besprechen sind.

Die EU-Kommissarin für Bildung, Kultur und Sport, Vivaine Reding, unterstreicht die Notwendigkeit, private Geldmittel zur Förderung öffentlicher Kultur einzusetzen. Sie vergisst dabei aber nicht, auf die Hindernisse hinzuweisen, die nach wie vor die ersehnten Synergien der beiden so ungleichen Sektoren, des privaten und des öffentlichen, behindern: „Halbherzige und von einigen Regierungen falsch verstandene Synergien und die von ihnen zu verantwortenden Haushalte“.

Luis Monreal, der Direktor der Aga-Khan-Stiftung, bedauert zwar auch, dass Steuerbefreiungen gering ausfallen und der administrative Aufwand groß ist. Dennoch kritisiert er die Unternehmen wegen ihrer „Mäzenenansprüche, das Mäzenatentum kontrollieren zu wollen und ihrer Gier, daraus Nutzen zu ziehen.“

Der spanische Kultusminister Luis Alberto de Cuenca, stellt die höchsten Ansprüche an die Welt der Unternehmer, wenn er für die Unterstützung der Kultur plädiert, „weil es nicht mehr ausreicht, immer weiter noch Besseres zu produzieren.“

Dieses letzte Argument scheint mir gefährlich zu sein: An die Unternehmen muss man den Anspruch stellen, weiterhin noch Besseres zu produzieren, natürlich innerhalb der Grenzen, die uns die Politiker, die Gesellschaft und die Unternehmen sich selbst setzen, denn sonst gehen sie in unserer globalisierten Welt zu Grunde. Wenn von Seiten der Politik stets noch mehr Kulturförderung verlangt wird, die in einigen Fällen sogar den Charakter „revolutionärer Steuern“ hat, da der Staat wegen Haushaltsproblemen seinen kulturellen Beitrag reduziert, anstatt andere überschüssige Ausgaben zu verringern, kann die Reaktion der Unternehmensdirektionen auch kontraproduktiv sein.

Für die Beziehungen zwischen Unternehmen und Kultur, sowie für die Beziehungen von Politik und Gesellschaft im allgemeinen, wäre es sinnvoll, mit mehr Argumenten und weniger Drohungen vorzugehen, mehr den Konsens und weniger Konfrontation zu suchen, zusammenfassend formuliert, pragmatischer zu sein und weniger demagogisch vorzugehen.

Mariano Riestra

Unternehmenskulturen im Wandel

Wie Carsten Moser treffend zu Beginn seiner Ausführungen zum Ausdruck brachte, wäre für den Vergleich der Unternehmenskulturen in Spanien und Deutschland mindestens eine Doktorarbeit notwendig. Ohne den Anspruch einer wissenschaftlichen Untersuchung werde ich über Beobachtungen, persönliche Erfahrungen und darüber sprechen, was ich in meiner mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit in deutschen Unternehmen, konkret in deutschen Banken, in Deutschland und Spanien, erlebt habe.

Anfang der 80er Jahre ging ich nach Deutschland, um ein zweijähriges Trainingsprogramm bei einer deutschen Bank zu absolvieren. Zu diesem Zeitpunkt sprach ich weder deutsch noch wusste ich mehr über die deutsche Kultur als es damals für einen ausländischen Studenten üblich war. Meine dürftigen Kenntnisse gingen also kaum über die üblichen Klischees hinaus. Gleich zu Beginn überraschte mich, wie viele hervorragend Deutsch sprechende Spanier, denen die deutsche Kultur vertraut war, in Deutschland lebten. Sie hatten eine gute Schulbildung und Hochschulabschlüsse oder eine solide berufliche Ausbildung. Entweder stammten sie aus Emigrantenfamilien der 50er und 60er Jahre oder waren Schüler der ausgezeichneten Deutschen Schulen in Spanien gewesen. Bezeichnenderweise gibt es in der spanischen Niederlassung der Commerzbank, in der ich arbeite, unter den 100 Angestellten 90 Spanier, und fast 70 % sprechen Deutsch.

Ganz offensichtlich haben sich seit der Zeit meiner beruflichen Ausbildung vor 20 Jahren die Beziehungen zwischen der deutschen und der spanischen Unternehmenskultur deutlich weiterentwickelt. Dies wurde möglich als Folge wichtiger Veränderungen der letzten Jahre in den Wirtschafts- und Betriebsstrukturen in Europa allgemein und den beiden Ländern insbesondere. In Spanien ist dies vor allem auf den starken Liberalisierungsprozess der Wirtschaft zurückzuführen, in Deutschland hauptsächlich auf den Fall der Mauer und die Wiedervereinigung.

Deutschland ist für Spanien seit vielen Jahren nach Frankreich zweitwichtigster Handelspartner im Import und Export. Die Intensität dieser Handelsbeziehungen ist im Laufe der Zeit immer mehr gewachsen. Aber die Beziehungen zwischen den Unternehmenskulturen wie auch die Markt- und Wettbewerbssituation beider Länder haben sich grundlegend verändert.

Im Überblick bedeutet dies Folgendes:

Wirtschaftliche Präsenz deutscher Unternehmen

In Spanien gibt es ca. 1.100 Unternehmen mit deutscher Beteiligung, die sich hauptsächlich im Umfeld von Madrid und in Katalonien angesiedelt haben. Die Anzahl der Unternehmen ist in all diesen Jahren immer weiter gestiegen, mit einem wichtigen qualitativen Unterschied: Die großen industriellen Investitionen wurden von deutscher Seite vor Jahrzehnten getätigt, wie z.B. im Chemiesektor von Bayer, BASF, Hoechst und Böhringer, oder in der Technologie- und Investitionsgüterbranche von Siemens und Bosch, bei den Verlagen von der Bertelsmann-Gruppe mit Printer und *Círculo de Lectores*, um einige dieser Gruppe zugehörigen Verlagsunternehmen zu nennen, und in der Automobilbranche von Mercedes und Volkswagen. Dabei ist die zuletzt genannte eine etwas spätere Investition, die in den 80er Jahren viele Zuliefererunternehmen mit sich nach Spanien zog.

Wirtschaftliche Kolonisierung

Man kann in Bezug auf diese Zeit fast schon von wirtschaftlicher Kolonisation sprechen. Damals war Spanien ein attraktiver und großer Markt, der sich in einer starken Wachstumsphase befand, geringe Betriebskosten und billige Arbeitskräfte bot und strengen Wechselkurskontrollen unterlag. Diese erschwerten die Kapitalbewegungen und den Außenhandel. Wenn man in Spanien verkaufen wollte, musste man die Fabriken vor Ort bauen.

Katalonien war dabei immer die begünstigste Region, denn dank ihrer Nähe zu Deutschland und der guten Infrastruktur eignet sie sich hervorragend für deutsche Investitionen. Außerdem ist dem deutsch-kata-

lanischen institutionellen Austausch immer sehr zu Gute gekommen, dass der katalanische Präsident Jordi Pujol sehr gut Deutsch spricht und Schüler der Deutschen Schule in Barcelona war.

So waren also die großen Investitionen der deutschen Industrie im 20. Jahrhundert ein wichtiger Antrieb für den industriellen Fortschritt Spaniens und haben ohne Zweifel die Unternehmenskultur unseres Landes jahrzehntelang beeinflusst.

Heute ist das Panorama ein anderes. Der spanische Markt bleibt weiterhin sehr wichtig für deutsche Unternehmen. Aber nach Aufhebung der Wechselkurskontrollen im Jahre 1988 und der Liberalisierung der Fremdinvestitionen 1992, wie auch durch das schnelle Zusammenwachsen der Märkte, war es plötzlich nicht mehr notwendig, im Land selbst Fabriken zu bauen, um neue Märkte zu erschließen. Heutzutage wird hauptsächlich in Marketing, Handelswachstum und Vertriebsnetze investiert. Außerdem haben sich Betriebskosten und Arbeitskräfte spürbar an den europäischen Durchschnitt angeglichen und sind im Vergleich zu anderen neue Märkten nicht mehr so attraktiv.

Was bedeutet nun diese Entwicklung für die deutsch-spanischen Unternehmensbeziehungen?

Familienunternehmen

Eine Gemeinsamkeit der beiden Unternehmenskulturen besteht darin, dass die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung beider Länder nach den Kriegen des vergangenen Jahrhunderts zum großen Teil auf Familienunternehmen basierte. Konzept und Struktur dieser Unternehmensform stimmten in beiden Ländern in vielen Punkten überein:

Die Unternehmensführung lag immer bei einem Familienmitglied, der Kontakt zum Kunden und zu den Lieferanten lief auf der Basis von Vertrauen und Zuverlässigkeit, und das Verhältnis zwischen Angestellten und Unternehmen charakterisierte sich durch Treue und gegenseitige Loyalität. Dennoch hat sich aufgrund des schnellen Wachstums dieser Unternehmen in den letzten Jahren und durch Beziehungen zu anderen nationalen und internationalen Unternehmen, wie auch durch den Generationswechsel die Struktur der Familienunternehmen völlig verändert.

Zahlungssäumigkeit

Ein Beispiel aus Deutschland: Als ich vor 20 Jahren anfang, in Deutschland in einer Bank zu arbeiten, war die Zahlungssäumigkeit der Unternehmen sehr gering. Eine Zahlungseinstellung war die letzte Alternative für eine Firma, und für die Eigentümerfamilie des Unternehmens war es eine Ehrensache, Rechnungen zeitig zu begleichen. Das hinterließ auch seine Spuren in den Bankbeziehungen. In Deutschland spricht man von einer „Hausbank“ und entsprechend verhielten sich auch die Banken. Es war üblich, Vereinbarungen mit den Eigentümern der Unternehmen zu schließen, um diese auch durch schwierige Zeiten zu bringen. So waren Banken und Unternehmen eng miteinander verbunden. Dies stellt einen großen Unterschied zu anderen Ländern dar, wie zum Beispiel im angelsächsischen Raum.

Der erste große Insolvenzantrag Deutschlands, an den ich mich erinnern kann, wurde von AEG gestellt. Dieser Zwischenfall war damals ein Schock in den Finanzkreisen. Damals wurde das Unternehmen mithilfe der Kreditbanken vor der Insolvenz bewahrt, ist heute Teil der Daimler-Gruppe und produziert weiterhin nach einigem Auf und Ab hervorragende Haushaltsgeräte.

Natürlich hat es nach diesem Vorfall weitere Konkursanmeldungen gegeben, und vieles hat sich geändert. Auch wenn es überraschen mag, befindet sich Deutschland schon seit einigen Jahren an erster Stelle Europas, was die Zahl an Insolvenzanträgen betrifft. Dazu hat besonders die Investitionseuphorie nach der Wiedervereinigung beigetragen, ist aber auch auf eine Veränderung in der Unternehmensmentalität zurückzuführen.

Generationswechsel

Die Geschäftsführung der früheren Familienunternehmen hat mittlerweile die jüngere gut ausgebildete Generation übernommen, die sich mit Aufbaustudiengängen an internationalen Universitäten, meist in den USA oder Großbritannien, weiterbilden konnte. Zusammen mit einer stärker international ausgerichteten und globalisierten Wirtschaftswelt hat dies eine Annäherung an die angelsächsische Unternehmenskultur begünstigt, und ist dabei den Lösungen der großen Wirtschafts-

schulen und der Spur der überragenden Unternehmenserfolge in den USA gefolgt. Aus diesem Grund kann man heute von einer einzigen westlichen Unternehmenskultur sprechen, die zum größten Teil dem angelsächsischen Vorbild entspricht.

Dasselbe ist zwischen Banken und Unternehmen geschehen. Der früher übliche gegenseitige Vertrauensgrad ist gesunken, und jeder Einzelne neigt dazu, seine eigenen Interessen in den Vordergrund zu stellen. Es ist schwer geworden, gemeinsame Lösungen zu finden. Die letzten beiden Beispiele der Holtzmann AG und der Kirch-Gruppe sind ein Beweis dafür.

Dynamisches Spanien

In den letzten Jahren sind die Veränderungen in Bezug auf die spanische Unternehmenskultur sogar noch größer geworden. Ohne diesen allgemein bekannten Punkt ausweiten zu wollen, soll hier nur die Liberalisierung der Märkte, die Verbesserung der Infrastruktur und die Öffnung nach außen erwähnt werden. Alle diese Tatbestände, die noch durch den Eintritt in die EU verstärkt worden sind, haben dazu geführt, dass die spanische Wirtschaft und damit die spanischen Unternehmen heutzutage zu den flexibelsten und dynamischsten Unternehmen Europas gehören, wie auch von unseren europäischen Kollegen anerkannt wird.

Als ich anfang, im deutschen Bankwesen zu arbeiten, war die Commerzbank als drittgrößte Bank Deutschlands fast doppelt so groß wie die größte Bank Spaniens, damals noch Banesto. Heute haben BBVA und SCH (Santander Central Hispano) ein Börsenkapital, das drei Mal so groß ist wie das der Commerzbank. Und seit einigen Monaten gehören BBVA und SCH zu den Banken mit dem größten Kapital in Europa. Darüber hinaus sind sie international als moderne, effiziente und rentable Banken anerkannt.

Im Wesentlichen liegt das Geheimnis darin, dass Spanien es geschafft hat, sein Wirtschafts- und Unternehmenssystem mit einer hohen Flexibilität und einer Dynamik auszustatten, die es erlaubt, sich bei Entscheidungs- und Gesetzgebungsprozessen an die jeweiligen Notwendigkeiten des Marktes und der Wettbewerbssituation anzupassen.

Deutschland scheint dies schwerer zu fallen. Beweis dafür ist die so sehnsüchtig erwartete, aber nie zustande gekommene Steuerreform. Jahrelang haben Diskussionen stattgefunden, die am Ende nur zu einer übervorsichtigen und zeitlich gestaffelten Reform geführt haben. Dasselbe geschieht mit der ewig vorgeschlagenen Arbeitsmarktreform. Man hat in den vergangenen Jahren in Deutschland viel erreicht, aber es ist ein gewisser Konformismus zu beobachten. Die Probleme scheinen zu erstarren und Veränderungen auf großen Widerstand zu stoßen.

In Deutschland gibt es mehr Banken als in jedem anderen europäischen Land. Der Marktanteil der größten Bank Deutschlands, der Deutschen Bank, die gleichzeitig eine der größten Banken der Welt ist, erreicht im europäischen Binnenmarkt aber nicht einmal 7%. Im Vergleich zu den Quoten anderer Banken der westlichen Länder ist das ein lächerlicher Prozentsatz.

Zwischen den Banken haben Fusionierungsprozesse begonnen, von denen aber die meisten gescheitert sind, da sich dabei, nach meinem Verständnis, eine extrem konservative Herangehensweise zeigt. Man möchte im Voraus alles festlegen, bis zum letzten Komma. Dies soll keine Kritik sein, ich bin auch kein Vertreter bedingungsloser Bankfusionen. Es ist lediglich eine Feststellung zu einigen Tatsachen und Unterschieden bei der Umsetzung von Reformen und Veränderungen.

Wir sind also von einer Phase, in der noch große Unterschiede zwischen deutschen und spanischen Unternehmen in Bezug auf Größe, Führungsqualität und Modernität bestanden, in eine Zeit übergegangen, in der man von einer weit gehend angeglichenen Position sprechen kann; einer Position, in der beide Länder in vielen Fällen auf den Märkten gleich stark sind.

Die Geschäftsführung in Spanien

Die spanische Unternehmensführung hat sich ebenfalls grundlegend modernisiert. Wirtschaftsschulen blühen und die jetzigen spanischen Führungskräfte werden sowohl von internationalen Beobachtern wie auch von ausländischen Kollegen respektiert und gewürdigt.

Vor noch wenigen Jahren war es eine Ausnahme, Spanier an der Spitze eines deutschen Unternehmens in Spanien zu finden. Die Führungspositionen waren zum größten Teil von Deutschen besetzt. Heute

ist es fast umgekehrt. Ein großer Teil deutscher Unternehmen in Spanien, einschließlich der großen Chemiekonzerne, Banken und großen Unternehmen von Investitionsgütern, werden in ihren Führungspositionen von Spaniern besetzt, die alle über eine breite internationale Ausbildung verfügen.

Ich selbst habe das Privileg, als Spanier in Frankfurt für eine große deutsche Bank arbeiten zu dürfen und der Verantwortliche für neun Länder und einen wichtigen Teil des europäischen Geschäfts meiner Bank zu sein. Damit bin ich kein Einzelfall: Immer mehr Spanier arbeiten im europäischen Ausland in Führungspositionen.

Interkultureller Austausch

Eine Beobachtung habe ich während meiner Zeit in deutschen Unternehmen machen können: Es hat immer einen kulturellen Austausch auf Unternehmensebene gegeben, vor allem in Spanien selbst. Dies ist einerseits der immer schon sehr aktiven Deutschen Botschaft, repräsentiert durch ihre Botschafter, zu verdanken und andererseits der großartigen Arbeit von Institutionen wie dem Goethe-Institut und der Deutschen Außenhandelskammer, die zweifelsohne eine der aktivsten aller internationalen Handelskammern in Spanien ist. Diese Institutionen haben zahlreiche Projekte organisiert und die Gründung einiger prestigeträchtiger Vereinigungen gefördert: z.B. des KDF (Kreis deutschsprachiger Führungskräfte) in Barcelona und – unter der Schirmherrschaft des Botschafters Joachim Bitterlich (u.a. mit Hilfe von Carsten Moser) – des *Círculo Hispano-Alemán*.

All dies sind aktive Diskussionsforen und Zusammenkünfte beider Kulturen, die dem interkulturellen und dem unternehmerischen Austausch beider Länder dienlich sind.

Ausbildung

Was kann man von den Deutschen Schulen in Spanien sagen, in denen von Kindesalter an beide Kulturen gelebt werden, und bei denen es heute mindestens den gleichen Anteil an spanischen wie deutschen Schülern gibt. Die Deutsche Schule ist seit Jahrzehnten eine echte „Brutstätte“ für den interkulturellen Austausch.

Da ist außerdem ASET (*Asociación Hispano-Alemana de Enseñanza Técnica*), der Deutsch-Spanische Verbund der technischen Ausbildung, der 1980 unter der Schirmherrschaft der Deutschen Außenhandelskammer gegründet wurde. Mitglieder sind die 120 wichtigsten deutschen Unternehmen Spaniens. ASET bietet den deutsch-spanischen Jugendlichen eine zweijährige Ausbildung mit Abschluss als Industrie- oder Bankkaufmann, der sowohl von deutscher als auch von spanischer Seite aus anerkannt wird.

Im Gegensatz zu Spanien ist die berufliche Ausbildung in Deutschland privat organisiert, und die Unternehmen investieren über 24 Milliarden Euro in die Ausbildung ihrer zukünftigen Angestellten. Bei ASET findet die Ausbildung zu 50% in der Berufsschule und zu 50% in den Unternehmen statt. Dies ist ein interessantes System, mit dem sehr gute Erfahrungen gemacht wurden: Die Absolventen finden meist problemlos einen Arbeitsplatz. Häufig werden sie von den Unternehmen übernommen, die die Berufsschüler ausgebildet haben.

Vorher sprach ich von der Deutschen Schule. Ich habe mich jetzt, da ich mit meiner Familie nach Deutschland gehen werde, nach einer geeigneten Schule für meine Kinder umgesehen und bin dabei auf ein Defizit gestoßen: Es gibt keine Spanische Schule in Deutschland. Als ich neulich mit dem Generalkonsul in Frankfurt sprach, erzählte er mir, dass in seinem Bezirk 60.000 Spanier leben. Meine Kinder werden jetzt auf eine internationale Schule gehen, mit Englisch und Deutsch als Unterrichtssprache, was nicht schlecht ist. Ich hätte es aber begrüßt, die Alternative einer Spanischen Schule zu haben, um nicht den Anschluss an die spanische Kultur und Sprache zu verlieren. Diese Gegebenheit wird den vielen Familien spanischer Abstammung nicht gerecht, die sich eine deutsch-spanische Ausbildung wünschen würden.

Ausblick

Ich möchte in Bezug auf die Zukunft der deutsch-spanischen Beziehungen eine optimistische Botschaft aussenden, vor allem für den unternehmerischen Kontext: Es ist ein reger Austausch zu beobachten, der sich immer weiter ausbreitet und sehr fruchtbar ist. Ich glaube, unsere Grundvoraussetzungen und die Basis, die wir geschaffen haben, sind sehr gut. Wir können auf die Institutionen setzen, auf die ich mich

vorher bezogen habe, die aktiv, gefestigt und voller Initiative sind: das Goethe-Institut, die Handelskammer, die Deutsche Schule; und auf einen aufnahmefähigen Wirtschaftssektor, der sich immer mehr nach außen hin öffnet.

Die Sprache ist mit Sicherheit der Schlüssel, wenn wir von interkulturellem Austausch sprechen. Und auch hier haben wir Grund zum Optimismus. Es gibt immer mehr junge Deutsche, die spanisch lernen und viele Spanier, die Interesse an der deutschen Sprache haben. Es ist nicht leicht, einen Platz an einer der vielen Sprachschulen zu finden. Die jungen Leute reisen immer mehr und sind interessiert daran, im Ausland Arbeitserfahrungen zu sammeln. Die Unternehmen beider Länder sind immer mehr bereit, internationales Personal in allen Ebenen anzustellen, selbst in den hohen Etagen der Führungspositionen.

All das ist auf das Ziel gerichtet, das wir Europäer uns für die kommenden Jahre gesetzt haben: einen gemeinsamen Rahmen des Zusammenlebens und des wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts zu schaffen. Diese Aufgabe wird nicht immer einfach sein. Aber die Entwicklung der deutsch-spanischen Beziehungen der letzten Jahre, die wir auf offizieller Seite den Institutionen und auf privater Seite den Unternehmen zu verdanken haben, erlaubt uns, optimistisch zu sein.

Tourismus und Arbeitsemigration

Klaus Dirscherl

Auf der Suche nach Alterität? Residenztouristen in Spanien und Arbeitsmigranten in Deutschland

Sonne und Arbeitsplätze zogen und ziehen mehr Deutsche beziehungsweise Spanier nach Süden beziehungsweise Norden als die Liebe zu Richard Wagner oder Javier Marías. Die touristische Attraktivität Spaniens für Deutsche, aber auch die sozioökonomische Attraktivität Deutschlands für Spanier, vor allem in den sechziger und siebziger Jahren, sorgten und sorgen für massenhafte Wanderbewegungen. Man kann sie sicherlich nur bedingt vergleichen. Gleichwohl haben und hatten diese Begegnungen mit der fremden Kultur in beiden Gastländern Folgen. Sie hinterlassen Spuren sowohl bei den Gastgebern wie bei den (nur teilweise temporären) Migranten selbst.

Wir werden deshalb deutsche Touristen (und zwar bevorzugt jene, die einen Teil des Jahres in Spanien zubringen, die so genannten Residenztouristen)¹ und umgekehrt spanische Emigranten in Deutschland in ihrem Tun in der Fremde betrachten. Dabei interessiert insbesondere, inwiefern sie sich auf das Fremde einlassen, inwiefern sie Eigenes auch in der Ferne beibehalten oder unter Umständen sogar besonders pflegen. Kurz, es interessiert, welche Konsequenzen diese Migrationsbewegungen – aus unterschiedlichen Motiven, doch stets auf der Suche nach Alterität – für die Kultur, insbesondere die Alltagskultur der jeweiligen Gastländer, aber auch für die kulturelle Befindlichkeit der Migranten selbst hat.

¹ Bei meinen Untersuchungen zum Tourismus stütze ich mich zum Teil auf Ergebnisse aus den Diplom- bzw. Magisterarbeiten von Sven Brandl, Daniela Fischer und Charlotte Miller. Ihnen sei an dieser Stelle gedankt.

1. Zahlen und Begriffe

Im Jahr 2000 besuchten 74.400.000 Ausländer Spanien. Seit 1976, als es 30 Millionen waren und Spanien ein Minuswachstum im Tourismussektor zu verzeichnen hatte, hat sich die Zahl also mehr als verdoppelt.² Die deutschen Touristen haben neben den Briten den größten Anteil. Er schwankt zwischen 26 und 30 Prozent. Wie bereits angedeutet, ist für unsere Frage der kulturellen Begegnung aber nicht so sehr die Mehrheit der so genannten „Pauschaltouristen“, die im Schnitt 12 Tage im Land bleiben (Dominguez Rodríguez 1998 : 492) interessant als vielmehr der so genannte Residenztourismus. Denn viele ausländische Investoren kaufen in Spanien Wohnraum, um ihn selbst zu bewohnen oder zu vermieten. In der Regel sind dies Zweit- oder Drittwohnungen. Spanien liegt auf dem Ferienimmobiliensektor bei deutschen Interessenten an erster Stelle der Beliebtheitsskala. 800.000 Deutsche haben Schätzungen zufolge im Jahr 2001 Immobilienbesitz im Ausland, 40 Prozent davon in Spanien. Tendenz steigend (Brandl 2002: 10).

Im Gegensatz dazu verringert sich die Zahl der spanischen Einwanderer, die nach Deutschland kommen, um zu arbeiten. Seit 1973 nimmt sie durch Remigration und Abnahme des Zuzugs ständig ab. Damals erreichte sie mit 287.000 ihren Höhepunkt. 1995 lebten noch 132.283 Spanier in Deutschland. Misst man ihren Anteil an sozialversicherungspflichtigen Arbeitnehmern gegenüber der Gesamtzahl der ausländischen Arbeitnehmerschaft, so waren es 1992 bloß mehr 2,8 Prozent Spanier im Vergleich zu 33 Prozent Türken. Tendenz fallend (Sen 1994: 142).

1.1 Kulturbegriff

Man könnte sich zu Beginn dieser Überlegungen natürlich fragen, ob deutsche Touristen in Spanien und spanische Emigranten in Deutschland überhaupt einen relevanten Faktor in den kulturellen Beziehungen

² Ruiz, Rafael in: *El País* (Jubiläumsausgabe 25 Jahre), Mai 2001, S. 27.

beider Länder darstellen. Die Antwort ist eindeutig ja, wenn wir kulturelle Praxis nicht bloß im Bereich der Literatur, der Museen, der Opern und der intellektuellen Auseinandersetzung situieren, sondern auch im Bereich der Alltagskultur, im Bereich dessen, was man in der Geschichtswissenschaft seit längerem den Bereich der Mentalitäten nennt. Unter diesem in der Kulturwissenschaft mittlerweile allgemein akzeptiertem Blickwinkel (Nünning 1998: 299-302) unterscheiden wir die so genannte „Höhenkammkultur“, die von Künstlern, Autoren, Theatern und Museumskuratoren praktizierte, inszenierte und vermittelte Kultur I von einer Kultur II, die Geert Hofstede gerne die „mentale Software“ (Hofstede 1984: 21) nennt. Kultur im erstgenannten Wortsinn (I) ist dann ein Sonderfall lebensweltlicher Praxis in jeder kulturellen Gemeinschaft, gilt als etwas besonders Schönes, etwas durchaus auch Fiktives, etwas Zusätzliches und Ornamentales, hervorgebracht von Eliten und häufig auch nur von Eliten genossen. Kultur im zweiten Wortsinn (II), verstanden als das alltägliche Tun, Denken und Fühlen, die Wahrnehmungs- und Kommunikationsmuster von menschlichen Kollektiven, die in einem gemeinsamen System von Symbolen und kodifizierten Praktiken sich bewegen, umfasst dagegen die gesamte lebensweltliche Praxis und beinhaltet unter anderem auch den für uns besonders interessanten Bereich der Kultur des Umgangs mit dem Fremden. Die Wahrnehmung des Fremden und seiner kulturellen Alterität, der Stellenwert, den man dem Anderen beimisst, die Symbole, mit denen man die Anderen belegt und bewertet, sind Teil der Kultur II und werden dann besonders intensiv aktiviert, wenn man sich ins interkulturelle Feld begibt, so wie die deutschen Touristen in Spanien und die spanischen Emigranten in Deutschland.

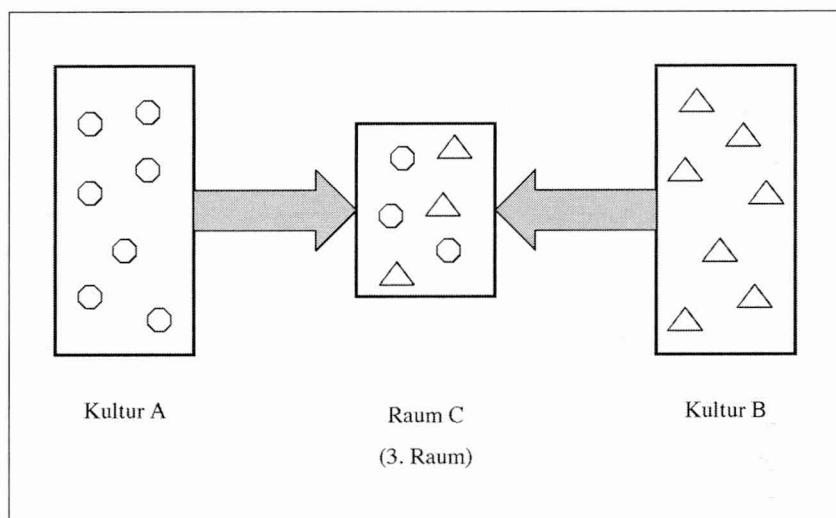
Wenn auch die Zahl der von Spanien nach Deutschland emigrierten Personen laufend abnimmt und sich weder in ihrem ökonomischen wie in ihrem kulturellen Gewicht ohne weiteres mit dem touristischen „Input“ vergleichen lässt, den Deutschland Jahr für Jahr Spanien angedeihen lässt, so ist doch eine gleichzeitige und vergleichende Behandlung beider Bevölkerungsgruppen und ihrer interkulturellen Praxis für uns hier nützlich und erkenntnisfördernd. Beide Gruppen suchen im fremden Land Alterität, Emigranten in aller Regel ökonomische Alterität mehr als kulturelle Alterität. Touristen hingegen versprechen sich von ihrem Aufenthalt in Spanien Alterität, wenn nicht im Bereich der Kultur I, so doch im Bereich der Kultur II, der Art und Weise, wie man sein

Leben verbringt, seine Freizeit, kurz das, was man Lebensstil nennen könnte. Für unsere Fragestellung sind deshalb, wie bereits betont, weniger die Millionen von deutschen Massentouristen von Interesse, als die Residenztouristen, die sich gleichsam mit Haus und Hof zumindest zeitweise in Spanien häuslich niederlassen.³ Im Gegensatz zu Kurzzeittouristen richten sich Residenztouristen in der Alterität ein, zumindest zeitweise. Dies bedeutet nicht, dass sie ihre eigene Identität aufgeben, wohl aber, dass sie neben der eigenen Identität zeitweise zumindest Teile der spanischen Identität oder Qualitäten dieses Kulturraums übernehmen, zu ihren eigenen machen oder sich zumindest nach diesen Qualitäten sehnen.

Für Emigranten hingegen hat natürlich die Suche nach ökonomischer Alterität erste Priorität. Arbeit und das Bemühen um erfolgreiche berufliche Praxis prägen ihr Leben in Deutschland. In diesem Bereich übernehmen sie auch deutsche Kategorien und Werte, während sie im Bereich der Alltagskultur, zumindest in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren, zweifelsohne auf eine Sicherung ihrer eigenen spanischen Identität bedacht waren. Im Laufe der Zeit und in der konkreten Interaktion mit dem jeweils anderen Kulturraum verändern sich jedoch nicht selten die anfänglichen Projektionen und Wünsche. Unter dem Druck eines bikulturellen Lebens verändert sich das kulturelle Wunschprofil, das Residenztouristen in Spanien wie auch spanische Emigranten in Deutschland von sich selbst entwerfen.

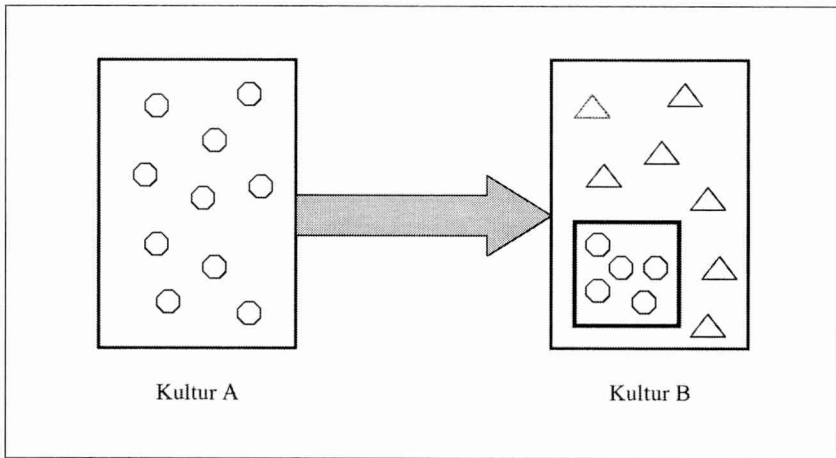
³ Kurzzeittouristen bringen Stereotypen nach Spanien und bringen sie in der Regel gefestigt wieder nach Hause. Gleichzeitig festigt sich bei diesem Kurzkontakt auch ihre eigene deutsche Identität, oder sie prägt sich verschärft erst im Kontakt mit dem Fremden aus. Es gilt gleichsam der Satz, dass sowohl das Fremdbild wie auch das eigene Bild gestärkt aus dem Kurzurlaub auf Mallorca oder an der Costa Blanca zurückkehren.

1.2 Das interkulturelle Kommunikationsmodell



Überträgt man das Kommunikationsmodell von Roman Jakobson (Jakobson 1972 : 118-147) auf die gewöhnliche interkulturelle Kommunikation, so gilt in der Regel, dass beide Kommunikationspartner, der der Kultur A und der der Kultur B, sich für die Dauer der Kommunikation in einem Raum C, nennen wir ihn den *dritten Raum* (Meixner 2001 : 64-69), treffen, um für kurze Zeit im Rahmen eines Vertrags, im Rahmen eines Essens, im Rahmen einer Begrüßung ihre heimischen Normen, ihre eigene Identität etwas in den Hintergrund stellen, um sich so besser aufeinander einstellen zu können. Die Verständigung von A und B, das sprachliche und soziale Aufeinandereingehen findet also in C statt. Sie müssen nicht von Dauer sein. Und sie bedienen sich verschiedener Strategien, damit sie erfolgreich sind. Im Fall der spanischen Arbeitsmigration und des deutschen Residenztourismus in Spanien nimmt allerdings der jeweilige Wanderer in den fremden Raum B seine eigene Kultur A mit und versucht, sich mit dieser eigenen Kultur in der fremden Kultur einzurichten, und zwar für eine mehr oder weniger genau festgelegte Dauer.

Drei unterschiedliche Fälle interkulturellen Verhaltens in der Fremde lassen sich dabei unterscheiden.



(I) Der Fremde entdeckt erst in der Fremde, was es heißt, Fremder zu sein, sichert deshalb seine eigene Identität A und errichtet in der Fremde B Mauern, um seinen kleinen Kulturraum zumindest für sich selbst erhalten zu können. Ghettobildung könnte man das nennen.

(II) Der Fremde legt in der Fremde seine eigenen Gewohnheiten, seine Sprache und seine Kultur A weitgehend ab und geht im Kollektiv der Fremden, im Kulturraum B, vollkommen auf. Anpassung ist der Begriff, den interkulturelle Ethnologen, wie A. Moosmüller, hierfür verwenden (Moosmüller 1996 : 271-290).

(III) Der Fremde findet in der Fremde Wege, seine eigene Identität, die er nun stärker spürt als zu Hause, wenigstens teilweise zu erhalten oder neue Formen der Identität zu manifestieren. Gleichzeitig findet er Wege des interkulturellen Dialogs mit dem Fremden. Integration bei Wahrung der eigenen Identität in der Fremde könnte man diesen Fall nennen.⁴

Wie gestalten nun deutsche Residenztouristen in Spanien und spanische Emigranten in Deutschland ihre interkulturelle Praxis, denn um

⁴ Moosmüller spricht hier von „Diasporakultur“.

eine solche handelt es sich hierbei, und inwiefern ist sie relevant für die interkulturelle Sensibilität im Umgang miteinander?

2. Deutsche Residenztouristen in Spanien im interkulturellen Feld.

Als exemplarische Fälle will ich einerseits die Residenztouristen auf den Balearischen Inseln, insbesondere Mallorca, und andererseits die deutschen Residenztouristen in Torrox (Provinz Málaga) an der Costa del Sol betrachten. Vier kulturrelevante Fragen will ich dabei sowohl an die deutschen Teilansässigen oder *residentes* wie an die spanischen Gastgeber, die Vermieter, die Verkäufer, die Dienstleister, den Mann auf der Straße richten:

(I) Wie nehmen die Deutschen die Spanier und umgekehrt die Spanier die Deutschen wahr?

(II) In welchen Bereichen erfolgt für die Deutschen die mehr oder weniger stark angestrebte Hispanisierung ihres Lebens?

(III) In welchen Bereichen tritt das auf, was wir mit Sicherung oder Affirmation der eigenen kulturellen Identität gegenüber Fremden bezeichnen wollen?

(IV) Was wird unternommen, um zu einem erfolgreichen interkulturellen Dialog mit dem Anderen, sei es dem Spanier oder dem Deutschen, zu kommen?

Wenn man einmal die wirtschaftlichen Motive, die Deutsche zu *residentes* in Spanien machen, außer Acht lässt,⁵ so gibt es daneben auch

⁵ Was man eigentlich nicht dürfte, denn die Immobilienpreise, die vorteilhafte Behandlung ausländischer Käufer durch das Finanzamt das generelle Wertsteigerungspotential von Grundeigentum und die Möglichkeiten, Schwarzgeld leichter anlegen zu können, machen Spanien zu einem attraktiven Immobilienstandort für den deutschen Käufer (Brandl 2002).

soziokulturelle Motive zuhauf. Besonders für ältere Menschen, aber auch für Frührentner sind gerade die Herbst-, Winter- und Frühjahrsmonate in spanischen Gefilden klimatisch besser verträglich. Bereits im Jahr 2000 wurden mehr als 180.000 deutsche Renten ins Ausland überwiesen (LBS/empirica (1998): 16). Eine schweizer Studie aus dem Jahr 1999 stellte fest, dass die Urbanisationen an der Costa Blanca, der Costa del Sol und der Costa Cálida überwiegend von Leuten bewohnt werden, die bereits über 60 Jahre alt sind. Eine „multikulturelle Rentnerinternationale“ bevölkert also die spanischen Küsten (Huber 1999: 55).

Andererseits: Gut 50 Prozent der Immobilienkäufer planen ihren Auslandsbesitz als Ferienwohnung oder Zweitwohnsitz. Hier handelt es sich zu einem erheblichen Teil um mobile Singles oder Paare, um Familien mit Kindern im Haushalt oder um Paare am Ende der Familienphase (LBS/empirica 1998: 12). Ein Teil davon ist sehr kaufkräftig und verfährt nach dem Motto „in Deutschland arbeiten, hier leben“. Die exzellenten Infrastrukturverbindungen gerade zwischen Mallorca und Deutschland werden so beispielsweise von Zahnärzten, Rechtsanwälten, Managern und Geschäftsleuten genutzt. Die Ehefrauen samt Kindern genießen Sonne, Strand und Meer, während der Brötchenverdiener von Montag bis Freitag in Düsseldorf oder Hamburg schafft, um mit dem letzten Flieger Freitagabend auf Mallorca zu landen. Daneben gibt es sogar eine Gruppe, die man als „Aussteiger“, allerdings mit großen Anführungszeichen, bezeichnen könnte. Das sind meist junge Leute, die wegen des angenehmen Klimas und ihrer Sympathie für die spanische Kultur Deutschland als ihren Lebens- und Arbeitsmittelpunkt aufgeben, um in Spanien eine neue berufliche Existenz aufzubauen. Auf Ibiza gibt es davon besonders viele.⁶ Die spanische Lebensweise oder das, was man dafür hält, kontrastiert angenehm mit der eigenen deutschen Lebensart. Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit im Umgang mit den Nachbarn nehmen die Deutschen laut Umfragen bei Immobilienbesitzern als Vorzüge der Spanier wahr. Neid und Missgunst seien ihnen offensichtlich gänzlich fremd. Deutsche wünschen deshalb auch lieber Spanier als Deutsche als Nachbarn (Brandl 2002: 39). Soviel zur Sehnsucht nach einer Hispanisierung des alltäglichen Lebens.

⁶ *Die Woche*, 28, 9.7.1999, S. 49.

Nicht minder viele Befragungen, aber auch das Studium der verschiedenen deutschsprachigen Zeitungen, Internetseiten und Radio- und Fernsehprogramme für deutsche Residenztouristen in Spanien⁷ machen freilich deutlich, dass es mit dieser Hispanisierung der Alltagskultur nicht so weit her ist. Zwar stellt man sich in seinen Essensgewohnheiten sicherlich teilweise auf spanische Sitten um. Der Gang durch die spanischen Supermärkte von Aldi oder Lidl, aber auch die Angebote in den vielen Kleinanzeigen der *Costa del Sol-Nachrichten* oder des *Mallorca-Magazins* machen aber deutlich, dass die sanfte Hispanisierung der Alltagskultur des Residenztouristen mit einer deutlichen Germanisierung der Infrastruktur im materiellen Bereich, bei der Einrichtung des eigenen Hauses, bei der Wahl seiner Handwerker, Supermärkte, Rechtsanwälte begleitet wird: „Deutsche Qualitätsküchen zu fairen Preisen. Aus Deutschland importierte Markenküchen mit Siemens-Elektrogeräten. Planung und Beratung für höchste Ansprüche. Fachlich kompetenter Einbau. Vereinbaren Sie einen Termin mit Ihrem Berater von Casa Linda“, so liest man auf Seite 78 der *Costa del Sol-Nachrichten* vom 2. Mai 2002.

Stellt sich die Frage, ob der deutsche Residenztourist sich überhaupt ernsthaft der spanischen Kultur annähert und zu einem wie immer auch gearteten interkulturellen Dialog kommt. In den bereits zitierten Kleinanzeigen werden zwar auch Kurse zum Spanischlernen angeboten. Doch der Prozentsatz der deutschen Residenztouristen auf Mallorca, der Spanisch spricht oder gar Mallorquín, die lokale Variante des Katalanischen, ist verschwindend gering. Warum auch, wenn die Speisekarten aller Restaurants mindestens zwei-, wenn nicht dreisprachig sind. Und nicht selten fehlt sogar die Information auf Spanisch oder Katalanisch (klagen die Einheimischen). Enttäuschend und durchaus symptomatisch liest sich auch der Versuch der *Costa Blanca-Nachrichten*,⁸ anlässlich der diesjährigen Verleihung des Principe de Asturias-Preises an Hans Magnus Enzensberger, ihren Lesern die spanische Würdigung ei-

⁷ *Kaktus* auf den Kanaren, der *Palmakurier* oder das *Mallorca-Magazin*, die *Costa del Sol-Nachrichten*, die *Costa Blanca-Nachrichten*, auch mit ihren jeweiligen Internet-Auftritten, spinnen ein dichtes Kontext- und Informationsnetz für die deutschsprachige Bevölkerung in Spaniens Urlaubs-Locations.

⁸ <http://www.cbn.es/kultur>: „Auszeichnung für Enzensberger“, *online Costa Blanca Nachrichten*, 26.5.2002

nes deutschen Intellektuellen zu erklären. Da werden zwar wichtige Werke des vielseitig begabten Autors aufgezählt, aber gerade seine Liebe zu und intensive Beschäftigung mit spanischer und lateinamerikanischer Literatur (Calderón, Durruti etc.) und die Werke, die daraus entsprungen sind, bleiben unerwähnt. So als hätte der Journalist nur vom Konversationslexikon abgeschrieben. Der ‚Hispanist‘ und Spanienliebhaber Hans Magnus Enzensberger jedenfalls wird schlicht und einfach ignoriert.

Die städteplanerische Struktur der so genannten *urbanización* ist diesbezüglich fast schon ein Symbol für die Dialogbereitschaft und Dialogkompetenz von Residenztouristen. Wie wir wissen, handelt es sich dabei zumeist um eine nach mitteleuropäischen Bedürfnissen durchkomponierte Siedlung mit relativ wertvollem Wohnraum und überdurchschnittlicher Ausstattung, die abgesondert vom spanischen *pueblo*, manchmal sogar mit Zugangsschranken versehen,⁹ ihr relatives Eigenleben führt. Hier ist dann neben der Verkehrssprache Spanisch bzw. Katalanisch das Deutsche oder das Englische ebenfalls akzeptiertes Verständigungsmittel. Wichtiger ist letztlich in dieser „Diaspora-Kultur“, wie sie A. Moosmüller nennen würde, dass sich die ausländischen *residentes* untereinander verständigen. Der Kontakt zu Spaniern wird jedenfalls kaum gesucht. Jedenfalls nicht in Torrox an der Costa del Sol (Fischer 2001: 54). Die Deutschen treffen sich in deutschen Vereinen, spielen mindestens einmal wöchentlich Skat mit Freunden, laden gelegentlich ihren spanischen Nachbarn auf die *terrazza* zu einem Aperitif ein und pflegen ansonsten, was sie für kultiviertes spanisches Freizeitleben halten: Segeln, Golf, ein gelegentlicher Besuch in einer Galerie mit spanischen oder deutschen Künstlern, Konzerte oder auch Ausflüge nach Marokko oder Barcelona. Ein katholisches und ein evangelisches deutschsprachiges Pfarramt kümmern sich um jene, die auch an der Costa del Sol seelisch betreut werden wollen. Der tatsächliche kulturelle Austausch mit den Einheimischen hält sich aber sowohl in Mallorca wie in Torrox, wie überhaupt an der ganzen Costa del Sol oder der Costa Blanca in sehr engen Grenzen.

Heißt das, dass die Deutschen in Spanien gar nicht Spanien suchen? Mitnichten. Man richtet sich in jenem eigenen neu geschaffenen Be-

⁹ So etwa die *urbanización* in Benalmádena in der Nähe von Marbella.

reich ein, den ich den *dritten Raum* nennen würde. Man sorgt dafür, dass er nach außen hin spanische Öffnungen hat in der Form der Terrasse oder in Form der gelegentlich besuchten Sprachkurse, pflegt im Übrigen aber die Ausgestaltung dieses *dritten Raums* als eines Raums mit eigener deutscher Identität. Die Qualität der sanitären Einrichtungen und der landesüblichen Produkte, die die Hausfrau serviert, sind verbürgt. Wenn man eine heruntergekommene Finca auf Mallorca kauft, so restauriert man sie mit bestem Geschmack, perfekter als es jeder Katalane könnte, und macht so erneut ein deutsches Schmuckkästchen daraus (Miller 2000: 44). Eine neue Bikulturalität ist das Ergebnis des Lebens in diesem *dritten Raum*, in der der deutsche Residenztourist durchaus sich der Illusion hingeben kann, im hispanisierten Kulturraum zu leben mit all seinen Attraktionen, die ihn zum Verlassen des nebligen Deutschlands veranlasst haben, in dem er aber auch die Gewissheit hat, dass ihn der deutsche Rechtsanwalt oder Arzt, die Zweigstelle der AOK und die deutsche Zeitung beraten, unterstützen und sein deutsches Leben auf Mallorca oder an der Costa del Sol garantieren.

Ein interessanter Ausdruck dieser kulturellen Minischizophrenie ist die publizitäre Selbstdarstellung von Torrox, jener als andalusische Siedlung mit deutscher Dominanz bekannten Gemeinde an der Costa del Sol. Die Informationsbroschüren auf Spanisch, aber auch in zwei deutschen Versionen beschreiben Torrox als „typisches weißes Dorf Andalusiens, das auf eine lange Vergangenheit zurückblicken kann, eine Idylle aus engen Gassen, gekalkten, mit Blumentöpfen und *azulejos* geschmückten Häusern, Brunnen und Tapasbars rund um den Rathausplatz. Arabische Straßennamen verleihen dem ganzen einen Hauch von Exotik“ (Fischer 2000: 30). Natürlich wird auf andalusische Restaurants und Spezialitäten hingewiesen, *gazpacho* oder *ajo blanco* beispielsweise. Dass der Ort in großer Zahl deutsche Gaststätten, italienische Restaurants und Eisdielen für die südsehnstigen Residenztouristen bereithält, wird hingegen verschwiegen (Fischer 2000: 31).

Wie nehmen die spanischen Gastgeber, die mallorquinischen Grundbesitzer, die ihre Ländereien verkaufen, wie nimmt der Normalbürger Mallorcas oder der Spanier, der an der Costa del Sol arbeitet und lebt, die Deutschen wahr? Hier muss man offensichtlich unterscheiden zwischen der Wahrnehmung deutscher *residentes* auf Mallorca und solcher an der Costa del Sol. Einerseits befinden sich auf Mallorca, rela-

tiv gesehen, sehr viel mehr deutsche *residentes* als an der Costa del Sol. Auch ihre soziologische Zusammensetzung ist anders beschaffen. Mehr als drei Viertel der Deutschen auf den Balearen sind im erwerbsfähigen Alter zwischen 15 und 64 Jahren. Nur etwa 15 Prozent sind älter als 65 (Brandl 2002: 15). Hier haben wir es also auch mit einer *inmigración laboral* junger Deutscher zu tun. Viele davon sind Kleinunternehmer und Techniker, die sich nach der Nachfrage ihrer deutschen Landsleute richten (Miller 2000: 21 f.). Entsprechend werden die Deutschen in Mallorca als gründlich, verlässlich, wenn auch schwierig im Umgang wahrgenommen. Nicht selten als reich, da sie zumeist als Käufer in Erscheinung treten. Sodann auch als kompetent. Aber letztlich uninteressiert an der heimischen Kultur.

Während aber die Mallorquiner in der Tat darauf Wert zu legen scheinen, dass sich die Deutschen auch für die Kultur ihrer Insel interessieren, ist das für die Andalusier in Torrox und an der Costa del Sol gar kein Thema. Der katalanische und der mallorquinische Nationalstolz verschärfen also letztlich die Schwierigkeiten des interkulturellen Verständnisses, da man auf der einen Seite die Eigenständigkeit der eigenen mallorquinischen Kultur sehr viel mehr respektiert sehen will. Die alte Opposition gegenüber den Festlandspaniern lässt grüßen. Andererseits wird dadurch aber auch für die lernwilligen Deutschen die Barriere, die den mallorquinischen und den deutschen Kulturraum trennt, beträchtlich erhöht. Jeder sechste deutsche Resident auf Mallorca spricht keine der beiden offiziellen Sprachen. Nur etwa 40 Prozent sprechen etwas *castellano*, Katalanisch nur 2 Prozent (Miller 2000: 22).

Die katalanischen Bewohner Mallorcas erleben also nolens volens und begleitet von halbherzigen Protesten eine allmähliche Internationalisierung und speziell Germanisierung eines beträchtlichen Teils ihrer Insel. Immer mehr Restaurants schreiben nicht nur die Speisekarte auf Englisch und Deutsch, sondern bieten auch fast ausschließlich internationale Speisen und nichts Einheimisches an. Selbst dort, wo ein Restaurant sowohl für Einheimische wie für Ausländer attraktiv ist, essen die einen auf der Terrasse und lassen sich dabei von der Sonne bräunen, während die anderen ihrer Kultur gemäß im Innenbereich des Restaurants speisen und sich vor der Sonne schützen. Sicher begrüßt man die Verbesserung der Infrastruktur, die der boomende Tourismus Mallorca beschert und man hat auch nichts dagegen, dass das Brutto-

sozialprodukt der Balearischen Inseln eindeutig über dem EU-Schnitt liegt. Gleichwohl macht sich allenthalben eine immer lauter werdende Affirmation der heimischen Kultur, der mallorquinischen Identität bemerkbar, um den so genannten Ausverkauf der Insel zu bremsen.

Während in Torrox und an der Costa del Sol die deutschen und britischen Teilansässigen zwar ein alltägliches Phänomen sind, darüber hinaus aber von der einheimischen Bevölkerung nicht als Bedrohung ihrer eigenen kulturellen Identität angesehen werden, sind die Deutschen auf Mallorca, die so genannte „Invasion der Teutonen“, ein Thema, das beinahe täglich in den Medien diskutiert wird und an dem Deutsche wie Einheimische mit unterschiedlichen Standpunkten, aber mit Verve teilnehmen. Sogar Theaterstücke und Romane beschäftigen sich neben polemischen Essays und universitären Forschungsprojekten kritisch, aber durchaus auch mit interessanten Vorschlägen zur Verbesserung des interkulturellen Klimas auf Mallorca. Carlos Garrido, ein Katalane, der seit 1976 auf Mallorca lebt, hat einen polemischen Zukunftsroman (*Mallorca de los alemanes. Un reportaje del siglo XXI*, Palma de Mallorca 1998) geschrieben, der die Reise eines Journalisten durch das Mallorca des Jahres 2013 und die Reaktionen seiner 'Ureinwohner' angesichts der „invasión de residentes alemanes“ schildert. Im Frühjahr 1999 führte die mallorquinische Theatergruppe „Pometes Teatre“ die Komödie *Mallorkauffen* auf, kritisiert darin aber weniger die Deutschen als die Einheimischen.¹⁰ Trotz des Titels stellt *La sexta invasión. Alemanes en Mallorca* (Palma de Mallorca 1999) des Madrider Autors Rafael Llano eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Thema dar und basiert auf zahlreichen Interviews mit Mallorquinern und Deutschen, die sich durchaus bewusst sind, dass sie selbst die Ursache sind für eine „relativa animadversión que existe en su contra“ (Llano 1999: 33).

Selbst wenn wir den deutlich geringeren Nationalismus der Andalusier an der Costa del Sol im Vergleich zu dem der Mallorquiner in Rechnung stellen, fällt auf, dass beide Volksgruppen ihre heimische Kultur erst mit dem massenhaften Auftreten der Touristen so richtig hervorkehren, ja, man kann sagen, bis zu einem gewissen Grade sie so-

¹⁰ „Mallorca será de los alemanes, pero no tienen la culpa ellos, la tenemos nosotros“, zitiert nach Miller (2000: 43).

gar bewusst inszenieren. Die lokale Kultur bekommt dadurch eine Art Als-ob-Charakter. Für die Deutschen bedeutet dies wiederum, dass sie die fremde Kultur nicht selten als Inszenierung, als Spektakel wahrnehmen und dann dazu neigen, neben dem volkstümelnden den durchaus geschäftsbereiten, auch geschäftstüchtigen Andalusier oder Katalanen zu übersehen. Entsprechend verärgert reagiert man dann auf spanisches Geschick im Geschäftlichen, das man bei sich selbst natürlich als Qualität schätzt. Die bikulturelle ‚Schizophrenie‘, die wir schon bei deutschen *residentes* beobachten konnten, wiederholt sich also in gewisser Weise auf der spanischen Seite, wenn die manchmal theatrale Überbetonung der heimischen Kultur durch dienstgefällige Kooperation mit den deutschen Residenztouristen unterlaufen wird.

3. Vom Gastarbeiter zum germanisierten *latino*: die kulturelle Praxis spanischer Emigranten in Deutschland

Der spanische Arbeitnehmer, der nach Deutschland kommt, um sein Geld zu verdienen, hat andere Wahrnehmungsmuster vom Deutschen, als der zu Hause gebliebene Hotelier oder Kellner. Bei Umfragen in München, durchgeführt im *Centro Español*, einem der wichtigsten Treffpunkte spanischer Arbeitnehmer in der Stadt, betont eine deutliche Mehrheit, dass es ihnen sehr gut in Deutschland, insbesondere in München gefalle.¹¹ Sie schätzen vor allem den Respekt, der ihnen an ihrem Arbeitsplatz von den Vorgesetzten oder den Kunden entgegengebracht wird, das Klima, die Großstadt und das angenehme und entspannte Leben. Bei der Verwendung des Deutschen als Kommunikationsinstrument unterscheiden sich die Spanier der ersten von jenen der zweiten und dritten Generation. Während erstere Deutsch als eine sehr schwere Sprache bezeichnen, die sie nur vom Hören in der Arbeit oder im Gespräch mit deutschen Nachbarn relativ schlecht erlernt haben, lernten die Spanier der zweiten Generation Deutsch bereits in der Schule und beherrschen es in der Regel sehr gut. Diese meinen dann auch nicht, dass Deutsch eine schwierige Sprache sei.

¹¹ Von uns durchgeführte Umfrage im Mai 2002.

Bei der Frage der Veränderung des eigenen Lebensstils, d.h. der Arbeitskultur und der kulturellen Praxis außerhalb der Arbeit, ist offensichtlich, dass spanische Arbeitnehmer ohne größere Probleme sich den deutschen Arbeitsnormen anpassen und in aller Regel von ihren Arbeitgebern sehr geschätzt werden. Der Germanisierung im Arbeitsbereich steht insbesondere in den siebziger und achtziger Jahren der Emigration eine verstärkte Pflege kultureller Praktiken aus der Heimat gegenüber, und zwar sowohl zu Hause wie in spanischen Clubs, die insbesondere in den Großstädten damals gegründet wurden. Das 1970 in München gegründete *Centro Español* ist das Musterbeispiel eines solchen spanischen Vereins, der Unterstützung in der Fremde und Informationen über die Heimat liefert und gleichzeitig einen hoch willkommenen gesellschaftlichen Treffpunkt für alle Emigranten der Stadt und der Umgebung bietet. Das *Centro Español* in München, aber auch das *Centro Gallego* in Nürnberg sind im interkulturellen Sinn klassische Beispiele für den *dritten Raum*, in dem zwischen der Kultur des Fremden und der eigenen Kultur vermittelt wird. Beide Zentren neigen aber dazu, und hier ähneln sie strukturell durchaus den *urbanizaciones* in spanischen Ferienorten, sich gegenüber der autochthonen Kultur abzuschotten.

Schaut man auf die spanischen Emigranten aus deutscher Perspektive, so handelt es sich bei ihnen zweifelsohne um jene ausländischen Arbeitnehmer, die am besten mit den Deutschen auskommen, die am wenigsten ausländerfeindliche Reaktionen auslösen. Als Grund hierfür wird wohl zu Recht immer wieder die Nähe der Spanier zur deutschen Kultur angeführt (Eßer 1997/98). Doch nicht nur die Nähe z.B. in Sachen schulischer Erziehung oder religiöser Orientierung macht sie unauffällig, ja sogar attraktiv in deutschen Augen. Dort nämlich, wo sie sich von Deutschen unterscheiden, beispielsweise in ihrer Art, Feste zu feiern oder mit Freunden oder auch Unbekannten umzugehen, ist ihre von den Deutschen unterstellte mediterrane Freundlichkeit und Lockerheit im Umgang mit dem Fremden ein großes Attraktivum (Eßer 1997/8).

Betrachtet man die kulturelle Praxis der spanischen Emigranten in Deutschland im Hinblick auf die Unterscheidung in Kultur I und Kultur II, so ist unübersehbar, dass der Bereich der Kultur II, der Alltagskultur also, mit zunehmender Dauer der Emigration germanisiert wird, während die Affirmation der heimischen, der spanischen Identität ver-

stärkt im Bereich der Kultur I stattfindet. Kulturarbeit verstehen die meisten Spaniervereine in Deutschland dann auch als das Bemühen um Theateraufführungen, Laienchöre, Volkstänze. Die Folgen dieser Verlagerung spanischer Kulturpraxis in den Bereich von Kultur I sind unübersehbar. Sie löst sich zusehends vom Alltag ab, gerinnt zur ästhetischen Inszenierung und verliert damit zweifelsohne an Relevanz für die tägliche Praxis in der Arbeit und zu Hause. Hier schreitet die Germanisierung im Laufe der Jahre fort, zumal ja die zweiten und dritten Generation vermehrt deutsche Lehrer, Ehepartner und in Deutschland geborene Kinder hat.

Dies kann man am besten beobachten, wenn man die derzeitige Situation der spanischen Vereine in Deutschland betrachtet. Mitgliederschwund und eine gewisse Orientierungsunsicherheit irritiert die noch engagierten Mitglieder. Die Emigranten der ersten Generation sind wieder zurückgekehrt oder in Deutschland in Rente gegangen, während die zweite und dritte Generation bereits erhebliche Identitätszweifel artikuliert. Bei ihnen ist an die Stelle des früheren interkulturellen Lernprozesses ein bikulturelles Austarieren unterschiedlicher Optionen auf Heimat, Identität und Sprache geworden. So denkt eine spanische Remigrantin teilweise mit Wehmut an ihre Zeit in Deutschland zurück:

Wer hat auch bei seiner „Rückkehr“ nicht unbedingt die „Heimat“ vorgefunden, von denen manche Eltern immer wieder geschwärmt haben. Ist da vielleicht zu sehr idealisiert worden? Hätte mir jemand vor ca. 13 Jahren gesagt, dass ich jemals das schlechte Wetter oder ne Bockwurs vermissen würde, hätte ich diese Person womöglich für halb wahnsinnig erklärt. Bin doch Spanierin. Das hier ist doch mein zu Hause. Oder etwa nicht? Vielleicht besteht mein zu Hause nun mal aus einer Mischung aus einer „bar de tapas“ und ner „Frittenbude“?¹²

Während die erste Generation spanischer Emigranten in Deutschland noch als kompakte Gruppe erschien und sich auch als solche nach außen hin in den verschiedenen Vereinen darstellte, während die Kinder dieser ersten Generation noch von spanischen Lehrern, die eigens vom

¹² Geschrieben als Internet-Reaktion am 30.8.99 aus Madrid auf die Internetversion von Eßer, P. (1997/8) in <http://www.matices.de>

Franco-Staat nach Deutschland geschickt wurden, in Sonderklassen unterrichtet wurden, damit sie ja das richtige Bewusstsein bekommen, und wenn folglich zwischen dieser ersten Generation von Emigranten und den Deutschen eine zwar durchlässige aber doch klar existierende kulturelle Grenze bestehen blieb, so löst sich diese Grenze in den neunziger Jahren zunehmend auf oder durchläuft eine Reihe von Veränderungen, die ein interessantes Licht auf die interkulturellen Veränderungen der spanischen Emigranten in Deutschland werfen.

Der heutige Leiter des *Centro Español* in München beklagt, dass sich die Jüngeren nicht mehr für die heimische Volkskultur interessieren, auch, dass man auf Grund des großen Erfolgs des vereinseigenen Restaurants nicht mehr in der Lage war, dies nebenbei zu betreiben, sondern es verpachten musste und damit seine teilweise Ablösung vom engeren spanischen Kulturraum verursachte. Spezialclubs für einzelne Landsmannschaften, die Gallegos oder die Catalanes, haben sich abgespalten, und die Gründer fürchten um das Weiterbestehen des fast schon legendären *Centro Español de Munich*.

Daneben aber entstehen neue, offenere, modernere, für manche Interessenten leichter zugängliche Organisationsformen, in denen sich spanische Emigranten, aber nicht nur sie, offensichtlich mit großem Vergnügen im iberoamerikanischen Kulturraum tummeln, nämlich Internet-Domains für *hispanohablantes*. So gibt es die Domains <http://en-munich.de> und <http://en-stuttgart.de>, die seit zwei Jahren online und außergewöhnlich erfolgreich sind. Hier findet ein reger Austausch über kulturelle Ereignisse, über Arbeitsmöglichkeiten, über persönliche Kontaktbedürfnisse statt, die in vieler Hinsicht den alten Verein ersetzen. Auch „noticias de España y Latinoamérica“ erhält man hier viel aktueller als bei der früheren Lektüre hoffnungslos veralteter Zeitungen im Vereinslokal.

Und siehe da, die neue Form des interkulturellen Forums für *hispanohablantes* wird zwar weiterhin von Spaniern intensiv genutzt. Sie machen aber nur mehr 25 Prozent aller Nutzer aus, während 40 Prozent aus Lateinamerika stammen und der Rest aus Deutschland und dem übrigen Europa.¹³ Aus dem ehemals geschlossenen Kultur- und Sozial-

¹³ Laut Selbstauskunft von <http://en-munich.de> vom 7.5.2002.

verein für spanische Gastarbeiter ist ein Chatforum für all jene geworden, die sich für spanische, aber auch für lateinamerikanische Dinge interessieren. Beim Durchklicken durch die verschiedenen Informations- und Kontaktmöglichkeiten dieser höchst interessanten und vergnüglichen Homepages fällt auf, dass das Spanische und die spanische Kultur zwar weiterhin ein wesentliches Transportmittel für alle Arten von Nachrichten und Vergnügungen ist, dass andererseits auf Grund der Virtualität der Kommunikation und der entsprechenden Offenheit sehr viel mehr Menschen unterschiedlicher Kulturen daran teilhaben, so lange sie nur gewisse Sympathien für das Spanische und Lateinamerikanische haben.

4. Ein Vergleich des Unvergleichbaren: Deutsche Touristen und spanische Emigranten in der Fremde – ein bikulturelles Nebeneinander in ständiger Veränderung.

Deutsche Touristen und spanische Emigranten suchen bei ihrem Gang ins Ausland eine partielle Alterität. Trotz mancher, wenn auch häufig unbeholfener Suche, sich der fremden Kultur teilweise anzunähern, werden sie dort zumeist gerade in ihrer Fremdheit wahrgenommen. Gesellschaftspolitisch am leichtesten zu handhaben ist für die verantwortlichen Institutionen deshalb zweifelsohne ein bikulturelles Nebeneinander, bei dem die Fremden und die Einheimischen sich gegenseitig wenig mit ihren Absichten und Wünschen in ihrer kulturellen Praxis stören oder gar behindern. Im Fall der deutschen Residenztouristen in Spanien ist das bikulturelle Nebeneinander jedoch nicht in allen Feriendestinationen gleichermaßen leicht zu managen. Während deutsche *residentes* an der Costa del Sol trotz teilweise starker Konzentration in manchen Gemeinden auf Grund ihrer insgesamt nicht dominanten Stellung kulturell für die Spanier kaum ein Problem, aber auch kaum eine Attraktion darstellen, rührt der Expansionsdrang insbesondere der deutschen *residentes* auf Mallorca an das kulturelle Selbstverständnis eines Teils der einheimischen Bevölkerung. Neben der Dominanz der Deutschen gegenüber anderen nationalen Gruppen ist für diese konfliktuelle Situation sicher auch das stärker ausgeprägte Identitätsbewusstsein der Mallorquiner verantwortlich. Kulturelle Praxis im interkulturellen Feld involviert in erheblichem Maß stets auch jene, die

scheinbar gar nicht direkt involviert sind. Denn auch die distanzierte Wahrnehmung des Fremden durch das Kollektiv ist ein entscheidender Teil dieser Praxis.

Der interkulturelle Dialog zwischen Fremden und Einheimischen findet jedenfalls weder bei den Residenztouristen, noch bei den Emigranten der ersten Generation auf besonders intensive Weise statt. Vielmehr handelt es sich um ein labiles Tolerieren des Fremden, das teilweise auf echter Sympathie für bestimmte kulturelle Eigenheiten des anderen basiert, teilweise auf handfesten ökonomischen Interessen. Dabei erproben sowohl die *residentes* wie die Emigranten unterschiedliche Formen des *dritten Raums*. Doch zumeist sind diese *dritten Räume* nicht so stark nach allen Seiten geöffnet, wie dies normalerweise in der interkulturellen Kommunikation der Fall ist. Vielmehr werden *dritte Räume* sowohl von den *residentes*, als auch von den Emigranten eher als fast geschlossene Nachbildungen des ersten Raums, des heimischen Kulturraums im fremden Bereich gestaltet. Kulturelle Brückenschläge, mögliche Interessen beider Gruppen füreinander finden am ehesten im Bereich von Kultur I statt, bei der Inszenierung von fremder Identität, bei Theateraufführungen, Ausstellungen, Konzerten und ähnlichem. Hier lässt sich die fremde Kultur am leichtesten, auch am folgenlosesten erfahren. Hier bleibt sie im Als Ob und bewahrt den Reiz des Fremden, ohne bedrohlich oder unverständlich zu werden.

Bibliografie:

Brandl, Sven (2002): „*Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühen?*“ *Die Attraktivität der spanischen Immobilie für den deutschen Anleger*, Diplomarbeit an der Universität Passau.

Domínguez Rodríguez, Rafael: „Der Tourismusboom und seine Folgen“. In: Bernecker, Walther L./ Dirscherl, Klaus (Hrsg.) (1998): *Spanien heute. Politik, Wirtschaft, Kultur*, Frankfurt a.M., S. 485–513.

Eßer, Paul: „Paella und Flamenco kamen nicht allein. Zur Integration von Portugiesen und Spaniern in Deutschland“. In: *Matices. Zeitschrift zu Lateinamerika, Spanien und Portugal*, 1997/8.

Fischer, Daniela (2000): *In nächster Nähe so fern. Residenztourismus in Andalusien am Beispiel von Torrox und Nerja*, Diplomarbeit an der Universität Passau.

Hofstede, Geert (1984): *Culture's Consequences. International Differences in Work-related Values*, London.

Huber, Andreas (1999): *Heimat in der Postmoderne. Ferne Heimat – zweites Glück?* Zürich.

Jakobson, R.: „Linguistik und Poetik“. In: Blumensath, H. (Hrsg.) (1972): *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Köln, S.118-147.

LBS/empirica (1998): *Ein eigenes Zuhause im Ausland. Ergebnisse einer Marktstudie*, Bonn.

Meixner, Johanna (2001): *Das Lernen im Als-ob. Theorie und Praxis ästhetischer Erfahrung im Fremdsprachenunterricht*, Tübingen.

Miller, Charlotte (2000): *Mallorquiner und deutsche Residenten – ein problematisches Verhältnis (am Beispiel der spanischen Presse)*. Magisterarbeit an der Universität Passau.

Moosmüller, A.: „Interkulturelle Kompetenz und interkulturelle Kenntnisse. Überlegungen zu Ziel und Inhalt im auslandsvorbereitenden Training“. In: Roth, K. (Hrsg.) (1996): *Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation*. Münster, S. 271–290.

Moosmüller, A. (1997): „Kulturen in Interaktion“. In: *Münchner Beiträge zur interkulturellen Kommunikation*, Münster, 4.

Nünning, Ansgar (Hrsg.) (1998): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, Stuttgart.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2001): *Ausländische Bevölkerung in Deutschland*. Wiesbaden.

Sen, Faruk (Hrsg.) (1994): *Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen.

Internet

„Auszeichnung für Enzensberger“ in:
<http://www.cbn.es/kultur>, abgerufen am 26.5.2002.

<http://www.en-munich.de>, abgerufen am 7.5.2002.

<http://www.matices.de>, abgerufen am 30.8.1999.

Politik und Geschichte

Günther Maihold

Spanien-Deutschland-Lateinamerika als kulturelles Dreieck

1. Vorbemerkung

Dreieckskonstellationen, das lehrt die private Lebenserfahrung, sind meist instabile Beziehungsstrukturen. Die „ménage à trois“ zeichnet sich, wie aus den meisterlichen Filmen von François Truffaut ersichtlich wird, durch eine Fülle von Verwicklungen, Eifersüchteleien, mitreißenden Liebesmomenten und tiefen Enttäuschungen aus. Schließlich – und das lehrt das sozialwissenschaftliche Emergenzpostulat – gilt auch für Dreiecke der Satz, dass das Ganze mehr als die Teile ist, will heißen, dass ein Dreieck mehr umfasst als die Summe seiner Kanten; ganz zu schweigen von der weiterführenden Diskussion um seine geometrischen Eigenschaften beispielsweise in Form eines gleichschenkligen oder rechtwinkligen Dreiecks. Wenn in dem mir gestellten Thema zudem von einem „kulturellen Dreieck“ die Rede ist, mag zumal im Umfeld des Instituto Cervantes und des Goethe-Institutes größte Vorsicht geraten sein, bewegt sich doch das Dreieck gerade in literarischen Vorlagen in Konkurrenz zu anderen geometrischen Formen wie dem Kreis oder der Pyramide. Ich möchte mich daher im Folgenden mit der offenbar gebotenen Umsicht bewegen, andererseits aber auch nicht die mit der Figur des Dreiecks gegebenen Ecken und Kanten umgehen, die auch auf die Art der Einbettung des Dreiecks in seine Umgebung verweisen.

2. Das Atlantische Dreieck

Bereits im Jahre 1964 führte Reidy aus: „Das atlantische Dreieck ruht auf einem breiten Fundament. Eine Art westliches Bewusstsein verbindet Europa, Nordamerika und viele Gebiete Lateinamerikas; und dies kommt durch multiple Bindungen zum Ausdruck: historische, religiöse, politische, wirtschaftliche, militärische und kulturelle“ (Reidy 1964: 55). Das damalige Bild eines durch drei Komponenten konstituierten Dreiecks hat sich gewandelt: Das Zusammenwirken von Atlantischer Allianz, dem Interamerikanischen System und der „schweigenden Partnerschaft“ zwischen Westeuropa und Lateinamerika hat sich zu einem offeneren Muster gegenseitiger Beziehungen weiter entwickelt, das auch von Rivalitäten und (un)erklärten Kontroversen geprägt ist.

Nicht nur in historischer Perspektive ist daher jüngst erneut die Diskussion über die Figur des „Atlantischen Dreiecks“ als geeignetes Muster für die Analyse der transatlantischen Beziehungen aufgenommen worden (Bodemer et al. 2002). Auch wenn die Tragfähigkeit dieses Ansatzes in operativer Hinsicht eher kritisch beurteilt werden muss (Grabendorff 2002), bleibt doch die wichtige Botschaft festzuhalten, dass die Beziehungen zwischen Deutschland, Spanien und Lateinamerika auch in kultureller Hinsicht nur schwer zu interpretieren sind, wenn man nicht die (wachsende) Bedeutung der USA und der von ihnen dominierten interamerikanischen Beziehungen in Rechnung stellt. Insofern gilt es, Positionen zu überwinden, die in Anlehnung an das Konzept der „westlichen Hemisphäre“ das Atlantische Dreieck als eine Figur des Kalten Krieges begreifen (Whitaker 1965), die in der Funktion der USA als Bindeglied zwischen Europa und Lateinamerika erkannt wurde (Grabendorff 1985: 12). Zunehmend ist deutlich geworden, dass gerade im Kontext der Entspannungspolitik und der Entwicklung der Europäischen Union eine eigenständige Lateinamerikapolitik Europas entstanden ist, die im Kontext der Krise in Zentralamerika mit dem San-José-Prozess ein bedeutsames Eigengewicht darzustellen vermochte. Dass Lateinamerika sich damit als Rivalitätsfaktor zwischen zwei Großmächten entwickelt hätte, ist in dieser Hinsicht ein sicherlich überzogenes Bild, andererseits gefällt sich der Subkontinent durchaus in der Rolle einer „umworbenen Geliebten“, die aus dem Dreiecksverhältnis ihre Vorteile schlagen möchte. Schließlich lässt gerade auch eine historische Perspektive deutlich werden, dass die mar-

kante Asymmetrie des Dreiecks seine eigentliche Konstitutionsbedingung ist, da die Staaten Lateinamerikas die europäische Karte systematisch spielten, um sich außenpolitische Freiheitsräume zu erschließen. Heute muss jedoch gefragt werden, wie sich angesichts der Verdichtung von Austauschprozessen diese Asymmetrie ausnimmt. So ist zu prüfen, wie die gestiegene Bedeutung der transnationalen Beziehungen, das Auftauchen der Elemente einer internationalen Zivilgesellschaft und die Notwendigkeit zur Lösung globaler Fragen auf die Figur des transatlantischen Dreiecks zurückwirken und nicht doch eine gleichgewichtigere Anlage der Beziehungsstrukturen gestaltet werden muss.

Die Idee einer dreiseitigen Partnerschaft zwischen den USA, Europa und Lateinamerika ist schon oft hervorgehoben worden, insbesondere dann, wenn aus der politischen Konjunktur heraus „natürliche Bündnisse“, gemeinsame Wege und Ziele in eine leuchtende Zukunft hinein verlängert werden (müssen) (Russell 1995: 95). Der Begriff des Atlantischen Dreiecks umfasst das System trilateraler Kontakte zwischen den USA, Westeuropa und Lateinamerika, das jedoch oftmals nicht als solches einer politischen und kulturellen Praxis entspricht. Die These, dass das Konzept des Dreiecks nicht genau zutrifft – auch wenn diese Kontakte zunehmen und in absehbarer Zukunft weiterhin zunehmen werden – (de Souza Costa Barros 1985: 185) findet darin ihre Begründung, dass die drei beteiligten Partner nicht bereit sind, wichtige Aspekte der dreiseitigen Beziehung einander anzugleichen mit dem Ziel, das Bezugssystem insgesamt zu erhalten. Dies bedeutet: Das Ganze ist doch nicht mehr als seine Teile, eine Aussage, die im Besonderen in den Bereichen Verteidigung und Sicherheit gilt, aber auch für die Kulturbeziehungen anwendbar erscheint. Es wirken sowohl Zentrifugal- wie Zentripetalkräfte auf die Partner des Dreiecks ein, die trotz globalisierter Kulturindustrien keine durchgängig einheitlichen Kulturmuster stützen, sondern die Differenzen deutlicher werden lassen. Angesichts des Verschwindens eines konkurrierenden Politikentwurfes und Menschenbildes des Kommunismus sind die Eigenlogiken kultureller Modelle erkennbarer geworden, die Arbeit an dem Leitbild der „westlichen Hemisphäre“ hat eher den Charakter einer „Baustelle“ angenommen, auf der die unterschiedlichen Modernitätskonzepte erprobt werden.

Zwar können durch die geographische Entfernung asymmetrische Beziehungen leichter akzeptiert werden, die Wahrscheinlichkeit von Interventionen wird geringer und ohne gemeinsame Grenzen und Nachbarn reduzieren sich potentielle Konfliktkonstellationen (Grabendorff 1985: 284f.), aber es bleibt gerade angesichts der unterschiedlichen Ausprägung kultureller Präsenz in den verschiedenen Regionen ein differenziertes Modell gemeinsamer kultureller Werte erkennbar, die es zu entwickeln gilt, ohne dass das normative Postulat des „gemeinsamen kulturellen Erbes“ angesichts seiner Überlagerung durch politische und wirtschaftliche Interessen hinreichend tragfähig wäre.

3. Europa und Lateinamerika – eine ewige Asymmetrie?

„Los europeos no nos han entendido nunca“ (Die Europäer haben uns nie verstanden)¹ – mit dieser Aussage des kolumbianischen Literaturnobelpreisträgers Gabriel García Márquez scheint eine unüberbrückbare Barriere zwischen die „Alte“ und die „Neue“ Welt gelegt zu sein. Alle Bemühung aus der Perspektive von Literatur, Geschichte, Politik und Gesellschaft, das gegenseitige Verstehen zu befördern, erscheinen damit zum Scheitern verurteilt. Dabei kontrastiert die Aussage von García Márquez mit der Auffassung, dass in den bilateralen Beziehungen nicht zuletzt für Spanien, Deutschland und Lateinamerika ein Gestaltungsraum besteht, für den es „jedenfalls zu den weiten Teilen der Welt jenseits des nordatlantischen Raumes, nichts Vergleichbares für uns gibt“ (Mols 1994a: 6). Auch der französische Diplomat und Soziologe Alain Rouquié spielt auf die große Nähe zwischen Europa und Lateinamerika in den Wertorientierungen an, wenn er den lateinamerikanischen Subkontinent als „L'Extrême-Occident“ (Rouquié 1987) beschreibt. Die Präsenz westlicher oder zumindest westlich inspirierter Konzeptionen in Lateinamerika, die Ausbildung eines gemeinsamen Kulturhorizontes verweisen auf das bis heute zugleich aktuell gebliebene Fundament einer wechselseitigen Orientierung, die nicht eine „pauschale, wirkungsgeschichtliche Annahme“ (Mols 1998: 118) ist, sondern durch eine breite Basis politischer, kultureller und zivilgesell-

¹ Zitiert nach Neumeister (1998: 7).

schaftlicher Kontakte eine einmalige, historisch gefestigte Verflechtung hat entstehen lassen. Gleichwohl bleibt das Diktum von García Márquez bestehen, dass die Verständigung zwischen „Alter“ und „Neuer Welt“ auf beinahe unüberwindbare Hürden stoße. Aber nicht zuletzt die aktuelle Diskussion zur Alterität hat bewiesen, dass ein Verständnis des Anderen gerade auch auf der Basis seines „Andersseins“ möglich wird und sich Verständigungshürden überwinden lassen. Ein solcher Weg des gegenseitigen interkulturellen Verständnisses muss gerade im Rahmen des Kulturaustausches und des kulturellen Dialoges gefunden werden, für den mit Lateinamerika gute Ansatzpunkte vorhanden sind.

Die Kulturbeziehungen zwischen Deutschland und Spanien standen vor allem im literarischen Feld ganz im Zeichen der breiten Rezeption der Werke von Cervantes und Calderón als Zentralfiguren des *Siglo de Oro* und des spanischen Barock durch die deutsche Romantik. Demgegenüber fand die lateinamerikanische Literatur selbst nach dem hispanoamerikanischen *Modernismo* erst recht spät Anknüpfungen mit der Entwicklung auf der iberischen Halbinsel. Die vielfältigen Austauschprozesse kultureller Art zwischen Spanien und Hispanoamerika waren auch weiterhin von der Dominanz der urbanen Räume gekennzeichnet (Ette 1994) mit der für sie konstitutiven Asymmetrie der Beziehungen. Der Übergang von der europäischen Metropole zur amerikanischen Peripherie hat in der Literatur über den Wandel von Funktion und Kontext auch die literarischen Formen selbst verändert, obwohl natürlich die Tradition der „ciudad letrada“, wie sie von Angel Rama (1984) beschrieben wurde, die Einseitigkeit der Kulturbeziehungen definierte. Die lange Zeit des „hundertjährigen gegenseitigen Vergessens“ (Reyes 1956: 572f.) zwischen spanischen und lateinamerikanischen Schriftstellern endete erst nach der Erfahrung der Niederlage im Spanisch-Kubanisch-Nordamerikanischen Krieg von 1898, die bei Clarín und Unamuno das Interesse an der Neuen Welt wieder erweckte, genährt auch von der Konstatierung einer gemeinsamen marginalen Rolle der hispanischen Welt diesseits und jenseits des Atlantiks. Im Rahmen dieser Umschwünge konstituiert sich erstmals ein „gemeinsamer Kulturraum“ in Lateinamerika (Ette 1996: 310), der auch neue transatlantische Verständigungsmöglichkeiten eröffnete. Gleichwohl blieb das spanische und hispanoamerikanische Kulturleben – auch weiterhin dem Merkmal der Asymmetrie treu bleibend – weithin außerhalb des kulturellen Kanons des deutschsprachigen Raumes (Siebenmann 1986:

212), bis schließlich, vermittelt durch Paris und Barcelona als den maßgeblichen Zentren für die Öffnung hin zu den lateinamerikanischen Literaturen, in Europa der *Boom* sich durchsetzte. Die Literatur des *Booms* – verbunden mit den Autoren Julio Cortázar, Carlos Fuentes, Gabriel García Márquez und Mario Vargas Llosa –, die im europäischen Vergleich etwas verspätet, aber dann umso heftiger in den siebziger Jahren in den deutschen Buchmarkt eingebrochen ist, hat das Lateinamerika-Bild in Deutschland maßgeblich beeinflusst. Die verschiedenen Entrealisierungsverfahren, die sich im überstrapazierten Begriff des „magischen Realismus“ vereinen lassen, reichen von mythischen über magische und wunderbare bis zu phantastischen Elementen. Diese Stilmittel scheinen der „latenten Paradiessehnsucht der Europäer auf neuartig verfremdete Weise entgegenzukommen (Siebenmann 1996: 307). Die Dominanz der Identitätsthematik in diesen Romanen, die sich auf die individuelle und kollektive Dimension in der Identitätssuche Lateinamerikas bezieht, bleibt in dem Bemühen, für Lateinamerika den Anschluss an die Modernität unter Bewahrung der Authentizität zu erreichen, in der Aufnahme europäischer Erfahrungen und Leitbilder sehr eklektisch. Es dominiert die Vorstellung, man könne sich beliebige Teile aus dem Zuordnungsglomerat der modernen westlichen Gesellschaften herausnehmen und auf andere einfach verzichten, die dann in einen wirkungsmächtigen Synkretismus der Kulturen und Lebensformen – insbesondere unter Bewahrung der indianischen Traditionen – eingebracht werden.

Weithin dominieren Stereotype in der beiderseitigen Wahrnehmung. „Lateinamerika ist hierzulande präsent, aber ein Einheitsbrei davon, gebraut vor allem aus tropischer Natur, exotischer Erotik und politischer Instabilität, und historisch bezogen im wesentlichen auf die 30 Jahre zwischen 1949 und 1979“ (Rössner 1999: 104). Dieses Urteil fordert heute eine andere Orientierung für die literarische Präsentation Lateinamerikas in Deutschland. Die Abnahme der Bücherproduktionen deutet auf einen neuen Abschnitt hin: „Wir brauchen keine Fortsetzung des alten Booms, sondern einen ganz neuen, einen ‚Post-Boom‘, der Lateinamerika in seiner Eigenheit zur Kenntnis nimmt und verstehend vermittelt“ (Rössner 1993: 22). Verbunden damit ist die Hoffnung, dass der Durchbruch von der „Exotik“ zu einer gewissen „Normalität“ gelingen könnte.

Neben der Asymmetrie in den Kulturbeziehungen zwischen Deutschland, Spanien und Lateinamerika lässt sich ein weiteres Merkmal identifizieren, das sich auf die Anlage kulturpolitischer Konzeptionen bezieht: Aus einer Tradition staatlicher Kulturrepräsentanz kommend hat sich die Beteiligung gesellschaftlicher Gruppierungen am kulturellen Leben, die breite komplementäre Präsenz privater und öffentlicher Stiftungen an der Entwicklung kultureller Projekte zu einem wichtigen Baustein für die Ausrichtung des kulturellen Austausches entwickelt. Das bürgerschaftliche Engagement tritt dabei in unterschiedlichem Grade zum staatlichen Aufgabenverständnis hinzu, das sich jedoch weithin als tragende Muster etabliert hatte. Insofern scheint dies für das kulturelle Dreieck Deutschland-Spanien-Lateinamerika ein distinktives Muster der Kulturbeziehungen zu sein, das sich erkennbar von dem der nordamerikanischen Prägung privatwirtschaftlicher Trägerschaft unterscheidet und das es weiter zu entwickeln gilt.

3.1 Die strategische Partnerschaft zwischen Europa und Lateinamerika – zur Notwendigkeit eines gerichteten kulturellen Dialoges

Versucht man den Rahmen für die Entwicklung der Kulturbeziehungen zwischen Deutschland, Spanien und Lateinamerika zu erfassen, so ist unmittelbar der Bezug auf die europäische Dimension gegeben. Notwendig sind „Vergleichbarkeit und über nationale Grenzen gültige Wertigkeiten und Relationen in der kulturellen Vielfalt“ (Hamm-Brücher 1980: 46), die den europäischen Kulturdialog nach innen und nach außen zu dynamisieren in der Lage sind. Die Europäisierung der auswärtigen Kulturpolitik mit Lateinamerika kann als Folge des zwischen Europa und Lateinamerika auf der Basis des durch vielfältige bilaterale Austauschprozesse ausgebildeten Beziehungsgeflechtes betrachtet werden, das nicht ohne Grund als „gemeinsamer kultureller Raum“ (Ruiz-Giménez 1995: 117) beschrieben wird. Nicht zuletzt haben natürlich auch die vielfältigen politischen Initiativen der Europäischen Union gegenüber Lateinamerika, wie etwa der San José-Prozess mit Zentralamerika, der Kontakte zur Rio-Gruppe und auch des bi-regionalen Austausches zwischen den Parlamenten, zu einer Vertiefung der Kulturbeziehungen beigetragen. Eine explizite Kompetenz kommt der EU jedoch vor dem Maastrichter Vertrag im kulturellen Bereich nur

durch das Lomé-Abkommen zu, das die Beziehungen zu Ländern des afrikanischen, karibischen und pazifischen Bereiches regelt. Dabei wird ein stark anthropologischer und ethnologischer Kulturbegriff zugrunde gelegt, der die Austauschbeziehungen zwischen Mensch und Natur in den Vordergrund stellt (Ruiz-Giménez 1995: 116).

Erst mit dem Maastrichter Vertrag wird der Europäischen Union eine Kompetenz im Bereich der kulturellen Außenbeziehungen eingeräumt, die an den Prinzipien der Komplementarität und Subsidiarität orientiert ist. So beschreibt Art. 128 folgende drei Ziele für die auswärtige Kulturpolitik der EU:

- Beitragen zur Entwicklung der Kulturen der Mitgliedsstaaten auf der Basis des Respekts ihrer regionalen und nationalen Vielfalt unter Beachtung des gemeinsamen kulturellen Erbes;
- Stimulierung des gegenwärtigen kulturellen Schaffens;
- Förderung der kulturellen Zusammenarbeit mit Drittländern und zuständigen internationalen Organisationen, insbesondere dem Europarat.

Nach den Änderungen aufgrund des 1997 unterzeichneten Vertrags von Amsterdam heißt es nunmehr in Artikel 151 (früher 128) des EG-Vertrages:

„(3) Die Gemeinschaft und die Mitgliedstaaten fördern die Zusammenarbeit mit dritten Ländern und den für den Kulturbereich zuständigen internationalen Organisationen, insbesondere mit dem Europarat. (4) Die Gemeinschaft trägt bei ihrer Tätigkeit aufgrund anderer Bestimmungen dieses Vertrags den kulturellen Aspekten Rechnung, insbesondere zur Wahrung und Förderung der Vielfalt ihrer Kulturen.“

Die iberoamerikanischen Gipfeltreffen, an denen auch die EU teilnimmt, stellen einen auf die traditionellen Beziehungen zwischen Spanien und Portugal einerseits und den lateinamerikanischen Staats- und Regierungschefs andererseits bezogenen Handlungsrahmen dar. Allerdings ist es auch im Kontext dieser Gipfeldiplomatie noch nicht gelungen, ein tragfähiges kulturelles Projekt zu entwickeln, das – über die angestrebte Mittler- und Sprecherrolle Spaniens hinaus – eine befruchtende Wirkung für den bi-regionalen Austausch entfaltet hätte.

Perspektivisch muss zwischen zwei Dimensionen der kulturellen Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika unterschieden werden: Zum einen stellt die Einbeziehung des Faktors „Kultur“ in die vielfältigen Projekte der Entwicklungszusammenarbeit als Querschnittsgröße eine zentrale Aufgabe dar; weithin sind gerade bei der Berücksichtigung kultureller Faktoren in der Anlage von Entwicklungsprojekten oftmals nur Zugeständnisse ornamentalen Charakters gemacht worden (Mallo 2001: 195 ff.). Zum zweiten muss es um die Gestaltung des „gemeinsamen kulturellen Raumes“ gehen, der gerade erst durch die Eröffnung gemeinsamer Gestaltungsräume für kreatives Schaffen an Leben gewinnt. Hier sind Programme notwendig, die vom künstlerischen Austausch über die Definition gemeinsamer wissenschaftlicher Projekte bis zur Bewahrung von Kulturgütern und –Denkmälern reichen (Mallo 2001: 121f.). Es bestehen noch große Herausforderungen, wenn die Europäisierung der Kulturbeziehungen auf der Ebene der bi-regionalen Beziehungen den Mehrwert bereitstellen soll, der durch den bilateralen Kulturaustausch nicht zu erreichen ist.

Auf ihrem ersten Gipfeltreffen haben die Staats- und Regierungschefs Lateinamerikas, der Karibik und der Europäischen Union am 28. und 29. Juni 1999 in Rio de Janeiro/Brasilien beschlossen, ihre „Beziehungen zu stärken und zu einer strategischen Partnerschaft zwischen beiden Regionen auszubauen; Grundlage hierfür ist unser gemeinsames, tief verwurzeltes kulturelles Erbe sowie der Reichtum und die Vielfalt unserer jeweiligen kulturellen Ausdrucksformen.“²

Dieses Schlagwort einer strategischen Partnerschaft zwischen beiden Regionen, das durch die Anwendung des gleichen Konzeptes für die Partnerschaft der EU mit Afrika ohnedies bereits entwertet wurde, muss nun mit Leben erfüllt werden. Auch der zweite bi-regionale Gipfel im Mai 2002 in Madrid ist die inhaltliche Antwort noch schuldig geblieben: Zwar wurde die Absicht zum Abschluss von Wirtschaftsabkommen mit den regionalen Integrationsverbünden Lateinamerikas beschlossen, aber eine überzeugende Antwort auf die lateinamerikanischen Erwartungen an Europa ist ausgeblieben. Erneut haben die

² Erklärung von Rio de Janeiro (Gipfelerklärung verabschiedet von den Staats- und Regierungschefs der Europäischen Union, Lateinamerikas und der Karibik) Rio de Janeiro, 29. Juni 1999, S. 2.

Staats- und Regierungschefs auf das gemeinsame kulturelle Erbe Bezug genommen und die gemeinsamen Ziele im Sinne einer Wertegemeinschaft (Menschenrechte, repräsentative Demokratie, Pluralismus, Rechtsstaat, Regierbarkeit, Frieden und internationale Sicherheit, politische Stabilität und Vertrauen zwischen den Nationen) hervorgehoben. Indes muss an diesem gemeinsamen Erbe perspektivisch gearbeitet werden, wenn es nicht zunehmend verschüttet werden soll. Dies umso mehr angesichts der notwendigen Nähe zu einem Kulturraum, zu dem Europa, Spanien und Deutschland „traditionell gute Beziehungen“ besitzen, die sich nicht zuletzt auf den Bestand an kultureller Verbundenheit zurückführen lassen. Allerdings besteht eine Befürchtung: „Dieses im Saldo positive, im Detail sicher auch von Gebrochenheiten durchsetzte Verhältnis schwindet in die Geschichte“ (Mols 1994a: 5). Hieraus leiten sich Fragen nach der Neugestaltung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu Lateinamerika ab, die im Kontext der neuen internationalen Situation und der Globalisierungsprozesse zu analysieren sind.

Auch wenn man nicht beabsichtigt, aus einer historisch orientierten Betrachtungsweise zu einem rückwärts gewandten normativen Plädoyer (Manfred Mols) zu gelangen, gilt es jenseits wirtschaftlicher Interessen gerade die Kulturbeziehungen hervorheben.

Dies beinhaltet heute für die kulturellen Beziehungen zwischen Lateinamerika und Deutschland/Europa die Notwendigkeit der Vertiefung des Wertedialoges, insbesondere eines *gerichteten kulturellen Dialoges*. Darin liegt auch die Besonderheit Lateinamerikas für unsere auswärtigen Kulturbeziehungen begründet, da für einen solchen Dialog in dieser Region wie in keiner anderen die zentralen kulturellen Voraussetzungen gegeben sind. Der Rhetorik der „natürlichen Partner“ Europa und Lateinamerika steht in Lateinamerika zunehmend die Perzeption einer frustrierten Hoffnung gegenüber (Heine 1999: 121ff.). Es reicht immer weniger hin, die Erwartung an eine historische, quasi natürliche Konvergenz im Sinne eines Mythos zwischen beiden Regionen (Heine 1999: 153f.) nur zu konstatieren oder immer wieder zu beschwören. Diese Position fördert, wie Ernesto Garzón Valdés (2001: 48) ausgeführt hat, den *facilismo*, die Annahme, dass das gemeinsame Erbe schon die Akzeptanz des Angebotes sicherstelle. Vielmehr muss ein organisierter und gerichteter Kulturdialog zwischen beiden Regionen befördert werden, der eine Vertiefung des Austausches themenbe-

zogen zu leisten vermag. Dazu bedarf es institutioneller Grundlagen, um rein punktuelle Maßnahmen zu überwinden, die einen reziproken Kulturaustausch nicht gewährleisten können (Konrad-Adenauer-Stiftung et al. 1999: 32). Es müssen neue Netzwerke der Zusammenarbeit gestiftet werden, die über die Projektebene hinausgehen und dem kulturellen Dialog jene Kohärenz verleihen, die für seine Vertiefung eine zentrale Voraussetzung bildet (Friedrich-Ebert-Stiftung et al. 2002: 54).

Dem kulturellen Dialog als gerichteten Prozess mit eigener Agenda muss daher innerhalb der auswärtigen Kulturbeziehungen mit Lateinamerika und der Karibik eine herausgehobene Rolle zugewiesen werden. Mit der Identifizierung geeigneter Kulturträger und Multiplikatoren setzt er auf einer anderen Ebene an als traditionelle Austauschbeziehungen, die im regionalen Zuschnitt meist nicht denkbar sind. Insofern gilt es, eine regionale Komponente mit Schwerpunktländern mit der nationalen Dimension zu verklammern.

Ein einheitlicher Zuschnitt auswärtiger Kulturpolitik über die Länder und Kontinente hinweg ist kaum mehr möglich. Kulturelle Identitäten und der Globalisierungsdruck erfordern Schwerpunktsetzungen und spezifisch abgestimmte Programmangebote. In immer stärkerem Maße wirken internationale kulturelle Prozesse auf die Länder der Welt ein, ihre Antworten auf diese Kommunikationsmuster vor dem Hintergrund eigener kultureller Erfahrungen und lokaler Wissenskulturen sind wichtige Bestandteile für die Gestaltung internationaler Kulturbeziehungen. Auswärtige Kulturpolitik von heute braucht Regionalkonzepte, um Schwerpunktländer und -regionen zu definieren und ihr Instrumentarium dem jeweiligen Profil anzupassen.

3.2 *Das Strukturproblem – die Asymmetrie auch in den Kulturbeziehungen*

Unter dem Stichwort der *Förderung des Kulturaustausches* wird insbesondere auf bilateraler Ebene in stärkerem Maße versucht, den Gedanken des interkulturellen Dialoges in den Vordergrund zu stellen, indem auf der Basis eines erweiterten Kulturbegriffes der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen Rechnung getragen wird. In diesem Bereich wird ein Zentralmangel der europäisch-lateinamerikanischen Kulturbeziehungen hervorgehoben (Mols 1994b: 403): ihre Asymmetrie, d.h. in Qua-

lität und Quantität ist die europäische Seite ungleich stärker beteiligt als die lateinamerikanische. Dieser Tendenz zur Ausbildung einer Einbahnstraße durch die offizielle auswärtige Kulturpolitik und die Vielzahl ihrer offiziellen und inoffiziellen Träger (Jacob 1994; Werz 1995) steht die Realität der sich verbreiternden Rezeption lateinamerikanischer Kultur und insbesondere Literatur entgegen (Strausfeld 1996). Der Subkontinent Lateinamerika und Karibik muss sich angesichts der Globalisierungsprozesse und der Gefahr, in eine Randlage zu geraten, die sich aus einer beinahe ausschließlichen Orientierung auf die USA ergeben könnte, neu positionieren. Die de facto Substitution der historischen Beziehung mit Europa durch die Orientierung auf die USA hat die lateinamerikanischen Kulturen verändert. Die traditionelle Bedeutung von Migrationsprozessen hat abgenommen, die Interkulturalität wird heute sehr viel stärker durch Medienkommunikation als Migrationsbewegungen hergestellt (García Canclini 1999b). Kennzeichnend für die bi-regionalen Beziehungen ist nach der Auffassung von Nestor García Canclini heute eher eine dauerhafte asymmetrische Struktur, die auch von der Hervorhebung einer „identitären Koinzidenz“ mit Europa durch die führenden lateinamerikanischen Intellektuellen nicht verdeckt werden könne (García Canclini 1999b: 80). Weithin bleibe die europäisch-lateinamerikanische Wahrnehmung einer binären Struktur verhaftet, die sich über die Zeit in unterschiedlichen Facetten ausgeprägt habe:

- Ein „binärer Manichäismus“, der sich seit der Eroberung/Entdeckung als zivilisatorische Modernisierung darstellen lässt und in der lateinamerikanischen Gesellschaft in den Gegensatzpaaren Zivilisation vs. Barbarei, Hauptstadt vs. Binnenland, Küste vs. Hochland etc. fortschreibt. Verdeckt werden in dieser Perspektive die Komplexität der lateinamerikanischen Modernität und die Prozesse der interkulturellen Hybridisierung.
- Die „interkulturelle Begegnung“ wird als versöhnende Formel eingesetzt, um ein Lateinamerika darzustellen, das als „jungfräulich, naturbelassen und ohne Vorbelastungen“ in einen Austauschprozess eintritt, der gleichwohl von historischen und ökonomischen Prozessen gekennzeichnet und tief geprägt ist.

- Die „Faszination aus der Ferne“ verweist auf die paradiesischen Beschreibungen, die auch heute noch in Form ökologischer Diskurse ein Bild der „bedrohten Artenvielfalt mit unzuverlässigen Wächtern“ erzeugt. Die Projektion eigener Utopien, die in Europa keinen Platz fanden, nach Lateinamerika sowie die Verführung, die Europa für die lateinamerikanische Elite als Ort des Rationalismus darstellte, prägten auch heute noch die Wahrnehmungsprofile.

Für García Canclini folgt daraus die Kritik, dass die politische und wirtschaftlichen Eliten die effektiven Beziehungen zwischen der Kultur und modernen globalisierten Wissensformen in Lateinamerika nicht zur Kenntnis nahmen und stattdessen auf einem aristokratisch und/oder populistisch geprägten Bild Lateinamerikas verharren (García Canclini 1999b: 92). Die Orientierung des politischen Handelns muss daher darauf gerichtet sein, einen transnationalen öffentlichen Raum zu konstruieren, in dem die jeweiligen kulturellen Konzeptionen nicht politisch inkompatibel seien.

Ein zentraler Orientierungswert ist dabei die Aussage des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Roman Herzog, dass „der kulturelle Dialog heutzutage einen ähnlich friedenswahrenden Charakter für die Weltpolitik [hat], wie es vordem die Rüstungskontrolle hatte“ (Herzog 1997: 7). Dementsprechend ist die internationale Anschlussfähigkeit (Wolf Lepenies) eine wichtige Voraussetzung, die seitens der auswärtigen Kulturpolitik gewährleistet werden muss. Für den Subkontinent Lateinamerika und Karibik bedeutet dies: Die in Lateinamerika vorhandenen Befürchtungen der „globalen Vereinnahmung“ und der drohenden „Kulturverdampfung“ eigener kultureller Traditionen und Erfahrungen sind ein wichtiger Ansatzpunkt für die deutsche auswärtige Kulturpolitik (Maihold 1999). Lateinamerika besitzt auf der Basis europäischer Traditionen als Kontinent hybrider Kulturen und als „Reagenz-Raum“ verschiedener kultureller Einflüsse den Vorteil einer im Weltmaßstab vergleichsweise großen Anschlussfähigkeit für internationale Prozesse des Kulturaustausches, die es zu nutzen gilt in zweifacher Hinsicht: Als Chance zur Vorbereitung eines Dialoges mit anderen Weltregionen und zur Erweiterung der Kapazitäten der eigenen Kultur, ihrer wertbezogenen Grundlagen sowie ihrer Fähigkeit zum Lernen. Dabei bleibt eine Erkenntnis auch für die Gegenwart und die Zukunft maßgeblich: Kein Kontinent der so genannten Dritten Welt steht Europa geschichtlich und geistig so nahe wie Lateinamerika (Witte 1992).

Für eine solche Aufgabenstellung bedarf es der Fähigkeit zur Identifizierung jener kulturellen Ausdrucksformen und Träger im regionalen Maßstab, die den Prozess des kulturellen Austausches zu tragen vermögen. Wichtig sind also Programm und Prozesse des wertorientierten Dialoges, der dann auch die deutschen Positionen erkennbar werden lässt. Die Strukturen für eine solche Maßgabe sind demgegenüber offen, sie können am besten im Zusammenwirken zwischen „offizieller“ und bürgerschaftlicher Kulturpolitik gefunden werden. Damit sind flexible Formen der auswärtigen Kulturpolitik möglich, die auch der im Inland bestehenden Pluralität von Initiativen und Trägern jenseits der staatlichen Ebene gerecht werden.

Aus diesen Ausführungen leiten sich als Orientierung für die zukünftige Gestalt der auswärtigen Kulturbeziehungen folgende Thesen ab:

(1) Der kulturelle Dialog mit Lateinamerika muss in den Kontext des globalen Dialoges gestellt werden, der Suche nach globalen Strukturen, die zukunftsfähig sind. Da die Anschlussfähigkeit zur lateinamerikanischen Regionalkultur erheblich größer ist als dies für andere Kontinente gelten kann, kommt dieser Zusammenarbeit eine strategische Rolle zu. Internationale kulturelle Prozesse bedürfen zur Gestaltung von Globalisierung auch einer Internationalisierung der Kulturpolitik, die den bilateralen Rahmen weiter öffnet.

(2) Neben den offiziellen Mittlern hat sich eine Gruppe von Vermittlern herausgebildet, die sich in den unterschiedlichen kulturellen Kontexten bewegt und kulturelle Vielfalt „aushandelt“ und „verhandelt“ (García Canclini 1999a: 66). Kuratoren von Ausstellungen und Kulturzeitschriften formen die Rolle lateinamerikanischer Kultur in Deutschland und umgekehrt oft viel mehr als dies für die offiziellen Kulturorganisationen oder die Künstler selbst gilt. Hier gilt es ein besonderes Augenmerk auf die damit bewirkten Vermittlungsprozesse zu richten.

(3) Kulturelle Außenbeziehungen müssen über die gesamte Breite kultureller Träger organisiert werden. Diese reicht von bürgerschaftlichen Initiativen, über das kommunale und regionale Niveau bis zum internationalen Niveau. Diese Tiefenstaffelung der auswärtigen Kulturpolitik muss in stärkerem Maße berücksichtigt und systematisch in die Pro-

grammdefinition aufgenommen werden. Wenn man sich in Erinnerung ruft, dass in Deutschland 60 Prozent der Kulturausgaben von den Kommunen verantwortet werden, so sollte auch dies für den Kulturaustausch in Rechnung gestellt werden.

(4) Das regionale Ungleichgewicht in den Kulturbeziehungen zu Lateinamerika muss aufgefangen werden. Dies bezieht sich zum einen auf die Asymmetrie der Kulturbeziehungen durch eine zu geringe Präsenz der lateinamerikanischen Anstrengungen in Europa; hier könnte eine Kombination von gemeinsamen regionalen und subregionalen Initiativen mit nationalen Akzentsetzungen einen wichtigen Schub bringen. Zum zweiten bleibt auch weiterhin die Dominanz der großen und wirtschaftlich starken Länder im kulturellen Austausch zu bemerken, deren Eigenanstrengungen zur Freisetzung von Mitteln für eine verstärkte Förderung der Beteiligung kleiner Länder genutzt werden sollten.

(5) Wenn der Übergang von der „Belehrungskultur zur Lernkultur“ (Lepenies 1995) geschafft werden soll, dann müssen wir von der Kultur mehr verlangen. Lepenies weist darauf hin, dass Deutschland ein Land geworden sei, das sich kulturell unterfordert und politisch übernimmt (Lepenies 1996: 37). Die Prozesse zur Hybridisierung von Kulturen verlaufen nicht – wie oft unterstellt – immer harmonisch und konsensual. Zunehmend müssen wir uns insbesondere angesichts der wachsenden Bedeutung der globalen Agenda darüber klar werden, dass dies auch ein konfliktiver Prozess ist. Dies gilt vor allem für den Medienbereich, der sich in viel stärkerem Maße als andere Sektoren der auswärtigen Kulturpolitik von einem rein affirmativen oder unpolitisch-folkloristischen Konzept (Schröder 1994: 32) entfernen muss.

Lateinamerika kann und möchte einen eigenen Beitrag zum globalem Dialog leisten; daher besteht ein besonderes Interesse der führenden Intellektuellen des Subkontinentes sowie auch seitens der Politik, sich einen Dialog mit Europa zu erschließen, der zur Diskussion von gesellschafts- und kulturpolitischen Leitbildern geeignet ist. Gefragt ist also ein *Dialog über Orientierungswissen*, der einen deutschen/europäischen Standpunkt in die nationale Diskussion einzubringen vermag und gleichzeitig als Grundlage einer gemeinsamen Position zu globalen Fragen dienen kann.

Dabei wird Europa in kultureller Hinsicht von lateinamerikanischer Seite durchaus *nicht* als Einheit wahrgenommen: Man unterscheidet deutlich zwischen Frankreich, Deutschland, Spanien oder Großbritannien und versucht, die jeweiligen Beiträge aufzunehmen. Die Themen reichen dabei von globalen Fragen wie dem Verhältnis Mensch/Natur, d.h. dem Umgang mit dem „natürlichen“ Erbe bis zu gesellschaftspolitischen Fragen (ordnungspolitisches Leitbild – Stichwort „Rheinischer Kapitalismus“), Fragen der sozialen Sicherung bis zu der Diskussion über den Dritten Weg.

Aus deutscher Sicht kann an die traditionelle Wahrnehmung des Landes als Kulturnation durchaus angeknüpft werden; es muss aber gelingen, den Standort Deutschland nicht nur in seiner historischen Dimension darzustellen (Goethe, Schiller, Kant etc.), sondern als Zukunftswerkstatt zu präsentieren, in der eben auch Habermas, Wehler und Beck tätig sind. Wenn – wie Wolf Lepenies empfiehlt – wir mehr von der Kultur verlangen sollen, nicht zuletzt da die Politik immer stärker an Legitimation verliert, so muss es darauf ankommen, die bürgergesellschaftliche Dimension der auswärtigen Kulturbeziehungen stärker in den Vordergrund zu stellen. Diese ist bezogen auf Lateinamerika durch das Engagement einer Fülle von Kulturstiftungen, kulturellen Vereinigungen, Solidaritätsgruppen und kirchlichen Initiativen ohnedies besser zu bewerkstelligen. Damit ließe sich auch die zweite Forderung von Lepenies besser umsetzen, die sich auf den Übergang von Belehrungs- zu Lerngesellschaften bezieht (Lepenies 1996: 49), da auf diese Weise ein System von kommunikativer Vernetzung genutzt werden kann, wenn es gelingt, die jeweiligen Ergebnisse in einen gemeinsamen Diskussionskontext einzubringen.

Als Orientierungspunkte für ein solches neues Kommunikationsprojekt Deutschland-Lateinamerika muss betont werden, dass Kultur nicht als starres Korsett verstanden werden darf, sondern so lebendig wie das Geschehen in einer globalen Werkstatt begriffen werden muss. Dies bedeutet, dass der Prozess-Charakter hervorzuheben ist. Gemeinsame Suchprozesse zur Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen und globaler Probleme bedürfen heute mehr denn je der Stützung durch kulturelle Erfahrungen, die über ihren eigenen Entstehungskontext bzw. seiner Zurechnung hinaus verfügbar gemacht werden müssen.

Angesichts der Effekte der Globalisierung wird Kultur häufig als Bollwerk und als Zufluchtsstätte begriffen. Einen Ausweg aus dieser passiven Option bietet nur der kulturelle Dialog und die kulturelle Kreativität mit der Bereitschaft, Begriffe neu zu definieren, traditionelle Gegensätze zusammenzubringen und an der Aufstellung neuer geistiger Landkarten mitzuarbeiten. Dies sollte die Grundphilosophie des kulturellen Dialoges sowie des damit verbundenen kulturellen Austausches auch mit Lateinamerika sein.

3.3 *Wird der Atlantik breiter? – Die Bedeutung der USA für die europäisch-lateinamerikanischen Kulturbeziehungen*

Die Abschlusserklärung des zweiten bi-regionalen Gipfels zwischen Europa und Lateinamerika hebt in einigen zentralen Bezügen die gemeinsame Ablehnung des US-amerikanischen Unilateralismus hervor und das gemeinsame Bekenntnis zum Multilateralismus als maßgebliche Gestaltungsform der internationalen Beziehungen. Der „Atlantik wird breiter“³ ist eine Befürchtung, die nicht nur für das europäische Verhältnis zu den USA zu gelten scheint. Für Lateinamerika wird dies erkennbar in den konkurrierenden Verhaltensoptionen der hemisphärischen Orientierung vs. seiner atlantischen Verankerung. Als beinahe prototypischer Fall der Genese einer wissenschaftlichen Problemstellung aus politischem Anlass muss es nicht verwundern, dass die Figur des Atlantischen Dreiecks zwischen Europa, den USA und Lateinamerika wieder in die Diskussion gekommen ist. Wissenschaftlich betrachtet steht dahinter die Frage, ob es eine historische Individualität des atlantischen Raumes bzw. atlantischen Systems gibt, d.h. inwieweit das Atlantische Dreieck die internationalen Beziehungen so strukturiert, dass ein distinktives Muster der Weltpolitik wahrzunehmen ist.

Neue Dreieckskonstellationen entwickelten sich parallel dazu, beispielsweise in Gestalt des nordatlantischen Dreiecks, indem sich die Beziehungen zwischen Kanada, den USA und Großbritannien im Sinne einer transatlantischen Brückenkonstellation in den Vordergrund

³ „Wird der Atlantik breiter?“ – so lautete der Titel des Juni-Heftes der Zeitschrift *Internationale Politik* im Jahre 2001.

schoben. Im Kontext des Ausbaus von Freihandelsabkommen in weltweitem Maßstab ist auch die Frage der Verstärkung der transatlantischen Kooperation wieder verstärkt in die Diskussion gelangt. Nimmt man das Handelsvolumen der Europäischen Union und der NAFTA-Länder (Kanada, USA und Mexiko) zusammen, so vollziehen sich in diesem Bereich ca. 43 Prozent des Welthandels, nimmt man auch noch Mitteleuropa und Lateinamerika hinzu, so handelt es sich bereits um die Hälfte des Welthandels (Bodemer/Nolte 1998: 14). Die Dichte der wirtschaftlichen Austauschbeziehungen zwischen Europa, USA und Lateinamerika haben auch die Frage nach der Existenz einer atlantischen politischen Kultur aktuell werden lassen, d.h. die Suche nach gemeinsamen politischen Traditionen und Kulturelementen, die sich ideengeschichtlich oder auch empirisch zumindest bei den Eliten der jeweiligen Gesellschaften nachweisen lassen. Konkret werden dann die Elemente politischer Ordnung in Gestalt gemeinsamer Demokratievorstellungen und der nordamerikanischen Vorbildcharakter als bedeutsamstes politisches Projekt der Moderne hervorgehoben (Mielke 1997). Auch aus der Perspektive des iberischen und iberoamerikanischen Beitrages zu einer atlantischen politischen Kultur ist die Existenz einer Erfahrungs- und Wertegemeinschaft betont worden, die zumindest bezogen auf die Demokratiekomponente erst jüngerem Datums ist. Konstatiert wird eine „iberisch induzierte Klammer über den Atlantik zwischen Ländern des Nordens und solchen des Südens“ (Puhle 1997: 83), die geeignet ist, eine stabilisierende Rolle für die Integrationsbemühungen zwischen Ländern des entwicklungspolitischen Nordens und Südens zu spielen.

Damit muss sich auch das Verständnis über den deutschen Beitrag zum Kulturaustausch wandeln, ein Prozess, der oft auf deutlichen Widerstand stößt. So erfordert es viel Aufklärungsarbeit deutlich zu machen, dass heute „logischerweise ...Kultur aus Deutschland, nicht die deutsche Kultur im Zentrum (steht)“ (Hoffmann 1999: 192).

4. Die Rolle Spaniens in den europäisch-lateinamerikanischen Kulturbeziehungen

Die Anzahl der Metaphern zur Beschreibung der Rolle Spaniens im Feld des Kulturaustausches mit Lateinamerika weist schon auf die

Schwierigkeiten dieser Rolle hin. Da ist von dem „Kanal“, der „Brücke“, der Vermittlerrolle und sogar der Sprecherrolle für Lateinamerika die Rede, ohne dass immer recht klar würde, welche Beschreibung nun eine Selbst- und welche eine Fremdzuschreibung darstellt. Die doppelte Mitgliedschaft Spaniens in der iberoamerikanischen Gemeinschaft und der EU hat dazu geführt, dass aus diesem Tatbestand eine Scharnierfunktion abgeleitet wird, die auch von den europäischen wie lateinamerikanischen Partnern je nach konkreter Interessenlage entweder gewünscht oder abgelehnt wird. Die Entwicklung der iberoamerikanischen kulturellen Zusammenarbeit hat gerade durch Spanien – und manchmal unter den kritischen Blicken Portugals – aufgrund der Gemeinsamkeit von Sprache und Geschichte eine Tiefe erreicht, die deutlich jenseits der Möglichkeiten anderer europäischer Nationen liegt. Die *Organización de los Estados Ibero-Americanos* (OEI) nimmt im kulturellen Bereich dabei eine herausragende Rolle wahr, die durch Kooperationen wie etwa dem *Convenio Andrés Bello* noch vertieft wird. Dies gilt sowohl im Bereich des historischen Kulturbesitzes, der Denkmalpflege aber auch der Förderung des Buches und der Künste. Eine vergleichbare Förderungsbreite durch Stipendien für Kurse und Auftritte in Spanien kann bis heute auch die gemeinschaftliche Kulturpolitik Europas nicht anbieten. Nicht zuletzt nimmt auch das Instituto Cervantes Aufgaben der Diffusion der spanischen und hispanoamerikanischen Kultur wahr und gliedert sich damit in die Bemühungen zur Belebung des „iberoamerikanischen Raumes“ ein, eine erklärte Zielsetzung der spanischen Außenpolitik (Roy/Galinsoga 1997).

Gleichwohl werden Differenzierung zur und Komplementarität mit der euro-lateinamerikanischen Kooperation oftmals nicht deutlich, d.h. die „Brücke“ aus Lateinamerika nach Europa über Spanien endet zu oft auf der iberischen Halbinsel, die auf ihr bewegten Kulturgüter und -dialoge gelangen nicht in den Rest Europas, und können damit nicht in ihrer Potenzialität entwickelt werden. Es ist insofern ein Mangel an der binneneuropäischen Kulturpolitik festzustellen.⁴ Wie in allen anderen Ländern der EU auch mischen sich dabei oftmals die Interessen der

⁴ Entsprechendes lässt sich auch bezogen auf die intensiven Kontakte Deutschlands zu den mittel- und osteuropäischen Ländern feststellen, die weithin nicht in die übrigen Länder der EU vermittelt werden.

kulturellen Selbstrepräsentation mit denen der kulturellen Zusammenarbeit. Wenn ich manche Stimmen aus Lateinamerika richtig interpretiere, wird dies auch dort mit mancher kritischer Distanz wahrgenommen. Bestehen bleibt dabei aber auch die Einschätzung, dass Spanien – nicht zuletzt durch sein wirtschaftliches Engagement – in Lateinamerika eine Vorreiterrolle für die EU übernommen hat und sich eine wichtige Präsenz – mit allen ihren auch heute spürbaren Folgen – übernommen hat (Fazio Vengoa 2000).

Auswärtige Kulturpolitik in Zeiten des knappen Geldes gerät leicht auf den Weg in die Repräsentationskultur. Dieser Gefahr, die nicht zuletzt unter dem Zeichen des Kultursponsorings angelegt ist und der „Event-Kultur“ auch in der internationalen Kulturpolitik nahe steht, muss ein bürgerschaftliches und zivilgesellschaftliches Engagement förderndes Konzept entgegengesetzt werden. Diese Komponente der Kulturbeziehungen zwischen Deutschland-Spanien und Lateinamerika sollte geradezu ein entscheidendes Merkmal der Zusammenarbeit sein, auch wenn es sich in den verschiedenen Ländern und Regionen unterschiedlich ausgebildet hat. Die Beteiligung gesellschaftlicher Gruppierungen am kulturellen Leben, die breite Präsenz privater und öffentlicher Stiftungen an der Entwicklung kultureller Projekte sind wichtige Bausteine eines distinktiven Musters der Kulturbeziehungen, die es weiter zu entwickeln gilt. Spanien kann in dieser Hinsicht eine Erfahrung einbringen, die in vielen Ländern – zumal in Deutschland – noch erheblich unterentwickelt ist. Kultur als Verpflichtung, Einmischung und Anstiftung ist insofern ein zentrales Merkmal für ein Verständnis von auswärtiger Kulturpolitik, das stärker in internationalen kulturellen Prozessen als in kurzfristigen Kulturevents denkt. Nur dann kann auch der globale Dialog vorangebracht werden, der immer stärker in das Blickfeld rückt. Kulturpolitik muss in dieser Orientierung Teil einer Ordnungspolitik werden, die der Marktwirtschaft auch international einen verlässlichen Werterahmen setzt.

Gerade in der iberoamerikanischen Welt und den transatlantischen Beziehungen haben die Prozesse regionaler Integration und globaler Interdependenz auch die Rahmenbedingungen für die auswärtige Kulturpolitik und die Kulturbeziehungen verändert. Die Projektion eigener kultureller Inhalte findet ihre Grenze in internationalen kulturellen Prozessen, die zu vergleichbaren Fragestellungen unterschiedliche Antworten zu Tage fördern. Die traditionellen Positionen kultureller Re-

präsentanz geraten damit nicht nur an ihre (finanziellen) Grenzen: Die Bewahrung kultureller Identitäten und der Globalisierungsdruck erfordern Schwerpunktsetzungen und spezifisch abgestimmte Programmangebote. In immer stärkerem Maße wirken internationale kulturelle Prozesse wie der Tourismus und die internationalisierten Mediengiganten auf die Länder der Welt ein, ihre Antworten auf diese Kommunikationsmuster vor dem Hintergrund eigener kultureller Erfahrungen und lokaler Wissenskulturen sind wichtige Bestandteile für die Gestaltung internationaler Kulturbeziehungen (Wilke 1996). „Angesichts der unterschiedlichen Fundamentalismen (islamischer oder christlicher, marktliberaler oder universalistischer Prägung) besteht die eigentliche und schwierigste Aufgabe heute darin, mit jenen ins Gespräch zu kommen, die sich dem Dialog (noch) verweigern, mit denen wir aber in gemeinsamer Verantwortung für die Zukunft unseres geplagten Globus verbunden sind“ (Hoffmann 1999: 187). Es gilt insofern nicht nur die Seite des „McWorld“ sondern auch des „Jihad“ (Barber 1999) zu berücksichtigen, d.h. die Präsenz einer gerade in Lateinamerika stark ausgeprägten „globalen Oberflächenkultur“ (Senocak 1997: 31), die aber in bestimmten Sektoren auch mit der Entstehung globaler kultureller Codes, die überall angewandt und verstanden werden (Röbke/Wagner 1997: 79), verbunden ist. An dieser Stelle muss natürlich auf das Wirken der Kulturindustrien verwiesen werden, die – wie am Beispiel der lateinamerikanischen Mediengiganten *Televisa* und *El Globo* nachweisbar (Roncagiolo 1996) – einen nachhaltigen Einfluss auf Alltag und Selbstverständnis der Konsumenten ausüben. Dies gilt nicht zuletzt auch für die Beziehungen zwischen Spanien und Lateinamerika: Für den Bereich der Buchproduktion ist das alte Muster der Asymmetrie deutlich erkennbar, wenn man sich vor Augen führt, dass 70 Prozent der spanischen Buchproduktion nach Lateinamerika exportiert werden, während nur 3 Prozent der in Lateinamerika produzierten Titel ihren Weg auf die iberische Halbinsel finden. Dabei beschränkt sich das Interesse weithin auf belletristische Texte, Publikationen aus den Bereichen der Kulturstudien, Soziologie und Anthropologie aus Lateinamerika stoßen bei spanischen Verlagen kaum auf Interesse (García Canclini: 2002: 50). Die spanischen Verlagshäuser – oftmals europäischen Konsortien wie *Bertelsmann* und *Planeta* untergeordnet – verwandeln sich damit zusammen mit den großen Akteuren der Telekommunikation wie *Prisa*, *Telefónica* und *Radio Television Española* zu

Trägern und Verwalten eines „Lateinamerikanismus“, der sich an transnationalen Interessen ohne hinreichende Berücksichtigung autonomer Repräsentationen der Region orientiert (García Canclini 2002: 48). Dadurch wird die endogene kulturelle Produktion unter starken Konkurrenzdruck gesetzt, periphere Kulturen auf lokale Traditionen zurückgedrängt, wobei einige folkloristisch stilisiert zu kommunikativen Exportprodukten erhoben werden. Zur Vermittlung zwischen den Mikro-Öffentlichkeiten der traditionellen Kulturen und den Makro-Öffentlichkeiten der Massenmedien müssen daher neue Vermittlungsinstanzen geschaffen werden, die sich sicherlich nur aus bürgerschaftlichen Initiativen und autonomen Strukturen symbolischer und kultureller Produktion nähern können..

„Das Verschwinden von Distanzen aber führt oft zu einer Verkomplizierung des Verhältnisses von Eigenem und Fremden“ (Senocak 1997: 30), ein Tatbestand, der heute weniger als in der Vergangenheit durch Migrationsprozesse determiniert wird. Die Interkulturalität wird heute sehr viel stärker durch Medienkommunikation hergestellt (García Canclini 1999: 79). Gerade in diesem Kontext kann Kultur als Brücke und Verständigungsfaktor (Winkler 1997: 41) wirksam werden. Interkulturalität ist insofern konstitutiv für die Transnationalisierung und Entterritorialisierung der kulturellen Ausdrucksformen, die es in einer neuen Architektur der Globalisierung vor der Negation der Diversität zu bewahren gilt.

Es besteht die Gefahr, dass „Interkulturalität ... selten über ein gegenseitiges Selbstgespräch hinaus(führt), in dem die aktiven Rollen schon vor dem Gespräch festgelegt worden sind“ (Senocak 1997: 31). Es muss daher darauf ankommen, die geeigneten Bedingungen für diesen interkulturellen Dialog zu schaffen, der sich jenseits bestehender Strukturen und Institutionen bewegen sollte. Sperren und Schleusen in den transkulturellen Kanalnetzen (Markwirth/Röbke 1997: 122) sind allgegenwärtig, die Gefahren des Kulturalismus und der Ästhetisierung sind bereits beschrieben worden (Scherer 1997).

5. Schlussbemerkung

Auf dem Gipfeltreffen der europäischen Staats- und Regierungschefs in Madrid formuliert der brasilianische Präsident Fernando Henrique

Cardoso: „Aunque nos encontramos próximos en espíritu, en realidad seguimos muy distantes“. Auch wenn man diese Aussage in den Kontext der lateinamerikanischen Ungeduld mit der Europäischen Union stellen mag, ist für mich in vielen Momenten gerade auch der von brasilianischer Seite artikulierte Vorwurf vernehmbar gewesen, Europa schöpfe die Potenziale der Zusammenarbeit mit Lateinamerika im kulturellen Bereich nicht aus, es sei eine „Ökonomisierung“ der Kooperation feststellbar. Dem kann man trotz der Vielzahl an Kooperationsprogrammen in der Grundtendenz nicht widersprechen. Insofern sollte bei der Suche nach Dreieckskonstellationen im kulturellen Feld keine Sonderheit einer Beziehung Deutschland-Spanien-Lateinamerika gesucht oder konstruiert werden. Die Internationalisierung von Kunst und Kultur steht diesem Bemühen nach meiner Auffassung bei allen Spezifika bilateraler Kulturbeziehungen entgegen. Dreiecke im Rahmen dieser Kooperation lassen sich viele finden, die geeignet sind, die Vielfalt des kulturellen Lebens zwischen Europa und Lateinamerika zu beschreiben.

In Madrid, „das Museumsdreieck“ gebildet aus dem *Prado*, dem Thyssen Bornemisza und dem *Reina Sofía*, befindet sich ebenso im Bereich eines Fußweges wie dies für das Dreieck zwischen *Museo de Antropología*, *Rufino Tamayo* und *Museo de Arte Moderno* im *Parque de Chapultepec* in Mexiko gilt. Etwas mehr körperlich anstrengen muss man sich im Museumsdreieck von MALBA, *Bellas Artes* und *Museo de Arte Decorativo* in Buenos Aires oder auf dem Weg zwischen den Museumskomplexen in Dahlem, dem Kulturforum und der Museumsinsel in Berlin. In jedem der vier Fälle findet man dort einen Durchgang durch nationale Kunst mit einer guten Dosis an Universalität, die uns allen den Zugang zum anderen eröffnet.

Bibliografie

Barber, Benjamin R. (1999): *Demokratie im Würgegriff. Kapitalismus und Fundamentalismus – eine unheilige Allianz* (engl. Jihad vs. McWorld). Frankfurt a.M.

Bodemer, Klaus/ Detlef Nolte (1998): „¿Hacia un triángulo transatlántico? Nuevos acentos en la agenda latinoamericana de Alemania, la

Unión Europea y Estados Unidos en los años 90". In: *D+C Desarrollo y Cooperación*, 2/ März-April 1998, S. 12–15.

Bodemer, Klaus/ Grabendorff, Wolf/ Jung, Winfried/ Thesing, Josef (eds.) (2002): *El Triángulo Atlántico: América Latina, Europa y Estados Unidos en el sistema internacional cambiante*. Sankt Augustin.

De Souza Costa Barros, Alexandre (1985): „Verteidigungs- und Sicherheitsprobleme: Rückwirkungen auf das Atlantische Dreieck“. In: Grabendorff, Wolf/ Riordan Roett (Hrsg.) (1985): *Lateinamerika-West-europa-Vereinigte Staaten. Ein atlantisches Dreieck*. Baden-Baden, S. 185–196.

Ette, Ottmar (1994): Asymmetrie der Beziehungen. Zehn Thesen zum Dialog der Literaturen Lateinamerikas und Europas.“ In: Scharlau, Birgit (Hrsg.): *Lateinamerika denken. Kulturtheoretische Grenzgänge zwischen Moderne und Postmoderne*. Tübingen, S. 297–326.

Fazio Vengoa, Hugo (2000): „América Latina en la política exterior de España“. In: *Historia crítica*, Santafé de Bogotá, 20, S. 55–92.

Friedrich-Ebert-Stiftung et al. (2002): *Hacia la Segunda Cumbre Europa-América Latina. Recomendaciones desde la perspectiva alemana*, Caracas.

García Canclini, Néstor (1999a): „Globalizarnos o defender la identidad. ¿Cómo salir de esta opción?“ In: *Nueva Sociedad*, 163, S. 56–70.

García Canclini, Néstor (1999b): *La globalización imaginada*. Buenos Aires.

García Canclini, Néstor (2002): *Latinoamericanos buscando lugar en este siglo*. Buenos Aires.

Garzón Valdes, Ernesto (2001): „Las relaciones culturales entre Alemania e Hispanoamérica, especialmente en el ámbito de los ciencias sociales y del espíritu“. In: *Diálogo Científico*, 10, 1, S. 45–62.

Grabendorff, Wolf (1985): „Die vereinigten Staaten und Westeuropa: Konkurrenz oder Kooperation in Lateinamerika?“ In: Grabendorff, Wolf/ Riordan Roett (Hrsg.) (1985): *Lateinamerika-Westeuropa-Vereinigte Staaten. Ein atlantisches Dreieck*. Baden-Baden, S. 283–300.

Grabendorff, Wolf/ Riordan Roett (Hrsg.) (1985): *Lateinamerika-Westeuropa-Vereinigte Staaten. Ein atlantisches Dreieck*. Baden-Baden.

Grabendorff, Wolf (2002): „El Triángulo Atlántico: ¿una visión realista?“. In: Bodemer, Klaus/ Grabendorff, Wolf/ Jung, Winfried/ Thesing, Josef (eds.) (2002): *El Triángulo Atlántico: América Latina, Europa y Estados Unidos en el sistema internacional cambiante*. Sankt Augustin, S. 375–391.

Hamm-Brücher, Hildegard (1980): *Kulturbeziehungen weltweit. Ein Werkstattbericht zur Auswärtigen Kulturpolitik*. München/Wien.

Heine, Jorge (1999): „¿Cooperación o divergencia? Hacia una nueva agenda en las relaciones europeo-latinoamericanas“. In: *Estudios Internacionales*. Santiago, 24, S. 106–158.

Herzog, Roman (1997): „Geleitwort“. In: Werner Weidenfeld (Hrsg.): *Dialog der Kulturen. Orientierungssuche des Westens – zwischen gesellschaftlicher Sinnkrise und globaler Zivilisation*. Gütersloh.

Hoffmann, Hilmar 1999: „Das Goethe-Institut als Netzwerk für den Kulturdialog“. In: Deutscher Kulturrat (Hrsg.): *Kulturpolitik für das 21. Jahrhundert – Anforderungen an die Informationsgesellschaft*. Bonn, S. 185–202.

Jacob, Olaf (1994): „Die kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu Lateinamerika“. In: Manfred Mols/ Christoph Wagner (Hrsg.): *Deutschland-Lateinamerika. Geschichte, Gegenwart und Perspektiven*. Frankfurt a.M., S. 279–317.

Konrad-Adenauer-Stiftung/ Friedrich-Ebert-Stiftung et al. (1999): *Europa y América Latina hacia la Cumbre de Río. Recomendaciones desde la perspectiva alemana*. Caracas.

Lepenies, Wolf (1995): „Das Ende der Überheblichkeit“. In: *Die Zeit*, Ausgabe vom 24.11.95, S. 62.

Lepenies, Wolf (1996): „Von der Belehrungskultur zur Lernkultur“. In: Schmid, Helmut/ Voscherau, Henning/ Lepenies, Wolf/ Bubis, Ignatz (Hrsg.): *Wozu deutsche auswärtige Kulturpolitik?* Stuttgart.

Maihold, Günther (1999): Lateinamerika und die Globalisierung – Entgrenzung, Begrenzung und Ausgrenzung? In: *Zeitschrift für Kulturaustausch*, 49, S. 22–24.

Maihold, Günther (2000): „Deutschland und Lateinamerika – Realitäten und Chancen der Kulturbeziehungen“. In: *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz*, 36, 1999, S. 201–218.

Maihold, Günther (Hrsg.) (2001): *Ein „freudiges Geben und Nehmen“? Stand und Perspektiven der Kulturbeziehungen zwischen Lateinamerika und Deutschland*. Frankfurt a.M..

Mallo Gutiérrez, Tomás (ed.) (2001): *España e Iberoamérica: Fortaleciendo la relación en tiempos de incertidumbre*. Madrid (AIETI).

Markwirth, Jürgen/ Rübke, Thomas (1997): „Kulturarbeit in der multikulturellen Gesellschaft“. In: Kulturpolitische Gesellschaft e.V. (Hrsg.): *Interkultureller Dialog. Ansätze, Anregungen und Konzepte für eine interkulturell ausgerichtete Kulturarbeit und Kulturpolitik*. Bonn/Essen, S. 117–129.

Mielke, Gerd (1997): „Einführung in die Thematik“. In: *Atlantische politische Kultur. Dimensionen und Perspektiven*. (Atlantische Texte 6) Kaiserslautern, S. 9–22.

Mols, Manfred (1994a): „Deutschland und Lateinamerika vor dem Hintergrund einer veränderten internationalen Situation“. In: Mols, Manfred/ Wagner, Christoph (Hrsg.): *Deutschland-Lateinamerika. Geschichte, Gegenwart und Perspektiven*. Frankfurt a.M., S. 5–12.

Mols, Manfred (1994b): „Struktur und künftiges Interessenprofil einer deutschen Lateinamerikapolitik“. In: Mols, Manfred/ Wagner, Christoph (Hrsg.): *Deutschland-Lateinamerika. Geschichte, Gegenwart und Perspektiven*. Frankfurt a.M., S. 379–422.

Mols, Manfred (1998): „Deutschland und Lateinamerika. Lateinamerikas relativer Stellenwert in der deutschen Außenpolitik“. In: JDZB (Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin) (Hrsg.): *Die Beziehungen zwischen Deutschland, Japan und Lateinamerika*. Berlin, S. 115–130.

Nelle, Florian (1994): *Atlantische Passagen. Paris am Schnittpunkt südamerikanischer Lebensläufe zwischen Unabhängigkeit und kubanischer Revolution*. Berlin.

Neumeister, Sebastian (1998): *Europa in Amerika. Annäherungen und Perspektiven*. Berlin.

Puhle, Hans-Jürgen (1997): „Der Beitrag der iberischen Halbinsel zur atlantischen politischen Kultur“. In: *Atlantische politische Kultur. Dimensionen und Perspektiven* (Atlantische Texte Bd.) Kaiserslautern, S. 69–88.

Rama, Ángel (1984): *La ciudad letrada*. Hannover.

Reidy, Joseph W. (1964): „Latin America and the Atlantic Triangle“. In: *Orbis*, 8, S. 52–65.

Reyes, Alfonso (1956): *Obras Completas*, Bd.4, México.

Röbke, Thomas/ Wagner, Bernd (1997): „Interkultureller Dialog – eine Herausforderung für die Kulturpolitik“. In: Kulturpolitische Gesellschaft e.V. (Hrsg.): *Interkultureller Dialog. Ansätze, Anregungen und Konzepte für eine interkulturell ausgerichtete Kulturarbeit und Kulturpolitik*. Bonn/Essen, S. 79–109.

Rössner, Michael (1993): „Post-Boom, noch immer Boom oder gar kein Boom? Gedanken zu den Problemen von Übersetzung und Ver-

marktung lateinamerikanischer Literatur im deutschen Sprachraum“. In: Ludwig Schrader (Hrsg.): *Von Góngora bis Nicolás Guillén. Spanische und lateinamerikanische Literatur in deutscher Übersetzung – Erfahrungen und Perspektiven*. Tübingen, S. 13–23.

Rössner, Michael (1999): „Magischer Realismus und mythisches Bewusstsein: Die Literatur Lateinamerikas zwischen europäischer Erwartung und lateinamerikanischem Selbstverständnis“. In: Elke Mader/Maria Dabringer (Hrsg.): *Von der realen Magie zum magischen Realismus*. Frankfurt a.M. (¡atención! Jahrbuch des österreichischen Lateinamerika-Institutes Bd.2), S. 103–116.

Roncagliolo, Rafael (1996): „La integración audiovisual en América Latina: Estados, empresas y productores independientes“. In: Néstor García Canclini (ed.): *Culturas en globalización. América Latina – Europa – Estados Unidos: libre comercio e integración*. Caracas, S. 145–167.

Rouquié, Alain (1987): *Amérique latine. Introduction a l'Extrême Occident*. Paris.

Roy, Joaquín/ Galinsoga Jordà, Albert (eds.) 1997: *The Ibero-American space: dimensiones and perceptions of the special relationship between Spain and Latin America*. Miami.

Ruiz-Giménez, Guadalupe (1995): „El futuro de las relaciones culturales entre la Unión Europea y América Latina“. In: *Anuario de las relaciones europeo-latinoamericanas* 1994. Madrid, S. 103–117.

Russell, Robert (1985): „Die Wiederentdeckung Westeuropas: Lateinamerikas Beziehungen in den letzten zwei Jahrzehnten“. In: Grabendorff, Wolf/ Riordan Roett (Hrsg.) (1985): *Lateinamerika-Westeuropa-Vereinigte Staaten. Ein atlantisches Dreieck*. Baden-Baden, S. 95–110.

Scherer, Bernd (1997): „Machtstrukturen in interkulturellen Dialogen“. In: Kulturpolitische Gesellschaft e.V. (Hrsg.): *Interkultureller Dialog. Ansätze, Anregungen und Konzepte für eine interkulturell ausgerichtete Kulturarbeit und Kulturpolitik*. Bonn/Essen, S. 49–58.

Schröder, Gerhard (1994): „Freiheit und Vertrauen“. In: Hoffmann, Hilmar/ Maaß, Kurt-Jürgen (Hg.): *Freund oder Fratze? Das Bild von Deutschland in der Welt und die Aufgaben der Kulturpolitik*. Frankfurt/ New York, S. 30–35.

Senocak, Zafer (1997): „Orte zum Kennenlernen und Genießen. Über den interkulturellen Dialog“. In: Kulturpolitische Gesellschaft e.V. (Hrsg.): *Interkultureller Dialog. Ansätze, Anregungen und Konzepte für eine interkulturell ausgerichtete Kulturarbeit und Kulturpolitik*. Bonn/Essen. S. 27–36.

Schumann, Peter B. (1996): „Der Lateinamerikanische Film in Deutschland. Eine quantitative Erhebung“. In: Kohut, Karl/ Briesemeister, Dietrich/ Siebenmann, Gustav (Hrsg.): *Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland*. Frankfurt, S. 269–277.

Siebenmann, Gustav (1986): „La aporía de la valoración intercultural: el caso de los germanos ante los hispanos“. In: *Ibero-Amerikanisches Archiv* N.F., 12, S. 211–232.

Siebenmann, Gustav (1996): „Sind die Deutschen die letzten Entdecker Amerikas? Zur Rezeption der lateinamerikanischen Literaturen“. In: Kohut, Karl/ Briesmeister, Dietrich/Siebenmann, Gustav (Hrsg.): *Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland*. Frankfurt, S. 298–314.

Strausfeld, Michi (1996): „Die großen Multiplikatoren: Autorentreffen, Festivals, Messen und andere Zusammenkünfte“. In: Kohut, Karl/ Briesmeister, Dietrich/Siebenmann, Gustav (Hrsg.): *Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland*. Frankfurt, S. 285–296.

Werz, Nikolaus (1995): „Auswärtige Kulturpolitik und die kulturelle Präsenz Lateinamerikas in Deutschland“. In: *Lateinamerika Jahrbuch 1995*. Frankfurt, S. 48–78.

Whitaker, Arthur P. (1965): „Western Hemisphere and Atlantic Triangle“. In: William Manger (ed.): *The Two Americas. Dialogue on Progress and Problems*. New York, S. 75–93.

Wilke, Jürgen (1996): „Lateinamerika in den Medien: Zeitungen und Zeitschriften“. In: Kohut, Karl/Briesmeister, Dietrich/Siebenmann, Gustav (Hrsg.): *Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland*. Frankfurt, S. 255–277.

Winkler, Beate (1997): „Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert: Leben mit kultureller Vielfalt. Chancen – Bedrohung – demokratisches Prinzip“. In: Kulturpolitische Gesellschaft e.V. (Hrsg.): *Interkultureller Dialog. Ansätze, Anregungen und Konzepte für eine interkulturell ausgerichtete Kulturarbeit und Kulturpolitik*. Bonn/Essen, S. 37–44.

Witte, Barthold C. (1992): „Auswärtige Kulturpolitik des vereinten Deutschland“. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch*, 42, S. 12–20.

Walter Haubrich

Besonderheiten der politischen Kultur in Deutschland und Spanien und ihre Auswirkungen auf die bilateralen Beziehungen

Es ist, zumindest für mich, nicht gerade leicht, „politische Kultur“ zu definieren, obwohl ich schon einmal einen langen Essay über politische Kultur im Spanien der siebziger, achtziger und neunziger Jahre veröffentlicht habe. Ich will mich um eine Definition des Begriffes auch gar nicht bemühen, sondern Ihnen nur einige Beobachtungen aus den verschiedenen Bereichen, die man im weiteren Sinne der Politik oder dem Politischen und noch weiter dem öffentlichen Leben zugehörig hält, mitteilen.

Themenfelder wären die Aktivitäten der Politiker und all derer, die sich im Umfeld der Politik, vor allem in Spanien, als *clase política* bezeichnen, dann die Meinungsmedien natürlich, die Beschäftigung der Intellektuellen mit politischen Themen, Politik in Literatur und Kunst, die in den meisten europäischen Ländern und besonders in Spanien sehr politisierte Justiz, die Kirche und ihr Einfluss auf die Politik, die zunehmend wichtige Rolle der großen Wirtschaftsunternehmen bei den politischen Entscheidungen, das Interesse der Bevölkerung an Politik, je nach sozialer Schicht und Altersstufe.

Dass die Politik für die gesamte Bevölkerung außergewöhnlich wichtig ist, das bestreiten nicht einmal die Menschen, die sich in Deutschland wie in Spanien selbst als unpolitisch bezeichnen. Die Entscheidungen der Politiker, ob auf regionaler, staatlicher oder europäischer Ebene bestimmen in sehr starkem Maße das Leben aller Bürger, auch das private. Hin und wieder können die Staatsbürger durch ihre Stimmabgabe auf die Politik einwirken, können sich zwischen mehreren politischen Optionen entscheiden, später aber so gut wie nie – auch nicht bei sehr wichtigen Entscheidungen – mitreden. Versuche, über basisdemokratische Methoden die Bürger häufiger mit einzubeziehen, misslingen fast immer: Die Wähler wollen nicht so oft bemüht werden, oder sehen selbst ein, dass sie über viele diffizile Entscheidungen nicht ausreichend informiert sind, ja es nicht sein können.

Zunächst denkt man natürlich bei dem Begriff „politische Kultur“ an das Verhältnis der Bevölkerung zum politischen System und zu den Handlungsweisen der politischen Amtsträger und der gewählten Volksvertreter, auch an das Interesse der Bevölkerung an der Politik überhaupt.

Was hatten die Politiker vor einem Vierteljahrhundert in Spanien doch für schöne Zeiten erlebt! Heute erinnern sich noch viele von ihnen mit Nostalgie an die letzten Jahre der Franco-Diktatur und den Beginn der *transición*, des Übergangs zur Demokratie, als sie, die Männer und Frauen der Politik, die Protagonisten der Zeitungsreportagen, der Kaffeehausgespräche und der Radiodebatten waren. Sie waren die wahren Helden ihrer Zeit – und das, obwohl es während der Diktatur Francos ja eigentlich gar keine Politik gab und in den ersten Jahren nach dem Tod des Diktators die Spanier sich zunächst einmal in das öffentliche politische Tun und Meinen einfügen mussten. In den letzten Jahren der Diktatur sprach ganz Spanien, trotz der Schranken von oben, von Politik, und viele Spanier betätigten sich auch politisch, allerdings illegal und von Polizei und Justiz ständig bedroht. Die Arbeiterschaft war stark politisiert und demonstrierte gegen die Diktatur auf den Straßen der großen Städte. Nicht wenige Arbeiter bezahlten ihren mutigen Einsatz mit dem Leben. In den vielen politischen Cafés saßen Intellektuelle und Künstler, vom aktiven Tun ausgeschlossene Politiker und in der gesamten Revolutionsliteratur bewanderte Studenten und spielten rhetorisch alle möglichen Umwälzungen in ihrem Staat durch.

Spanien hatte damals trotz der Zensur erstaunlich interessante politisch-kulturelle Zeitschriften, die in einer zumindest den Eingeweihten verständlichen Sprache die kühnsten Staatstheorien und Revolutionsmechanismen verbreiten konnten. Junge Spanier, die sich in den letzten fünf Jahren der Diktatur als unpolitisch bezeichneten, galten unter ihren Bekannten aus der gleichen Generation als wenig intelligent, feige oder extrem opportunistisch.

Die Politiker konnten sich zu Beginn der *transición* dann tatsächlich als die Helden dieser Jahre fühlen, vor allem die, welche vorher verbotenen Organisationen und Parteien angehörten. Aber auch den früheren Mitarbeitern der Diktatur, die rechtsgerichtete Parteien gegründet oder sich diesen angeschlossen haben, machten der freie politische Wettbewerb, die offene Diskussion und das Reden bei Wahlkundgebungen offensichtlich Freude.

Man wird es vielleicht heute nicht mehr glauben wollen: Im Wahlkampf 1977 besuchte in Madrid eine Million Menschen eine Kundgebung der Kommunistischen Partei Spaniens, über eine halbe Million war bei einer Veranstaltung der Spanischen Sozialistischen Arbeiterpartei dabei. Die meisten kamen aus Interesse. Viele Spanier gingen damals zu den Kundgebungen mehrerer Parteien, um sich zu informieren. 1979 war der Zulauf etwas geringer geworden, aber immer noch viel stärker als in den Nachbarländern mit längerer demokratischer Tradition. 1982 füllte zumindest die damals siegreiche sozialistische Partei noch große Stierkampfplätze. Heute gehen fast nur noch Mitglieder und überzeugte Sympathisanten zu den Veranstaltungen der einzelnen Parteien.

Nicht einmal 20 Jahre waren seit dem Ende der Diktatur vergangen, da zeigte sich eine große Mehrheit der Spanier als an der Politik überhaupt nicht oder wenig interessiert. Sich verächtlich über demokratische Politiker zu äußern, galt, vor allem in den wohlhabenden Schichten, als modisch und fein. Gerade die Spanier der wohlhabenden Rechten hatten bald die Angst vor der Demokratie verloren und schnell gemerkt, dass man auch in einem demokratischen Staat viel Geld verdienen konnte – vorausgesetzt, man hatte bereits Vermögen. Den bereits Wohlhabenden kam nämlich die große Geldvermehrung in den Jahren des schnellen Wachstums und der Spekulation in der Zeit des so genannten *pelotazo* zugute. Wer wenig besaß, konnte nicht viel vermehren. Viele der vom *pelotazo* Begünstigten stehen heute an der Spitze großer Unternehmen, vor allem der privatisierten früheren Staatsfirmen. Korruptionsfälle, auch im Bereich der Regierung, sind immerhin noch nachvollziehbare Gründe für eine Entfremdung von der Politik.

Korruption hat es in Spanien immer gegeben – wie in vielen anderen Ländern übrigens auch – nur dass in den diktatorisch oder oligarchisch bestimmten Perioden die meisten Menschen nichts von der Korruption der Regierenden oder der hohen Staatsbeamten erfuhren. In der Demokratie schreiben die Zeitungen über Korruptionsfälle. Wenn dann auch das eine oder andere Mitglied einer linken Partei – wie ein Direktor der *Guardia Civil* – als korrupt erklärt wird, ist der Skandal besonders groß. Korruption ist in der spanischen Geschichte fast immer eine Begleiterscheinung rechtsgerichteter Regierungen gewesen – gewiss, die Linke hat auch nur selten regiert. Korruptionsfälle bei der Rechten lösen kaum Empörung aus, werden von der Bevölkerung als

fast normal hingenommen; über Korruption bei der Linken, vielleicht auch noch der politischen Mitte, empört sich die Bevölkerung hingegen sehr. Darüber sollten sich die Linke und die Mitte eigentlich freuen. Die Erfahrung der letzten 20 Jahre zeigt, dass rechte Politiker geschickter, wahrscheinlich weil geübter als die der Linken bei der Selbstbereicherung vorgehen. Die Linken lassen sich offensichtlich leichter erwischen.

Joaquín Arango, der langjährige Leiter des staatlichen Umfrageinstitutes *Centro de Investigaciones Sociológicas* sprach schon in der ersten Hälfte der neunziger Jahre von einer zunehmenden *desafección política*, von einer Abneigung, einem Unwillen gegenüber der Politik. Das sei eine Mischung aus Apathie, kritischer Grundhaltung, Distanz zu den Institutionen, Parteien und Politikern; eine Haltung, die zwar auch in anderen Ländern heute anzutreffen ist, von den in vielen Dingen zu Übertreibungen neigenden Spaniern allerdings besonders demonstrativ zur Schau gestellt wird. Arango und einige andere Autoren, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, halten die Mehrheit ihrer Landsleute für schlecht informiert, ihre Kenntnisse in politischen Fragen seien oberflächlich, das mache es ihnen schwer zu differenzieren, etwa in ihrem Urteil über verschiedene politische Führer, und fördere so ein allgemeines Misstrauen gegenüber Politik und Politikern.

Nachdem die Politiker ihre Heldenrolle verloren hatten, wurden für einige Jahre Finanziere und Spekulanten zu Idolen der spanischen Gesellschaft. Ein so bedenkenloser und geldgieriger Bankier wie Mario Conde, schließlich wegen Milliardenbetrugs verurteilt, wurde Jahre hindurch viel bewundert, am Königshof gern gesehen, von der Rechten zum Hoffnungsträger erkoren und von vielen jungen Spaniern als Vorbild erwählt. Gerade auch die jungen Spanier geben offen zu, vorwiegend am eigenen materiellen Fortschritt, am persönlichen und häuslichen Glück interessiert zu sein; die am Gesamtwohl orientierten Werte wie soziale Gerechtigkeit oder Solidarität mit den ärmeren Völkern der Welt werden in Umfragen nur noch von ganz Wenigen als wichtig für ihre Lebensgestaltung genannt. Angeblich soll das politische Interesse der jungen Spanier wieder etwas größer geworden sein, die Wahlbeteiligung war zuletzt jedenfalls in der jüngeren Generation immer noch gering.

Im Vergleich zu Deutschland wird in Spanien wenig getan, um das politische Interesse zu wecken, weder in den Schulen und Universitä-

ten noch von den Parteien, die ebenso wie die Gewerkschaften sich kaum um Mitgliederwerbung kümmern. Vielleicht finden die Nichtregierungsorganisationen noch am meisten Zulauf. Die Kenntnisse, die die jungen Spanier heute von ihrer jüngeren Geschichte haben, sind gering; dass die derzeitigen Freiheiten nicht vom Himmel gefallen sind, ihnen nicht vom lieben Gott, vom König oder von irgendeinem Politiker geschenkt wurden, sondern von einem Teil der Bevölkerung erkämpft wurden, das ist ihnen anscheinend kaum bewusst.

Den Medien kommt eine wichtige Funktion bei der Information der Bevölkerung, also auch bei der Entstehung der politischen Kultur zu. Versagen nun die Medien in Spanien? Die Zeitungen informieren ausführlich, auch über Politik aus dem Ausland. Es gibt einige negative Phänomene im heutigen spanischen Journalismus, die wir nicht verschweigen sollen, zum Beispiel eine zu enge Parteinahme bei manchen Zeitungen, zu große Anlehnung an die Regierungspolitik; so werden Kampagnen mit einem sehr konkreten politischen Ziel, etwa dem Sturz der Regierung, veranstaltet. Es gibt allerdings keine Boulevardzeitungen. Deshalb ist die Zahl der Zeitungsleser in Spanien und Deutschland nicht vergleichbar. In Deutschland kaufen Millionen Menschen ein sensationalistisches Blatt, das man zwischen drei U-Bahn-Stationen von vorn bis hinten durchlesen kann.

Den investigativen Journalismus findet man in Spanien zwar auch hin und wieder – man denke an die inzwischen schon verschwundene Zeitung *Diario 16*, die sich hier einige Verdienste erworben hat –, doch gewöhnlich besteht der investigative Journalismus in Spanien aus einem Scheckbuch der Zeitung oder des Verlages und einem Briefkasten. Unangenehm ist sicher im heutigen Spanien der neue Nationalismus, der auch bei den Journalisten, z.B. bei den allgemein eher wenig kenntnisreichen Sportjournalisten, anzutreffen ist.

Das seit mehr als fünf Jahren in Europa kursierende und vielleicht auch manchmal auf etwas böswillige Art weitergegebene Bild vom „hässlichen Spanier“, wie es – zum ersten Mal, glaube ich – Christian Wernicke in *Die Zeit* herausgestellt hat, hat Ciro Krauthausen schon erwähnt. Dieses Bild ist nicht ganz falsch: Das aggressive und überzogene Selbstbewusstsein mancher Spanier und auch Politiker in Europa schafft viel Verärgerung. Es ist die Haltung des Spaniers, der auf jeden freundschaftlichen Rat und manchmal auch Kritik antwortet: „¿y a nosotros, qué?“. Was man in Madrid und auf Madrid bezogen vor allem

chulería oder die *chulería madrileña* nennt. Im Europa der Europäischen Union sind die Spanier gerade wegen dieses überzogenen Selbstbewusstseins vielleicht besonders unbeliebt.

Von den Zeitungen zum Radio: Die Wortsendungen und politischen Informationen, Kommentare und Debatten über den ganzen Tag hinweg sind weitaus besser als der deutsche „Dudelfunk“, der meiner Meinung nach schlecht und wenig informiert. Das spanische Fernsehen ist politisch parteiisch, ich meine damit die Regierungskanäle – und das sind ja fast alle. Es gibt zuviel Werbung, Kultursendungen sind selten und wenn, dann kommen sie nach Mitternacht und in der Morgenfrühe. Das deutsche Fernsehen ist gewiss auch nicht vorbildlich und wird immer schlechter, doch die öffentlich-rechtlichen Sender stehen qualitativ auf einer höheren Stufe als die staatlichen spanischen Sender. Zur politischen Kultur tragen die Zeitungen und der Rundfunk bei, aber das spanische Fernsehen kaum. In spanischen Fernsehkanälen gibt es inzwischen ja auch kaum noch politische Debatten.

Mehr als in anderen europäischen Ländern gibt es in Spanien Meinungskolumnen von Autoren, die man für prominent hält. Das sind häufig Schriftsteller und Professoren, die zum öffentlichen Leben gehören, natürlich auch Journalisten. Es mag ja im Prinzip positiv und erfreulich sein, wenn Intellektuelle in Spanien häufig in Zeitungen schreiben, weniger erfreulich ist es, wenn Schriftsteller, Intellektuelle und solche, die sich dafür halten, in ständigen Kolumnen sich zu allen möglichen Themen, vor allem aus dem politischen Bereich, äußern, dabei aber über die meisten dieser Themen keine Sachkenntnisse haben.

Juan Goytisolo hat sich häufig über das Phänomen der „Experten in allen Fragen“ beklagt. Am besten sind noch die Kolumnen von Journalisten, die zumindest von Berufs wegen es gewohnt sind, ihre Meinung auf Sachkenntnis aufzubauen, oder von Schriftstellern, die einmal Journalisten waren, etwa Rosa Montero. Von anderen – Gala, Umbral, Elvira Lindo, Albiac – möchte man, wenn man ihre Kolumnen gelesen hat, wohl kein Buch mehr lesen.

Verantwortlich für den Verfall der guten Sitten im politischen Umgang miteinander und besonders für den Niveauverlust der politischen Kultur sind in einem Land mit einer stark politisierten Justiz auch zahlreiche Richter und Staatsanwälte, die sich zur politischen Klasse zählen und ihr Ziel durch die Justizialisierung der Politik, die wiederum eine Folge der Politisierung der Justiz ist, erreichen wollen. Die politi-

schen Starrichter können eine Gefahr für den Rechtsstaat in Spanien darstellen. Unpolitisch war die Justiz in Spanien nie, am wenigsten in der Zeit Francos, als die allermeisten Richter und Staatsanwälte sich darauf beschränkten, die bestehenden Gesetze – selbst, wenn es die Gesetze des Unrechtsstaates waren – in ihren Urteilen anzuwenden. Kritik an der Diktatur kam von den Richtern sehr selten, hingegen viel häufiger von den Rechtsanwälten. Manche Richter taten sich damals durch Übererfüllung ihres politischen Solls hervor und verurteilten die wegen politischer Delikte angeklagten Regimegegner zu härteren Strafen als es die Gesetze vorsahen: etwa Gewerkschaftler zu 20 Jahren Gefängnis wegen der Zugehörigkeit zu den damals illegalen freien Gewerkschaften.

Die „schrecklichen Juristen“ (José Comas brachte den Ausdruck von Hochhuth in die politische Umgangssprache Spaniens), die ja in Deutschland zumindest in den ersten Jahren nach dem Nazistaat eine unrühmliche und keineswegs geringe Rolle gespielt haben, gibt es in Spanien auch heute noch. Obwohl die spanischen Richter weniger Schuld auf sich geladen haben als ihre Kollegen in Deutschland, hätte man sie in der beginnenden Demokratie doch lieber im Ruhestand gesehen. In den ersten Jahren des neuen demokratischen Staates fällten einige von ihnen noch Urteile im Sinne des vorherigen Regimes; andere ließen Mörder aus rechtsextremen Gruppen für einige Tage aus dem Gefängnis – diesen Urlaub benutzten diese dann erwartungsgemäß zur Flucht ins Ausland. Es mag viele Verfolgte der Diktatur seltsam berührt haben, als sie 1996 den Familiennamen der ersten Justizministerin der Regierung Aznar hörten: Mariscal de Gante. So hießen auch zwei der berühmtesten Richter des Sondergerichtes für Öffentliche Ordnung (TOP). Einer von ihnen war der Vater, der andere der Onkel der Justizministerin. Weniger noch als in der Justiz haben sich die maßgeblichen Namen in der spanischen Wirtschaft geändert. Die wirtschaftliche Macht ist zum größten Teil in den gleichen Familien geblieben. Nur die Unfähigsten aus diesen Familien verloren an Einfluss und vielleicht auch an Reichtum, weil die Anforderungen und auch die Konkurrenz in einem demokratischen Staat bei der Unternehmensführung und im Finanzsektor etwas größer sind als unter einem autoritären Regime.

Eine seiner größten Aufgaben hat das demokratische Spanien lange vor sich hergeschoben: die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit. Erst jetzt wagt ein Teil der Bevölkerung – und das gegen den erklärten

Willen der Regierung und der Volkspartei (PP) –, sich mit den Zehntausenden Erschießungen nach dem Bürgerkrieg zu beschäftigen sowie mit den Verbrechen und Opfern auf der Seite Francos während dieses Krieges zwischen den beiden Spanien. Die Kenntnis dieser Vergangenheit könnte das Interesse der jüngeren Generation am derzeitigen politischen Leben vermehren und wäre damit ein wichtiger Beitrag zur politischen Kultur in Spanien.

Ignacio Sotelo

Die politische Kultur Deutschlands und Spaniens und ihre geschichtliche Entwicklung

Die politische Kultur Deutschlands und Spaniens ist sehr unterschiedlich, um nicht zu sagen, gegensätzlich ist. Aber bevor ich auf diese These eingehe, möchte ich einige Überlegungen zum Thema „politische Kultur“ anzustellen. Seit nun schon mehr als 40 Jahren verwendet man diesen Begriff und bezieht ihn sowohl auf territoriale Einheiten (man spricht von der politischen Kultur Spaniens, Frankreichs, Englands, Andalusiens), als auch auf soziale Gruppen (man spricht von der politischen Kultur der Arbeiterklasse, der Beamten, einer politischen Partei). Das dem Begriff zugrunde liegende Konzept entstand in den USA, wo die Politologen Gabriel A. Almond, Sidney Verba und Lucian W. Pye das Ziel verfolgten, die subjektive Dimension der Politik wie Glaubenssätze, Werte und Verhalten, in die politische Wissenschaft mit einzubeziehen und individuelles politisches Verhalten zu erklären, also z. B. die Beteiligung, Indifferenz oder kritische Distanz von Seiten der Bürger gegenüber der Politik.

Es hat sich als fruchtbar erwiesen, den Blick auf jene subjektiven Faktoren zu lenken, die der plumpe Marxismus der Nachkriegszeit missachtet oder einfach verleugnet hatte. Dies hat nicht nur den Rahmen der politologischen Analyse erweitert, sondern auch dazu beigetragen, dass unterschiedliche theoretische Positionen und methodische Ansätze mit einbezogen oder zumindest in Beziehung zueinander gestellt wurden.

Tatsächlich werden verschiedene Konzepte der politischen Wissenschaften im Begriff „politische Kultur“ zusammengefasst: von den ersten Versuchen, vergleichende Studien durchzuführen, die der Frage nachgehen, warum Länder mit ähnlichen sozioökonomischen Strukturen und politischen Institutionen eine so unterschiedliche politische Verhaltensform aufweisen, bis hin zur Einbeziehung der Politik in einen umfassenderen kulturellen Kontext. Mit letzterem folgte man dem Beispiel der sozialen Anthropologie, die je nach kulturellem Umfeld unterschiedliche Formen der politischen Vergesellschaftung beschreibt

und die die Rezeption des Behaviorismus (Schule von Chicago), der in den dreißiger Jahren den politischen Mikrokosmos aus einer individuellen Sicht darstellte (H. D. Laswell), erleichtert hat.

Das Konzept der politischen Kultur hat einigen bis dato entwerteten oder geächteten Fragen wie die des „nationalen Charakters“ oder des „politischen Stils“ eines bestimmten politischen Führers ihre Legitimation zurückgegeben. Manchmal wurde jedoch auch gesündigt, wenn mit einer exzessiven Psychologisierung verdeutlicht werden sollte, auf welchem ideologischen Bein man hinkte. Aber letztlich hat die Beziehung zwischen nationaler Kultur und politischen Institutionen genauso wenig wie die Frage nach der Stabilität – nicht nur der politischen Institutionen, sondern auch der politischen Kultur – etwas von ihrem ursprünglichen Interesse eingebüßt.

Die Aufmerksamkeit richtete sich von Anfang auf „die politische Kultur der Demokratie“, die G. Almond und S. Verba 1963 in ihrem Buch, das zum Vorreiter wurde, als *civic culture* definiert haben. Der Begriff passte bezeichnenderweise auf die angelsächsische Welt, während „die politische Kultur der mediterranen Welt“, zu der man Italien, Spanien und Griechenland zählte, als Gegenmodell herangezogen wurde: Wo im angelsächsischen Prototyp Integration und Stabilität unterstrichen wurden, galt für den mediterranen Prototyp Aufteilung (*segmentación*) und Instabilität. In den letzten beiden Jahrzehnten haben die kulturellen und politischen Unterschiede zwischen dem angelsächsischen und dem mediterranen Kulturraum abgenommen. Der Begriff der mediterranen politischen Kultur sollte deshalb aber nicht verworfen werden. Man sollte die eigenen Werte der Region, so wie sie sich im Laufe einer langen Geschichte gefestigt haben, positiv in den Vordergrund rücken, statt sich nur negativ über den Kontrast zur angelsächsischen Kulturpolitik zu definieren.

Der Mittelmeerraum war nur zur Zeit des Römischen Imperiums eine kulturell homogene Region. Mit der islamischen Expansion geht diese Einheit verloren. Auf beiden Seiten des *Mare Nostrum* konsolidieren sich zwei Zivilisationen, die christliche und die islamische, die nicht nur verschieden sind, sondern sich auch befehden. Wenn wir von der „politischen Kultur des Mittelmeerraums“ sprechen und ihr als spezifische Merkmale politisches Misstrauen, starke familiäre und freundschaftliche Bindung, Vorrang des Handels gegenüber der Industrie, etc. zuschreiben, dann beziehen wir uns ausschließlich auf den europäi-

schen und christlichen Mittelmeerraum, der Portugal mit einbezieht, also geographisch gesehen eigentlich atlantisch, aber kulturell „mediterran“ ist, obwohl die politische Kultur der anderen geographisch mediterranen Länder vielleicht gar nicht so unterschiedlich ist.

Heute besteht der Mittelmeerraum aus vier Kulturen, einem römisch-katholischen Teil im Westen, einem griechisch-orthodoxen Teil im Osten, einem jüdischen (dem jüngsten) und schließlich einem islamischen Teil. Die friedliche Entwicklung der Region verlangt die Wiederherstellung der verlorenen Einheit. Die fortschreitende Verflechtung und Abhängigkeit beider Welten, der christlichen und der muslimischen, ist ein Faktor, der immer mehr Bedeutung erlangt und der politische Verhaltensweisen und Werte der Region in seinem gesamten Kontext mit der Zeit verändern muss. So wie auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die politische Stabilisierung der südlichen Länder Europas die unerlässliche Voraussetzung für ein starkes Europa war, so ist die Entwicklung des Islam und die Integration des islamischen Mittelmeerraums die große Herausforderung, die sich Europa in unserem gerade begonnenen Jahrhundert gestellt hat.

Wenn wir Spanien mit Deutschland vergleichen, fällt als erstes auf, dass beide Länder nicht mit dem angelsächsischen Modell übereinstimmen, was uns zu der falschen Annahme führen könnte, dass zwischen den beiden eine Affinität bestünde. Dabei besteht eine Gemeinsamkeit zunächst nur in der mangelnden Übereinstimmung mit dem angelsächsischen Modell. Darüber hinaus sind die Unterschiede offensichtlich. In den folgenden Ausführungen beschränke ich mich auf einen Aspekt, den ich für wesentlich erachte: die unterschiedliche, ja gegensätzliche Beziehung, die beide Länder zum Staat haben.

Ein wesentliches Merkmal, das für die Geschichte Deutschlands bezeichnend ist, ist die Tatsache, dass bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine Vielzahl von Klein- und Kleinststaaten aufrechterhalten wurde. Napoleon erklärte 1806 das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ für beendet. Diese Vielfalt an Staaten, „Vielherrschaft“ genannt, was man mit *Polyarchie* übersetzen müsste, hat nach allgemeiner Auffassung den Charakter des zeitgenössischen Deutschlands wesentlich geprägt.

Wir können nicht umhin, auf die vielen keineswegs negativen Spuren hinzuweisen, die die Aufteilung Deutschlands in eine große Anzahl von Kleinststaaten bis heute hinterlassen hat. Schon Goethe sprach sich

für die alte Reichsordnung zu Gunsten einer kulturellen Entwicklung, die durch die Kleinstaaten gefördert wurde, aus. Jeder einzelne Staat hatte Interesse an einer eigenen Universität und einem eigenen Theater. Mit diesen beiden kulturellen Institutionen standen die Staaten untereinander in Konkurrenz, um bedeutende Persönlichkeiten aus dem kulturellen Leben für sich zu gewinnen. Die Wettbewerbsfähigkeit und die Vielfältigkeit von Kulturzentren scheinen die Voraussetzung für eine schnelle kulturelle Entwicklung zu sein: ein Argument, das in unserer Zeit der Schriftsteller Günter Grass¹ verwendete, um sich seinerzeit für ein weiteres Bestehen der zwei deutschen Staaten auszusprechen.

In Deutschland verlief der politische Prozess im Vergleich zu den anderen führenden Staaten Europas in entgegengesetzter Richtung. Nachdem das Reich mit dem verfrühten Versuch einer politischen Vereinigung gescheitert war und keine Integration großflächiger Territorien erreicht werden konnte, folgte man schließlich dem einfachsten Weg und gab der zunehmenden Tendenz einer wachsenden Zersplitterung der politischen Macht den Vorzug. Während es in England, Spanien und Frankreich die Monarchie verstand, als integrierende Kraft die politische Macht der adligen Großgrundbesitzer nach und nach zu beschränken, gelang es den deutschen Fürsten und übrigen Feudalherren, nicht nur ihre eigenen Rechte und Funktionen beizubehalten, sondern teilweise sogar zu erweitern. Das verhinderte letztendlich, dass sich das Reich zu einem Staat im modernen Sinne entwickelte. Dieser Prozess wurde noch dadurch verstärkt, dass die aufstrebenden Mächte – konkret: Spanien bis zum Westfälischen Frieden im Jahre 1648 und später Frankreich mit Ludwig XIV –, vor allem daran interessiert waren, die Aufteilung Deutschlands in Kleinstaaten aufrecht zu erhalten.

So stoßen wir auf ein bezeichnendes Merkmal Deutschlands: die territoriale Zersplitterung in Klein- und Kleinststaaten als Konsequenz des verlängerten Feudalismus bis ins 19. Jahrhundert. In keinem anderen Teil Europas blühte der Feudalismus mehr als in Deutschland, nirgends hielt er sich so lange. Die Errungenschaft, die diese Zeit wie keine andere charakterisiert, nämlich die Reformation, konnte sich nur mit

¹ Grass, Günter: „Deutschland: eine unvernünftige Wiedervereinigung“ In: *El País*, Madrid, 1990, S. 37.

der Unterstützung der Kleinfürsten durchsetzen. Die Fürsten hatten bereits die Macht des Kaisers auf ein Minimum reduziert und hatten großes Interesse, sich von der Vormundschaft des Papstes zu befreien. Die Reformation trug zur Zementierung der politischen Verhältnisse bei, die zu einem patriarchalischen Absolutismus führen sollten, womit man weiterhin an das herrschaftliche Besitztum gebunden blieb und sich die Lehnsherrschaft über die Landbevölkerung und über einen Teil der Stadtbevölkerung erhielt.

Aus dieser starken Zersplitterung resultiert an erster Stelle eine ungeheure Rückständigkeit in der politischen Entwicklung. Denn wenn wir als Fortschrittskriterium die Existenz eines Staates voraussetzen, der groß genug ist, um einen Binnenmarkt zu organisieren, und stark genug, um im Inneren Privilegien und Monopole bestimmter Personen und Gruppen aufzuheben, und sich gleichzeitig nach außen hin gegenüber anderen Staaten behaupten kann, dann muss man sagen, dass Deutschland, gemessen an diesen Kriterien, zu Beginn des 19. Jahrhunderts politisch rückständig war.

Damit muss man ein zweites Merkmal in Verbindung bringen: Die politische Rückständigkeit war sowohl Ursache wie Folge einer beachtlichen wirtschaftlichen und sozialen Rückständigkeit im Vergleich zu Frankreich und England, jenen beiden Großmächten Europas, die seit dem 18. Jahrhundert den Lauf der Geschehnisse bestimmten. Die Tatsache, dass Deutschland nach dem Sieg im Jahre 1815 erneut eine Teilung in eine Vielzahl von Staaten vornimmt (wenn diese auch geringer als in der Zeit davor ausfällt), ohne dass es auf großen Widerspruch außer bei einigen wenigen Intellektuellen² stößt, ist ein klarer Beweis für den bescheidenen Grad an wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung dieser Zeit. Deutschland war also nicht nur ein politisch zersplittertes Land, sondern auch wirtschaftlich und gesellschaftlich rückständig, zwei Merkmale, die sich gegenseitig noch verstärkten.

Das dritte Merkmal ist wirklich erstaunlich: Das kulturelle Leben erlag nämlich nicht, was ja im Zusammenhang von politischen und sozioökonomischen Rückständen zu erwarten wäre. Im Gegenteil, in der

² Unter den bedeutendsten : Ernst Moritz Arndt (1769–1860) und Heinrich Luden (1780–1847).

zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weist das in kleinste politische Teile zerstreute Deutschland die Fähigkeit auf, sich auf wissenschaftlichem Gebiet zu behaupten. Mit der Aufarbeitung der englischen und französischen Aufklärung auf äußerst „originelle“ Art und Weise entsteht ein einmaliges Potential für das musikalische, philosophische, wissenschaftliche und literarische Schaffen. Das Goldene Zeitalter der deutschen Kultur fällt mit einer Epoche politischen Verfalls, wirtschaftlicher Mittelmäßigkeit und gesellschaftlichen Stillstands zusammen.

In Wirklichkeit sollte uns das Auseinanderklaffen von politischer, sozioökonomischer und kultureller Dimension nicht so erstaunen, da uns ja weitere Beispiele kulturellen Auflebens in Zeiten der Knappheit und des Niedergangs bekannt sind. Dies zeigt die relative Unabhängigkeit dieser drei Ebenen von einander. Dass der kulturelle Fortschritt dem politischen und dem wirtschaftlichen vorangeht und damit den Verlauf der letzteren bestimmt, betrachtet man als Besonderheit Deutschlands, womit letztlich einige zentrale Aspekte der so genannten „deutschen Frage“ dargelegt wären.

Hier stoßen wir auf einen zentralen Begriff, den „Sonderweg“, den Deutschland zur Modernisierung ging, eine Vorstellung, die viel Spielraum und vor allem Anlass zur Kritik gab. Der Sonderweg würde einerseits Aspekte der deutschen Frage erklären, andere Aspekte dagegen wären umgekehrt durch ihn erst angestoßen worden. Die Begriffe „deutsche Frage“ und „Sonderweg“ verbinden sich im Laufe der Geschichtsschreibung als Ursache und Folge des gleichen Prozesses der besonderen Form der Modernisierung.

Von der Besonderheit Deutschlands zu sprechen setzt voraus, über ein Modell zu verfügen, anhand dessen man seine Verschiedenheit illustrieren kann. Ausgerechnet Karl Marx war es, der aus dem zu jenem Zeitpunkt politisch und wirtschaftlich fortschrittlichsten Teil Deutschlands, dem Rheinland, kam, der die theoretischen Grundlagen für eine Analyse der deutschen Realität schuf, indem er dem englischen Kapitalismus Modellcharakter zusprach; er ging so weit, dass für ihn die Zukunft aller anderen Länder in dessen Nachahmung bestand. Dies erlaubte es ihm, die Unterentwicklung Deutschlands in wirtschaftlicher Hinsicht festzustellen. Die Französische Revolution habe dagegen das politische Modell für den Eintritt in die Bürgerliche Gesellschaft geschaffen. Dass dieser in Deutschland nicht stattfand, bewiese den poli-

tischen Rückstand. Geht man von diesen beiden Modellen aus, dem englischen Kapitalismus und der Französischen Revolution, liegt der Kern der deutschen Frage in der verspäteten kapitalistischen Industrialisierung, die wiederum auf die nicht rechtzeitig durchgeführte bürgerliche Revolution zurückzuführen ist. Für Marx bestand die deutsche Frage im Wesentlichen in der Verspätung der bürgerlichen Revolution. Die deutsche Revolution, die sich am Horizont abzeichnete, hätte für Marx schon dieses Stadium der bürgerlichen Revolution überspringen müssen, um sich als erste proletarische Revolution zu realisieren. In einem Jugendtext, der in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern (1843-44) mit dem Titel *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* veröffentlicht wurde, schrieb Marx:

In Deutschland ist die Emanzipation vom Mittelalter nur möglich als die Emanzipation zugleich von den teilweisen Überwindungen des Mittelalters. In Deutschland kann keine Art der Knechtschaft gebrochen werden, ohne jede Art der Knechtschaft zu brechen. Das gründliche Deutschland kann nicht revolutionieren, ohne von Grund aus zu revolutionieren. Die Emanzipation des Deutschen ist die Emanzipation der Menschen. Der Kopf dieser Emanzipation ist die Philosophie, ihr Herz das Proletariat.³

Der lang anhaltende Feudalismus in Deutschland ist ein wesentliches Merkmal, das nur dann als solches spürbar wird, wenn es der entgegengesetzten Entwicklung entsprechender Länder wie Spanien, Großbritannien und Frankreich gegenüber gestellt wird: Die Absolute Monarchie förderte die nationale und territoriale Integration derer, die schließlich die modernen Nationalstaaten bilden.

Hat sich der Feudalismus in Deutschland zu lange gehalten, so liegt Spaniens Problem nach Ortega y Gasset genau im Gegenteil, der angeborenen Schwäche und baldigen Ohnmacht des Feudalismus auf der Iberischen Halbinsel. Deutschlands Geschichte stimmt aufgrund seines politisch resistenten Feudalismus nicht mit dem europäischen Modell überein. Spaniens Geschichte divergiert ihrerseits vom Modell Europas

³ „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ in: Karl Marx: *Die Frühschriften*, Stuttgart 1953, S. 224.

wegen seiner Schwäche und frühen Umwandlung zur Absoluten Monarchie, die durch die frühe Bürokratisierung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens eine freie Entfaltung des Landes verhinderte.

Der politischen Zersplitterung entspricht ein weiterer entscheidender Charakterzug, nämlich das Bewusstsein, eine Nation zu sein, mehr noch: entscheidend zur Idee der Nation beigetragen zu haben, lange bevor Deutschland zu einem Staat wurde. Herder und Fichte formulierten mit Schärfe und Radikalität die romantische Idee der Nation und beeinflussten damit auf entscheidende Art und Weise das Erwachen des nationalistischen Gedankenguts Europas. Herders Einfluss auf das nationale Bewusstsein in der slawischen Welt ist wohl bekannt. Weniger geläufig, aber nicht weniger bedeutend ist auch seine Wirkung auf Katalonien. Deutschland ist als „verspätete Nation“ bezeichnet worden. *Die verspätete Nation* ist der Titel des bekannten Buches von Helmut Plessner⁴, auch wenn man eigentlich sagen müsste, dass es der Staat war, der verspätet war. Denn die deutsche Nation hatte sich vor dem deutschen Staat gebildet. Dieser entstand nicht nur zu spät, sondern auch auf eine Weise, dass die Verspätung nicht aufgeholt werden konnte, bzw. so, dass für die bei der Entstehung genommenen „Abkürzungen“ ein hoher Preis gezahlt werden musste.

In Deutschland existierte also zuerst die Idee einer deutschen Nation, dann erst, nach Überwindung enormer Hindernisse, gelang es, einen deutschen Staat zu errichten. Die führenden Mächte Europas hingegen, im 16. Jahrhundert Spanien, im 17. Jahrhundert Frankreich und im 18. Jahrhundert das Vereinigte Königreich von Großbritannien, erreichten die politische Vereinigung lange vor einem nationalen Bewusstsein im heutigen Sinne. In diesen Ländern ging der Staat der Nation voraus.

In Großbritannien und Frankreich verschmolzen dank der Revolutionen (der Engländer von 1640 bis 1688 und der Französischen von 1789 bis 1814, die schließlich im napoleonischen Staat, für Hegel in gewisser Weise Paradigma des modernen Staates, erstarrte) Staat und

⁴ Plessner, Helmut (1935: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Zürich.

Nation miteinander und gaben dem nationalen Staat seinen Ursprung. In Spanien hingegen gelang es trotz einiger verspäteter Versuche weder, die liberale Revolution durchzuführen, noch die daraus folgende Entfaltung einer modernen Gesellschaft zu ermöglichen. Spanien erlebte in dieser Zeit einen „Kurzschluss der Moderne“, wie Claudio Sánchez Albornoz es ausdrückt, und etablierte weder einen Kapitalismus, der in der Lage war, eine Industrialisierung durchzuführen, noch einen modernen Staat, der ausreichend effizient gewesen wäre, um einen solchen Prozess zu unterstützen. Erst später, 1898, mit dem zu verschmerzenden Verlust der letzten Kolonien, entwickelte sich im Baskenland und in Katalonien eine separatistische Eigendynamik, die trotz des Fortschritts, den der spanische „Autonomien-Staat“ (*Estado de las Autonomías*) bedeutete, bis heute nicht beendet ist.

Ob die Nation dem Staat vorangeht wie im Falle Deutschlands oder, wie im umgekehrten Falle Spaniens, der Staat der Nation, stellt einen wichtigen Unterschied dar, der folgenreich ist. Angenommen, der Staat bildet sich zuerst, dann begünstigt die Bindung verschiedener Territorien an eine Krone langfristig eine gemeinsame öffentliche Verwaltung, die soziale Verhaltensmuster vereinheitlicht, was wiederum nationale Zugehörigkeitsgefühle verursacht. Dies ist der Fall der Iberischen Halbinsel und ihrer amerikanischen Kolonien, einer Welt, in der es angemessen ist, von einer „Staatsnation“ zu sprechen, in Anlehnung an den Begriff *state-nation*, den Edmund S. Glenn verwendete, um diese Rangfolge zu betonen.⁵ Die ethnische Identität einiger Völker kann sich aber auch der nationalen Angleichung in einer neu gegründeten „Staatsnation“ widersetzen, sodass sowohl ein multinationaler Staat (Spanien) als auch die Tendenz zur Teilung in eine Vielzahl von Staaten (Hispanoamerika) entstehen kann.

Dagegen müsste man von einem „Nationenstaat“ (*Nación-Estado*) sprechen, in Anlehnung an Glenns Begriff *nation-state*, wenn sich das Bewusstsein, eine Nation zu bilden, vor der Staatenbildung entwickelt hat. So schwer der Prozess der politischen Einigung auch gewesen sein mag, und so viele Schwierigkeiten und Herausforderungen überwun-

⁵ Für die Unterscheidung von *state-nation* und *nation-state*, siehe Glenn, Edmund S.: „The Two Faces of Nationalism“. In: *Comparative Political Studies*, 3/1970, S. 347–366.

den werden mussten, der „Nationenstaat“ zielt doch immer darauf ab, eine von der Nation herbeigesehnte politische Einheit zu erreichen, obwohl er sich bedingt durch äußere Einflüsse in mehrere Staaten unterteilt oder sich in Form eines Föderalstaates organisiert. Während in einer „Staatsnation“ die Kraft von innen heraus, also zentrifugal wirkt, ist es im „Nationenstaat“ eine Zentripetalkraft. Hierin liegt der Hauptunterschied zwischen Spanien und Deutschland. Elementares Merkmal Deutschlands ist die volle Entwicklung der Idee der Nation lange vor der Bildung eines Staates, was zum Teil die Tendenz erklärt, sich so viele Male, wie es notwendig war, vereinigt zu haben. Dagegen tritt Spanien als Staat früh auf, aber mit besonderen Merkmalen, die die Modernisierung nicht ermöglichen, sodass die gesellschaftliche Dynamik zum Widerstand gegen diesen rückständigen Staat wird.

Man erzählt, dass während der Diktatur von Primo de Rivera Ramón del Valle-Inclán in einem Café saß, als sich ihm ein Herr näherte, das Revers seiner Jacke hochklappte, um ihm seine Plakette zu zeigen und lapidar „Polizei!“ sagte. Der aufgeklärte Dichter soll daraufhin geantwortet haben: „Und das sagen Sie einfach so, ohne sich zu schämen?“. Diese Anekdote ist typisch für den Kulturraum des Mittelmeers, wo man dem Staat gegenüber immer misstrauisch ist, mit dem man so wenig Kontakt wie möglich wünscht, gegen den sich das Volk zu verbünden neigt, sobald sich die Möglichkeit dazu bietet. Das wäre undenkbar in Deutschland, wo die staatlichen Institutionen nicht nur ein großes Ansehen, sondern fast schon Autorität haben. Dieses gegenläufige Verhältnis zum Staat, das die politische Kultur Deutschlands und Spaniens prägt, sei es nun positiv oder negativ, hat wichtige Konsequenzen in allen Bereichen des politischen und gesellschaftlichen Lebens. Und das prägt die politische Kultur beider Länder wiederum entscheidend. Dies macht der Geschichtsverlauf deutlich, in dem sich der über Jahrhunderte herbeigesehnte Staat in Deutschland zu spät konsolidiert, während er in Spanien zu früh und mit monarchistisch-katholischen Merkmalen gebildet wird und damit die freie gesellschaftliche Entfaltung zu einem guten Teil verhindert.

Die siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts stehen für eine Zeit des schnellen Wechsels innerhalb der spanischen Gesellschaft mit der entsprechend großen Wirkung auf die Wertvorstellungen. Es herrscht weitgehend Einigkeit hinsichtlich der Art der Veränderungen und ihrer Reichweite so wie der Geschwindigkeit, mit der sie sich voll-

zogen. Im Folgenden liste ich die bedeutendsten Werteveränderungen auf, um anschließend eine Einschätzung ihrer Auswirkung auf Einstellungen, Überzeugungen und politisches Verhalten, die schließlich die jetzt gültige politische Kultur ausmachen, abzugeben.

Die sechziger und die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts sind zwei Jahrzehnte von elementarer Bedeutung in der neueren Geschichte Spaniens. In dieser Zeit haben sich die wichtigsten Veränderungen der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vollzogen. In den sechziger Jahren macht Spanien einen großen Sprung und wandelt sich von einer unterentwickelten, noch hauptsächlich ländlichen zu einer industriellen und urbanen Gesellschaft. In den achtziger Jahren festigt sich nicht nur das wirtschaftliche Wachstum, die Modernisierung weitet sich über den Bereich der Produktion hinaus auf Politik, Gesellschaft und Kultur aus.

Drei Punkte müssen berücksichtigt werden:

(1) Die Revolution auf dem Gebiet der Gleichberechtigung der Frau, die eine Angleichung der Rechte erzielt und durch eine erhöhte Integration auf dem Arbeitssektor einen bis vor kurzem unvorstellbaren Grad an Unabhängigkeit ermöglicht. Die eindeutigste Folge dieser Veränderung ist der Rückgang der Geburtenrate, der Spanien sogar weltweit auf die letzten Ränge platziert. Ein Nebeneffekt, der das soziale und kulturelle Ungleichgewicht Spaniens zeigt, eines Landes, in dem eine grundlegende Revolution in so kurzer Zeit durchgeführt wurde, ist, dass der hohe Grad an Gewalt in der Ehe plötzlich an die Oberfläche kam. Nicht, dass sie vorher nicht existiert hätte. Sie war aber nicht sichtbar, da sie von den traditionellen Wertvorstellungen überdeckt wurde.

(2) Die Konsolidierung der Demokratie mit der entsprechenden Angleichung der Wertvorstellungen. Mehr als 80 Prozent der Spanier ziehen die Demokratie jedem anderen politischen System vor. Es ist noch nicht ausreichend darauf hingewiesen worden, dass im Übergang zur Demokratie, während der von Adolfo Suárez ermöglichten *transición*, Spanien einen Militärputschversuch erlitt. Ein weiterer war geplant für den 28. Oktober 1982, dem Tag der vorgezogenen Wahlen, an dem die Sozialisten (*Partido Socialista Obrero Español*) die Mehrheit erhielten. Die Tatsache, dass eines der alten Probleme, die Spanien seit dem 19. Jahrhundert mit sich schleift, vom spanischen Horizont verschwunden ist, nämlich die Einmischung des Militärs, der *Fuerzas Armadas*, in die nationale Politik, ist als solche ein historischer Meilenstein, der das

Land in die Lage versetzt, sich all den vielen Problemen zu stellen, die der Aufbau materieller Infrastruktur, Bildung und Kultur, die Anpassung an eine moderne Industriegesellschaft und die gesellschaftliche und demokratische Entwicklung mit sich bringen.

(3) Der Eintritt in die Europäische Gemeinschaft. Der 1. Januar 1986 ist ein besonderer Tag in der jüngsten Geschichte Spaniens. Mit der Erfahrung der letzten fünf Jahre stellt keiner mehr in Frage, dass die Zugehörigkeit zur Europäischen Union einen entscheidenden Hoffnungsfaktor darstellt. Die verschiedenen Regionen fühlen sich alle sehr europäisch, wobei einige sogar mehr oder weniger ausgeprägt ihre Zugehörigkeit zum Spanischen, ihre *españolidad* anzweifeln, was Spanien vielleicht sogar zu dem Mitgliedsland macht, das am meisten europäische Berufung und am wenigsten inneren nationalen Halt hat.

Die Veränderungen der Mentalität und Verhaltensformen der Spanier hängen ohne Zweifel mit dem Zusammenwirken der genannten drei Faktoren zusammen: der Emanzipation der Frau, der Demokratisierung des Staates und der Gesellschaft sowie der Integration Spaniens in Europa. Das Ergebnis ist eine Annäherung Spaniens an das gemeinschaftliche Europa und seine Übereinstimmung mit ihm.

Es wäre ein leichtes, die Liste an Mentalitätsveränderungen fortzuführen, die Änderungen in der politischen Kultur der Spanier mit sich gebracht haben. Es hat sich z.B. grundlegend das Verhältnis der Spanier zur Katholischen Kirche geändert. Die Zahl derer, die sich als katholisch betrachten, ist auf 86 Prozent gesunken und derer, die angeben, keinen Glauben zu haben, auf 13 Prozent gestiegen. Der Prozentsatz ist sogar noch niedriger, wenn es um die Frage nach dem Glauben an Gott geht (80 Prozent), und viel geringer bei der Frage nach dem Leben nach dem Tod (42 Prozent). Spanien ist nach wie vor ein katholisches Land, da sich die Mehrheit mit dieser Religion identifiziert. Für einen Teil der Spanier, der immerhin knapp über 20 Prozent liegt, kann die kirchliche Hierarchie aber dennoch keine Verhaltensdogmen und Richtlinien durchsetzen. Die wachsende Distanz der höchsten gesellschaftlichen Kreise zur Religion stellt einen neuen und genau zu beachtenden Faktor dar. Die gesellschaftliche und politische Führung braucht die Religion nicht mehr, um sich zu legitimieren, was einerseits die einflussreichen Klassen von der Unterstützung der Kirche unabhängig macht und andererseits die kirchlichen Institutionen vom direkten Einfluss von oben befreit. Und die katholische Kirche gewinnt umso mehr An-

erkennung und schwächt die radikalsten Gegenpositionen umso mehr, je undogmatischer und je persönlicher sie sich zeigt. Der wütende Antiklerikalismus einer nicht weit zurückliegenden Zeit zeigt jetzt schon Verfallserscheinungen. An der Religiosität gemessen nimmt Spanien innerhalb Europas unter den religiösesten Ländern (Portugal, Griechenland und Irland) und den weniger religiösen (Deutschland, Frankreich und Holland) eine mittlere Position ein.

Auf die Frage also, ob die katholische Kirche nach wie vor eine der wichtigsten Kräfte in der Politik und Gesellschaft des Landes ist, lautet die Antwort, dass der politische Einfluss der Kirche begrenzt ist, auch wenn er größer als der gesellschaftliche ist. Das verursacht nach wie vor ungläubige Überraschung. Früher wurde Spanien wegen seines autoritären Charakters und seiner politisch-gesellschaftlichen Verstrickung mit dem Katholizismus als ungeeignet für die Demokratie angesehen. Ein überholtes Bild, das man allerdings noch immer anstattweise in Deutschland vorfindet.

Bilanz

Joachim-Felix Leonhard

Versuch einer Bilanz

Es sind in diesen zwei Tagen des Symposiums, die für mich persönlich interessant und bereichernd waren, viele wichtige und zukunftsweisende Dinge gesagt und Perspektiven aufgezeigt worden. Die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen, das gegenseitige Bild in den Medien, Literatur und Sprache, die Künste, Wirtschaft, Politik und der Kontakt der Menschen miteinander standen in einem breiten Spektrum der Betrachtungen im Mittelpunkt. Dies gibt Gelegenheit zu Einschätzungen grundsätzlicher und damit auch strategischer Art.

Die Bestandsaufnahme dieses ersten Symposiums ist ohne Zweifel gelungen. Es ist eine Basis geschaffen worden, die freundschaftliche und gut funktionierende Achse zwischen unseren Ländern weiter auszubauen.

Es versteht sich bei einer von zwei Kulturinstituten getragenen Veranstaltung von selbst, dass die Funktionen und Möglichkeiten der Kultur im Dialog der Identitäten von Sprachen und Kulturen und damit die Begegnung der Menschen miteinander im Vordergrund stehen.

Ich möchte mich deshalb im Folgenden auf wesentliche und grundsätzliche Fragestellungen der Kulturbeziehungen zwischen Spanien und Deutschland aus der Perspektive Auswärtiger Kultur- und Bildungspolitik Deutschlands konzentrieren. Ich will hierbei nicht spezifisch die Arbeit der Goethe-Institute darstellen, sondern den Kontext Europa beleuchten.

1. Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik im europäischen Kontext

Europa – diese Vokabel, diese Idee, dieses Selbstverständnis rücken zunehmend in den Mittelpunkt unserer Arbeit. Ohne die Arbeit in den

anderen Teilen der Welt zu vernachlässigen und stets danach fragend, was den spezifischen Kontakt zwischen Deutschland und dem jeweiligen Gastland ausmacht, kann man doch sagen, dass unsere Heimat Europa ist. Wir verstehen uns als Europäer, als Deutsche, Schweden, Spanier. Europas Einheit – und das ist etwas anderes als Vereinheitlichung! –: das sind seine Länder, Regionen und Städte, seine Sprachen und Traditionen – und wir alle sind integraler Bestandteil.

Wir treten ein für eine gemeinsam entwickelte Zukunft in einem vielsprachigen Europa, in einem Europa der Regionen, einem Europa der Vielfalt und Offenheit. Formen nationaler Absonderung, Ausgrenzung oder Überheblichkeit erscheinen uns ohne Zukunft. Nationalismus führt stets in den Provinzialismus.

Die historische Erfahrung Deutschlands, vor allem auch zweier Diktaturen im 20. Jahrhundert und der damit verbundene kulturelle Lernprozess, die Verantwortung vor der Geschichte, ist und bleibt der paradigmatische Ausgangspunkt für die Planung und Realisierung unserer Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik. Es liegt im Interesse Deutschlands, die langfristige internationale Zusammenarbeit zu fördern und partnerschaftliche Beziehungsgeflechte in allen Bereichen der Kultur aufzubauen. Wir sind davon abhängig, denn der interkulturelle Dialog kann einen wertvollen Beitrag zu Demokratie und Frieden leisten. Diesen Frieden brauchen wir in Europa, umso mehr im globalen Kontext, um dem „clash of civilisations“ im Sinne einer kulturellen Krisenprävention begegnen zu können. Nicht erst seit dem 11. September 2001, aber seitdem besonders.

Man kann es zu den Erfolgen der besiegten Nation Deutschland rechnen, dass die Zwangslage des befleckten Rufs nach 1945 methodenbildend war. Sichtbar anders als die Konkurrenz versuchte die Auswärtige Kulturpolitik, die verlorene Anerkennung als Kulturnation wiederzuerlangen. Differenzierte Antworten auf ausländische Fragen nach unserer widersprüchlichen Kultur zu geben war der Weg, das wertvollste Gut unter den verlorenen Gütern, nämlich Glaubwürdigkeit und Vertrauen wiederzuerlangen. Der Verzicht auf offensive Durchsetzungsstrategien im Bereich der Sprache ist hierfür ein gutes Beispiel. Dialog und Kooperation statt Schaufensterveranstaltungen und das Prinzip der Partnerschaft bei der Auswahl und Entwicklung *gemeinsamer* Kulturprogramme wurden zu verbindlichen Verfahren in der als „dritten Säule“ der Außenpolitik konzipierten Auswärtigen Kulturpolitik.

Eine Wende war hierbei die Rückgewinnung der Souveränität in der so genannten „Berliner Republik“ mit dem „faktischen Abschluss unserer Nationalstaatenbildung“ (Joschka Fischer) – der Wiedervereinigung der beiden geteilten Deutschlands.

Es gibt wieder legitime Interessen der Deutschen Kultur im Ausland. Dies fällt gleichwohl zusammen mit der Knappheit der Mittel, die uns zunehmend vor schwierige Aufgaben stellt, und dem Siegeszug des neoliberalen Diskurses der Kultur. Die weichen kulturellen Faktoren werden im globalen Wettbewerb zu „hard facts“. So positioniert sich die „Berliner Republik“ auf dem Weltmarkt der Kultur. Die Methoden heißen Marketing und engagierte Produktstrategien. Hier stoßen wir im Wettbewerb um die Gunst der anderen z.B. auf die Briten, die ein cleveres „branding“ als Methode kultiviert haben, d.h. eine Markenstrategie für die Nation, das „*Cool Britannia*“: *More clicks – less bricks* ... ich füge hinzu: und Schließung von Instituten.

Und da gibt es natürlich die Amerikaner, die neben einer global triumphierenden, keiner staatlichen Unterstützung bedürftigen Kulturindustrie dezidiert und mit blendendem Erfolg auf die Gewinnung junger Eliten durch erstklassige Stipendien- und Betreuungsprogramme setzen. Warum also noch die Mühsal feingliedriger Diskussionsveranstaltungen, wenn man auf anderem Weg regelmäßig hohe Anteile der wirtschaftlichen und politischen Entscheider eines Jahrgangs auf seine Seite ziehen kann? Beim Wettbewerb um die junge Intelligenz will sich im globalen Rahmen niemand überbieten lassen.

Haben die Deutschen auch eine „branding“-Offensive – oder was setzen sie im Internet-Zeitalter ein? Derzeit entstehen, geradezu epidemisch, so genannte Deutschland-Portale, viele von Ihnen öffentlich finanziert, die den Massen ausländischer Kultursurfer optimale Verlinkung zu deutschen Highlights versprechen. Ob das auf Dauer den erhofften Erfolg zeitigen wird, wage ich zu bezweifeln, da die jetzige Strategie an den Zielgruppen und an der Welt zum Teil vorbeigeht. Die Zielgruppen können wir uns aber nicht erst aussuchen, sie sind längst da und wir sollten uns nach ihren Bedürfnissen, vor allem bei jungen Leuten, richten. Eine Alternative verbindet sich meines Erachtens mit dem Begriff der Vermittlung. Es geht hierbei um nicht weniger als um die kommunikative, ja geistige Arbeit der Analyse und Übertragung und eben nicht um den warenmäßigen Tausch von Produkten. Sprache ist für uns ebenso wenig eine Ware wie Kultur und Information, die es

auf den Weltmarkt nicht zu tragen gilt, weil Kultur nicht von der globalisierten Kommerzialisierung abhängig werden darf. Falls wir bereit sind, bei diesem, zugegebenermaßen anspruchsvollen Konzept zuviel Rabatt zu geben, machen wir uns selber überflüssig. So wie der Einsatz für die deutsche Sprache vor dem Hintergrund der nur relativen Bedeutung des Deutschen prinzipiell in der Sprachenvielfalt im europäischen Vielklang gelten sollte, können wir es uns gar nicht leisten, das allein auf den Produkterfolg, also auf die Verdrängung des Konkurrenten zielende Marktparadigma im Kulturaustausch zu privilegieren. Eines der ersten Opfer – siehe etwa die Geschichte des deutschen Films – wären wir selbst, aber nicht nur in deutscher, sondern bei Beachtung des Prinzips der europäischen Vielfalt, auch wir alle in Europa.

Es geht um den kleinen und schützenswerten Sektor einer öffentlich initiierten internationalen Kulturarbeit, die von der Gastchoreographie bis zur Übersetzungsförderung reicht und vieles Originäre, Kreative umfasst und eben nicht das kommerziell Verwertbare.

Kulturen sind zwar nicht gleich, aber sie sind gleichwertig. Leereich ist dabei für uns in Deutschland auch die Kultur der „Kleinen“. Man kann nicht die eigene Sprache fördern, ohne die Förderungswürdigkeit auch der anderen Sprachen zu betonen im Anspruch von Mehrsprachigkeit und Kompetenz von Kulturtechniken, man kann die Kultur eines Landes nicht fördern, ohne die kulturelle Vielfalt zu zeigen.

Das Goethe-Institut versteht sich als europäische Kulturinstitution im Geiste dieser Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik, wie ich sie soeben skizziert habe. Bestrebungen, gemeinsame binationale oder trinationale, sozusagen teileuropäische Kulturinstitute zu schaffen, tragen als lebensnahe und konkrete Ausformungen erste Früchte. In Kiew, Luxemburg und Moskau sind bzw. werden solche Institute bereits verwirklicht oder befinden sich in konkreter Planung in Zusammenarbeit mit dem British Council oder dem Institut Français. Dies sind Kulturinstitute mit gemeinsamem Dach und individuellen Ausprägungen je Stockwerk des Hauses, aber auch vielen Gemeinsamkeiten.

Ich möchte ein solches Haus auch mit dem Instituto Cervantes vorschlagen – irgendwo auf der Welt. Lassen sie uns bilateral über ein solches gemeinsames Europa-Haus nachdenken, nicht nur in Berlin oder Madrid, sondern auch in Ländern der so genannten Dritten Welt. Dort sollten sich Entwicklungshilfe und Kulturarbeit verbinden und die europäischen Nationen sich weniger als Nationen denn als europäisch

zeigen. Oder sollten die Gemeinsamkeiten der Europäer denn auf Schuldenerlasse beschränkt bleiben oder nicht auch Kooperationen auf kulturellem Sektor als Bildungsaufgabe bedeuten? Aspekte, die wir erörtern sollten – gerne auch mit weiteren Partnern.

Weiterhin wäre ein Personalaustausch möglich und meines Erachtens wünschenswert, in dessen Rahmen Mitarbeiter unserer Häuser entweder im Ausland oder in den Zentralen für ein halbes oder ein ganzes Jahr die Arbeit der Anderen kennen lernen und gemeinsame Projekte vermitteln und betreuen. Kulturkontakt muss konkret werden, Dialog muss auch praktisch sein – und je intensiver der Dialog zwischen unseren Kulturen geführt wird, desto konfliktfreier wird die globalisierte Zukunft sich gestalten lassen.

Wie können die Menschen in Spanien und Deutschland diese Idee konkret erleben?

2. Kulturdiallog konkret: drei Basisfelder

2.1 Vernetzung im Sprachunterricht

Die Möglichkeiten der Vernetzung über das Internet sind auszuloten. Wir müssen es als dynamisches Medium und Netzwerk nutzen, um z.B. interaktive Sprachkurse wie „redaktion D“ ([seit September 2003] im Internet) gemeinsam zu entwickeln oder Lehrerfortbildungssysteme über das Netz laufen zu lassen. Auch sind vielfältige Kontakte von Lernenden über das Internet in einer gemeinsamen Initiative zu entwickeln. Die Möglichkeiten hier erscheinen fast unbegrenzt.

2.2 Übersetzungsförderung

Die Förderung der deutschen Literatur im Ausland gehört zu den wichtigen Aufgaben der Auswärtigen Kulturpolitik. Wir arbeiten verstärkt im Übersetzungsbereich sowohl der Literatur wie des Sach- und Kinderbuchs. Hierbei ist das Konzept sowohl nachfrage- wie angebotsorientiert. Wichtig erscheint uns die Übersetzung von Werken, die einen Beitrag leisten zu Themen wie Demokratisierung, Menschenrechte, Zivilgesellschaft und Rechtsstaatlichkeit. Nach wie vor von Bedeu-

tung ist das Thema Aufarbeitung diktatorischer Vergangenheit als Erfahrungsfeld europäischer Zeitgeschichte im 20. Jahrhundert. Wichtig erscheint ebenfalls die Förderung von Publikationen, die die kulturelle Dimension Europas behandeln. Ferner gehören wirtschaftswissenschaftliche Themen in Verbindung mit Wirtschaftsethik, eingebettet in einen größeren Wertezusammenhang, zu den wichtigen Feldern. Die Auswahl der Werke richtet sich maßgeblich nach der Relevanz für das Zielland, an dieser Stelle für Spanien und seine Kulturen.

Solche Programme sollten beidseitig erfolgen – in gemeinsamer Konzeption und Abstimmung.

2.3 Gegenseitiges Besucherprogramm

Um ausländischen Interessenten und Multiplikatoren aus Kultur, Bildung und Medien die kulturelle und politische Landschaft Deutschlands, aber auch die deutsche Mentalität und Lebensweise näher zu bringen, organisiert unser Besucherprogramm jährlich für ca. 1.500 Personen qualifizierte Informations- und Kontaktreisen nach Deutschland. Diese Reisen dienen zur Etablierung von Arbeitskontakten und zur Verknüpfung von Personen und Institutionen, die langfristig immer auch der Arbeit der Auslandsinstitute zugute kommt. Diese Initiativen gilt es gegenseitig auszubauen.

Bestandsaufnahmen vorzunehmen heißt, Überlegungen für weitere Planungen anzustellen. Ich bin mir durchaus bewusst, dass die genannten Felder keine Neuheiten sind und bereits vielfältige gut eingespielte Kontakte zwischen unseren Ländern und deren Kulturinstituten bestehen. Dies zeigen nicht zuletzt Veranstaltungen wie diese. Aber: Regelmäßige Konsultationen zwischen den Planungsabteilungen unserer beiden Mittlerorganisationen wie wissenschaftlich-kulturelle Bildungssymposien wie dieses erste über „Die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen im europäischen Kontext: Bestandsaufnahme, Probleme, Perspektiven“ schaffen Nachhaltigkeit von Beziehungen, auch Gedächtnis. Gedächtnisbildung ist ja keineswegs etwa auf die Vergangenheit ausgerichtet, vielmehr dient sie in der Gegenwart jeweils der Zukunftsplanung, bezieht sich Herkunft auf Zukunft und umgekehrt.

Schlussdeklaration

Die Teilnehmer des ersten Symposiums „Die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen im europäischen Kontext: Bestandsaufnahme, Probleme, Perspektiven“ freuen sich über den Erfolg dieser Initiative des Instituto Cervantes und des Goethe-Instituts, die von der Fundación Goethe finanziert wurde.

Die Referenten haben eine kritische Bilanz der kulturellen Beziehungen aufgestellt und die Fortschritte, Defizite und Perspektiven für die Verbesserung der deutsch-spanischen Beziehungen innerhalb des europäischen Kontextes aufgezeigt.

Mehrere Referenten haben das mangelnde Gleichgewicht zwischen der Sprachvermittlung des Spanischen und des Deutschen in den jeweiligen Ländern hervorgehoben. Während das Erlernen der spanischen Sprache in Deutschland eine Blüte erlebt, bemerkt man in Spanien einen Stillstand am Interesse für Deutsch als Fremdsprache. Dabei ist das Erlernen beider Sprachen aber grundsätzliche Voraussetzung für die Erweiterung des kulturellen Austausches.

In Hinblick auf diese unbefriedigende Situation, schlagen die Referenten folgendes vor:

1. die notwendigen Bedingungen für eine Verbesserung und Ausweitung des Deutschunterrichts in Spanien zu schaffen,
2. mit finanziellen Mitteln die Bedingungen für eine Verbesserung der Übersetzertätigkeit zu fördern,
3. ein Institut für Deutsch-Spanische Studien in Madrid zu gründen (in Anlehnung an die *Casa de Velázquez*),
4. den akademischen Austausch zu fördern (sowohl der Schüler und Studenten als auch der Lehrer, Dozenten und Professoren),
5. solche Treffen wie dieses erste Symposium zu institutionalisieren.

Hiermit möchten wir diese Vorschläge den staatlichen Institutionen und privaten Einrichtungen bekannt geben, um den deutsch-spanischen Austausch anzuregen und zu vertiefen. Dies ist der gemeinsame Wunsch aller Teilnehmer.

Verzeichnis der Autoren und Symposiumsteilnehmer¹

Wolfgang Bader, Leiter des *Goethe-Instituts Madrid*

Joachim Bitterlich, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Madrid

Walther L. Bernecker, Lehrstuhlinhaber für Auslandswissenschaft, Romanischsprachige Kulturen, *Universität Erlangen-Nürnberg*

Reinhard Brembeck, Musikredakteur der *Süddeutschen Zeitung*, *München*

Pilar del Castillo, Spanische Ministerin für Bildung, Kultur und Sport

Ingeborg Christ, Ministerialrätin a.D., *Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen*

Klaus Dirscherl, Lehrstuhlinhaber für Romanische Literaturen und Kulturen, *Universität Passau*

Cecilia Dreytmüller, Literaturkritikerin, *Barcelona*

Félix Duque, Lehrstuhlinhaber für Philosophie, *Universidad Autónoma de Madrid*

Klaus Eder, Filmkritiker und Autor, *München*

Santiago García Echevarría, Professor für Unternehmenswissenschaft, *Universidad de Alcalá*

Ernesto Garzón Valdés, Professor em. für Auslandswissenschaft, *Universität Mainz*

Walter Haubrich, Korrespondent der *FAZ*, *Madrid*

Paul Ingendaay, Korrespondent der *FAZ*, *Madrid*

¹ Die Bezeichnung der Tätigkeitsfelder, Berufe oder Funktionen entsprechen dem Stand: Juni 2002, z.Zt. des Symposiums in Madrid.

Dieter Ingenschay, Lehrstuhlinhaber für spanischsprachige Literaturen, *Humboldt-Universität Berlin*; Vorsitzender des *Deutschen Hispanistenverbandes*

Jordi Jané, Lehrstuhlinhaber für Deutsche Philologie, *Universidad de Tarragona*

Ciro Krauthausen, Korrespondent von *El País*, *Berlin*

Rafael López-Campos Bodineau, Professor für Deutsche Philologie, *Universidad de Sevilla*

Jon Juaristi, Direktor des *Instituto Cervantes*

Joachim-Felix Leonhard, Generalsekretär des *Goethe-Instituts*

Günther Maihold, Direktor des *Ibero-Amerikanischen Instituts Preußischer Kulturbesitz*, *Berlin*

Simón Marchán Fiz, Professor für Ästhetik und Kunsttheorie, *Universidad Nacional de Educación a Distancia*, *Madrid*

José Monleón, Direktor der Theaterzeitschrift *Primer Acto*; Leiter der Stiftung *Instituto Internacional del Teatro del Mediterráneo*, *Madrid*

Carsten Moser, Geschäftsführer von *G+J España*

Hans-Jörg Neuschäfer, Professor für Romanische Philologie, *Universität Saarbrücken*

Ignacio Olmos Leiter des *Instituto Cervantes*, *Berlin*

Mariano Riestra, Regionalvorstand der *Commerzbank AG*, *Frankfurt*

Michael Scholz-Hänsel, Privatdozent am Kunstgeschichtlichen Institut, *Universität Leipzig*; Vorstandsmitglied der *Carl Justi-Vereinigung e.V.*

Ignacio Sotelo, Lehrstuhl für politische Wissenschaften, *Freie Universität Berlin*

Michi Strausfeld, Verantwortliche Lektorin für spanische, portugiesische, lateinamerikanische Literatur im *Suhrkamp-Verlag*

BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Veröffentlichungen des Ibero-Amerikanischen Instituts Berlin
Preußischer Kulturbesitz

- Vol. 90: **Peter Imbusch, Dirk Messner, Detlef Nolte (Hrsg.):**
Chile heute. Politik - Wirtschaft - Kultur.
2004; 960 S.; ISBN 3-89354-590-5
- Vol. 91: **Walther L. Bernecker, Klaus Dirscherl (Hrsg.):**
Spanien heute. Politik - Wirtschaft - Kultur. 4. vollständig neu
bearbeitete Auflage
2004; 846 S.; ISBN 3-89354-591-3
- Vol. 92: **Jan M. Kleinpenning:**
*Paraguay 1515-1870. A Thematic Geography of its
Development.* 2 Vols.,
2003; 1820 S.: ISBN 3-89354-592-1
- Vol. 93: **Bernd Hausberger, Antonio Ibarra (eds.):**
*Comercio y poder en América colonial. Los consulados de
comerciantes, siglos XVII-XIX.*
2003; 240 p.; ISBN 3-89354-593-X
- Vol. 94: **José Morales Saravia (Hrsg.):**
Garcilaso de la Vega. Werk und Nachwirkung.
2004; 304 S. ISBN 3-86527-116-2
- Vol. 95: **Ulrich Köhler (Hrsg.):**
*Chiapas. Aktuelle Situation und Zukunftsperspektiven für
die Krisenregion im Südosten Mexikos.*
2003; 332 S. ISBN 3-89354-595-6
- Vol. 96: **Herbert J. Nickel:**
Kaiser Maximilians Kartographen in Mexiko. 2003; 94, XXS.
2003; ISBN 3-89354-596-4

- Vol. 97: **Wolfgang Bader, Ignacio Olmos (Hrsg.):**
Die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen im europäischen Kontext. Bestandsaufnahme, Probleme, Perspektiven
 2004; 370 S.; ISBN 3-86527-103-0
- Vol. 98: **Janina Möbius:**
Und unter der Maske ... das Volk. LUCHA LIBRE - Ein Mexikanisches Volksspektakel zwischen Tradition und Moderne.
 2004, 400 S.; ISBN 3-86527-160-X
- Vol. 99: **Walther L. Bernecker, Marianne Braig, Karl Hölz, Klaus Zimmermann (Hrsg.):**
Mexiko heute. Politik - Wirtschaft - Kultur.
 2004; 826 S.; ISBN 3-86527-140-5
- Vol. 100: **Torsten Eßer, Patrick Frölicher (Hrsg.):**
"Alles in meinem Dasein ist Musik ..." Kubanische Musik von Rumba bis Techno.
 2004, 642 S; ISBN 3-86527-164-2
- Vol. 101: **Klaas Dykmann:**
Philanthropic Endeavors or the Exploitation of an Ideal? The Human Rights Policy of the Organization of American States in Latin America.
 2004; 506 p.; ISBN 3-86527-165-0

Iberoamericana

c/ Amor de Dios, 1
 E - 28014 Madrid
 Tel.: (+34) 91-429 35 22
 Fax: (+34) 91-429 53 97
www.bero-americaana.net



Vervuert Verlag

Wielandstr. 40
 D - 60318 Frankfurt am Main
 Tel.: (+49) 69-597 46 17
 Fax: (+49) 69-597 87 43
 E-mail: info@iberoamericanalibros.com

Deutschland und Spanien sind zwei befreundete Länder, die sich gemeinsam auf den Weg in eine europäische Zukunft begeben haben. Diese gemeinsame Zukunft wird nicht nur politisch oder wirtschaftlich sein, sie hängt in hohem Maße davon ab, dass man sich kulturell versteht, sich in jeweils verschiedenen kulturellen Kontexten wahrnimmt und das Geflecht der kulturellen Beziehungen gemeinsam organisiert. Der vorliegende Band gibt die Beiträge des ersten Symposiums wieder, das im Juni 2002 vom Goethe-Institut Madrid und dem Instituto Cervantes München organisiert wurde. Die Referenten sollten eine Bestandsaufnahme relevanter Felder der deutsch-spanischen Kulturbeziehungen vornehmen, die dabei auftretenden Probleme artikulieren und weiterführende Perspektiven erarbeiten. Der Rahmen war umfassend gesetzt: Wissenschaftler trafen sich mit Protagonisten der kulturellen Beziehungen selbst, Spartenvertreter, die sonst unter sich sind, dialogierten interdisziplinär mit den Experten aus anderen Fächern, persönliche Erfahrungen trafen auf fachliche Analyse – alle geeint in ihrem Engagement für die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen sowie in ihrer Ungeduld, die aufgezeigten Probleme und Ungleichgewichte möglichst bald einer Lösung zugeführt zu sehen.

